~~Sch. w. deutsche. pag. 693.~~

P. O. germ.
1641. — 1

<36604965800018

<36604965800018

Bayer. Staatsbibliothek

Graf Eugen von Rosenau.

Ein Roman

von

K. Woyda,

Verfasser der vertraulichen Briefe über Frankreich und Paris.

Erster Theil.

Berlin,
in der Vossischen Buchhandlung. 1805.

Les arts sont un besoin de l'esprit et du coeur.
Aimer et s'occuper, voilà le vrai bonheur!
Des fleurs du sentiment et des fleurs du génie,
Heureux, qui peut semer le chemin de la vie!
S'il trouve sous ses pas la peine et les douleurs,
Les arts et l'amitié sont ses consolateurs.
Loin d'user nos plaisirs, sans cesse ils les varient;
Par les noeuds les plus doux, ce sont eux qui nous lient.

DEMOUSTIER.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS
Bayerische Staatsbibliothek München

Vorerinnerung.

Eine weitläuftige Erklärung über den Zweck, welchen ich bei der Abfassung dieses Romans hatte, scheint mir sehr überflüssig zu seyn. Er spricht sich, wie ich glaube, im Buche selbst deutlich genug aus, und ich schmeichle mir, daß alle diejenigen, die Sinn dafür haben und ohne Leidenschaft zu urtheilen im Stande sind, ihn erkennen und mir Gerechtigkeit wiederfahren lassen werden. — Zum Ueberfluß nur bemerke ich hier für einige wenige Kunst- und Sittenrichter, daß ich mit diesem Romane keine moralische Abhandlung liefern wollte.

Dagegen, glaube ich, werden alle diejenigen, die selbst zu den höhern Ständen gehören, oder die Sitten und die Lebensart derselben, wie sie in Frankreich, und insbeson-

dere in Paris, vor der Revolution waren, und zum Theil noch sind, aus einem nähern Umgange mit ihnen kennen gelernt haben, mir eingestehen, daß meinen Schilderungen ein hoher Grad von Wahrheit zum Grunde liegt, und die Originale davon noch täglich angetroffen werden können. — In wiefern aber die Rahmen, in welche ich sie einzufassen für gut befunden habe, wahr oder nur wahrscheinlich sind, wird dem Leser gewiß gleichviel gelten, wenn er seine Neugierde befriedigt und sich nicht unangenehm unterhalten sieht.

Erster Abschnitt.

Graf Eugen von Rosenau hatte seit kurzem erst sein zwei und zwanzigstes Jahr angetreten, als er zum ersten Male über den Rhein fuhr. In einer bequemen Batarde eingeschlossen, sein treuer Heinrich ihm zur Seite, weckte ihn das Gerassel des Wagens, auf der schwankenden Brücke bei Kehl, aus dem sanften Schlummer, in welchen er, von der letzten Station an, versunken war. Seine Ungeduld, in Strasburg sobald als möglich anzukommen, und auf einem, seiner Thätigkeit und seinem Genie angemessenen Schauplatze aufzutreten, hatte ihm nicht erlaubt, sich irgendwo länger, als es durchaus nöthig war, aufzuhalten. Acht Tage war er jetzt schon auf der Reise, und so sehr er auch der Strapazen, von Jugend auf, gewohnt war, so war es ihm die letzte Nacht doch nicht möglich gewesen, sich des Schlafs zu erwehren.

Das Gerassel des Wagens auf der Brücke und noch mehr der bald darauf erfolgte Ruf des Postillons: da liegt Strasburg! weckten

ihn zuerst wieder daraus auf und wirkten zugleich so mächtig auf seine betäubten Sinne, daß er, von dem Augenblicke an, seine Müdigkeit vergaß und so munter wurde, daß er den ganzen noch übrigen Weg hindurch kein Auge mehr zuthun konnte.

Da liegt Strasburg! rief er von Zeit zu Zeit seinem Heinrich zu; aber dieser sah und hörte nichts, und sie waren schon bei den Aussenwerken der Festung angelangt, als er sich noch immer nicht des Schlafs erwehren konnte, der sich auch seiner bemächtigt hatte.

„In was für einem Wirthshause wollen Sie einkehren?" — fragte unter dem Thore der Postillon, ohne sich umzusehen, den Grafen.

„Im allerbesten, versteht sich von selbst" — war seine Antwort.

„Nun, wenn Sie gut blechen können" — murmelte der Schwager in den Bart, stieß ins Horn, trieb die Pferde an und fuhr nach dem ersten Wirthshause von Strasburg.

Mit vielen Bücklingen empfing die Reisenden der höfliche Gastwirth, gleichgültig und stumm führte sie der aufgeblasene Bursche in die für sie bestimmten Zimmer und mürrisch packte im Hofe der Hausknecht ihre schweren Koffer ab. Es schlug eben sechs Uhr, als der Graf im Be-

griffe stand, den Wirth zu fragen: ob er wohl dem Herrn Gouverneur schon jetzt seine Aufwartung würde machen können. Da er, als Rittmeister, unter dem Dragoner-Regimente S... zur Garnison von Strasbyrg gehören sollte, so war ihm daran gelegen, ihn, sobald als möglich, kennen zu lernen. Wenn er auch nicht, was den Dienst anbetrift, unter seinen unmittelbaren Befehlen zu stehen, erwarten durfte, so ist doch der Einfluß eines Gouverneurs in einer Festung viel zu groß, um seine Gewogenheit durchaus entbehren zu können. Und hiezu kam noch ein ganz besonderer Umstand, der es ihm mehr, als jedem andern, zur Pflicht machte, sich ihm sogleich nach seiner Ankunft vorzustellen, und alles anzuwenden, um ihn für sich einzunehmen. — Seine Gemahlin, eine junge liebenswürdige Frau, war die Freundin seiner Mutter. Obgleich eine große Verschiedenheit des Alters zwischen ihnen statt fand, so herrschte nichts destoweniger eine seltene Innigkeit unter ihnen; sie standen in einem ununterbrochenen Briefwechsel miteinander und gerade dieser Verbindung nur allein verdankte es der Graf, wenn er vorzugsweise in einem Regimente angestellt wurde, das in Strasburg seine gewöhnliche Garnison hatte. Daß die Frau von Dü-

kastel von seiner Ankunft unterrichtet war, wußte er, und daß sie keine gewöhnliche Frau sey, hatte man ihm ebenfalls gesagt; so sehr also auch seine gegenwärtige Stimmung jeder neuen Bekanntschaft entgegen seyn mochte, so mußte doch beides wieder den Wunsch in ihm rege machen, keinen Augenblick zu verlieren, sie kennen zu lernen.

Die frühe Morgenstunde war allein im Stande ihn abzuhalten, daß er den Gouverneur nicht auf der Stelle besuchte. Aber um zehn Uhr beschloß er zu ihm zu fahren; und um diese Stunde ja nicht zu verfehlen, befahl er dem Wirthe, ihn zur gehörigen Zeit zu wecken und eine anständige Remise für ihn in Bereitschaft zu halten. Sich selbst überlassen, warf er sich nun auf ein Kanapee, wo er sogleich einschlief. Sey es nun, daß er von der Reise noch sehr erhitzt war, oder suchte sein unruhiger Geist auch im Schlafe, durch ein ängstliches Aneinanderreihen der Vergangenheit und Gegenwart, den dichten Schleier der Zukunft aufzuheben, genug er träumte so lebhaft, so fühlbar, daß es ihm vorkam, als sey er aller seiner Sinne mächtig und sein Zustand Handlung und nicht jene Bewußtlosigkeit, der Vernichtung treuestes Ebenbild. Die Scenen seiner froh durchlebten Kindheit

schwebten ihm eine nach der andern vor; er sah sich zurückgesetzt in den Kreis seiner muntern Gespielen, Sophie eilte an seiner Seite über Feld und Fluren, er drückte den ersten brennenden Kuß der Liebe auf ihre Rosenlippen, sah sie weinend am Fenster stehen, als sein Wagen vor ihrer Wohnung vorbeirollte, ließ anhalten, und wie er heraussprang — erwachte er.

Wie ist mir? Wo bin ich? — rief er und sah sich unruhig im Zimmer um. Er glaubte bei Sophien zu seyn und hatte Mühe zu begreifen, daß das Ganze nur ein Spiel seiner lebhaften Einbildungskraft gewesen war. Als er sich davon überzeugt hatte, schlummerte er von neuem ein. Aber kaum war es geschehen, als neue Bilder der Zukunft ihm vorgaukelten. Ein sanftes Kolorit umgab sie, Freude lächelte ihm von allen Seiten entgegen, seiner Wünsche Erfüllung ward ihm öfter gewährt als versagt, und, ein wahres Schooßkind des Glücks, blieb es ihm auch dann getreu, wenn er, durch eigene Schuld, sich seiner Gunst unwürdig gemacht hatte.

So träumend, war es ihm im höchsten Grade unangenehm, als der grobe Kellner mit Geräusch ins Zimmer trat und ihn dadurch aufweckte. Verschwunden war nun auf einmal sein

ganzes Glück; er empfand, was der Mensch im Leben so oft erfährt, daß die Wirklichkeit die größte Feindin der Glückseligkeit ist. — Hat es denn schon zehn Uhr geschlagen? — fragte er mürrisch, rieb sich die Augen und befahl, ohne die Antwort abzuwarten, seinen Diener zu rufen.

Während dieser den Grafen ankleidete, überlegten sie mit einander, wie sie es anzufangen hätten, um angenehm in Strasburg zu leben. Heinrich war ein ehrlicher und seinem Herrn außerordentlich zugethaner Bursche; er diente ihm schon seit vielen Jahren, und war mehr sein Freund und Vertrauter, als sein Untergebener. Dem Grafen hatte seine Mutter eine ansehnliche Summe jährlich ausgesetzt; da er ihr einziges Kind war, so wollte sie, daß es ihm an nichts fehle, und wenn er es nur nicht zu arg trieb, so war sie gefaßt darauf, ihm alle Jahre noch eben so viel Zulage zu geben. Dies wußte Heinrich so gut, wie sein Herr, und darum rieth er ihm, vor allem andern eine bequeme und angenehme Wohnung zu miethen, die übrige Einrichtung des Hauses aber den Umständen und einer genauen Kenntniß der in Strasburg gewöhnlichen Lebensart zu überlassen. Er erhielt den Auftrag, die erstere zu besorgen und überhaupt

alle Vorkehrungen zu treffen, welche er für nothwendig und zweckmäßig erachten würde.

Um eilf Uhr fuhr der Graf zum Herrn von Dükastel. Er hatte im Vorzimmer kaum seinen Namen genannt, als sich ihm alle Thüren öffneten, ein jeder ihm Platz machte und der Gouverneur selbst bis an die Schwelle seines Kabinets ihm entgegen kam. — „Ich habe Sie erwartet, Herr Graf,“ — rief ihm der graue Krieger entgegen. — „mit Ungeduld erwartet, und meine Gemahlin desgleichen. Gestern erhielten wir die Nachricht, daß Sie nächstens hier eintreffen würden, und heute um acht Uhr habe ich schon den Befehl an alle Thore geschickt, Sie sogleich zu mir zu führen, wenn Sie ankommen würden. Nun, das gefällt mir, ich sehe, man ist pünktlich gewesen, der Officier hat seine Schuldigkeit gethan. Ich wette, man hat Ihnen nicht einmal erlaubt, in ein Wirthshaus zu fahren? Ja, im Dienste kann es nicht anders seyn, das werden Sie schon noch lernen; in Zeit von vierzehn Tagen haben Sie das Reglement so gut wie einer inne. Aber lassen Sie es nur gut seyn; Ihr Anstand ist nicht nachlässig, wenn er auch noch nicht rein militairisch ist. Mit Rekruten nimmt man es so genau nicht. Wahrscheinlich wollen Sie meine Gemahlin ebenfalls sprechen.

Ich weiß, sie steht mit Ihrer Frau Mutter im Briefwechsel. Ich will Sie sogleich zu ihr führen; haben Sie nur einen Augenblick Geduld, damit ich Sie zuvor anmelden lassen kann."

So schwatzte der Gouverneur in einem fort, ohne daß der Graf ein Wort vorbringen konnte. Erst nachdem er ihm alle mögliche Details des Garnisondienstes erklärt und jede unbedeutende Kleinigkeit mit dem wichtigsten Amtsgesichte auseinander gesetzt; nachdem er ihm bewiesen hatte, daß ein General sich nicht für geschickt halten dürfe, wenn er nicht wisse, wie der Soldat sein Gewehr halten, präsentiren, den Hut aufsetzen, angezogen seyn und marschiren müsse; nachdem er, mit einem Worte, das ganze militairische Talent und die Größe eines Feldherrn in die gewissenhafteste und ängstlichste Beobachtung aller unbedeutenden Kleinigkeiten gesetzt hatte, erlaubte er dem Grafen zu sprechen und jene Komplimente anzubringen, die man bei einer ersten Visite gewöhnlich hersagt und bei denen man sich gerade dasjenige am allerwenigsten denkt, was der Sinn der Worte voraussetzen läßt.

„Sie müssen mich erst näher kennen lernen, ehe Sie so etwas von mir mit Grunde sagen können" — erwiederte der bescheidene Gouverneur — „ich mache nicht viel Umstände, das

sehen Sie; abee wem ich einmal gut bin, dessen Freund bleibe ich, man mag gegen ihn vorbringen, was man will. Freylich lasse ich mich nicht so leicht für Jemand einnehmen, und ich prüfe lange, ehe ich mich für diesen oder jenen erkläre. Aber lassen Sie das nur gut seyn; ich sehe schon, Sie werden mir gefallen, wenigstens haben Sie nichts an sich, was Sie mir zuwider machen könnte. Nur seyn Sie hübsch ordentlich, vernachlässigen Sie den Dienst nicht, und wenn Sie einmal angestellt sind, so lassen Sie sich ja um Gotteswillen nie und nimmermehr einfallen, wie so ein Pariser Windbeutel, ohne Uniform und Seitengewehr aus dem Hause zu gehen."

In dem nämlichen Augenblicke meldete ein Bediente, daß die Frau von Dükastel den Grafen zu sprechen wünschte. — „Ich lasse Sie allein zu meiner Gemahlin gehn, denn Sie haben nicht nöthig von mir vorgestellt zu werden. Führen Sie sich nur klug und bescheiden auf, und vergessen Sie den Wildfang, welchen Sie, wie ich mir habe sagen lassen, zu Zeiten machen sollen, wenn Sie mit gewissen Frauenzimmern zu thun haben. Sie verstehen mich doch, Herr Graf? Wenigstens würde es hier sehr übel angebracht seyn, und so gern ich Sie habe, so würde ich Sie doch herzlich auslachen müssen, wenn

Ihnen Ihre Galanterie eine lange Nase von meiner Gemahlin zuzöge. — Uebrigens sind Sie heute, und so oft es Ihnen gefällig ist, unser Gast.“

Und damit schob er den Grafen sanft zur Thüre hinaus. Er mußte sich einige Augenblicke auf dem Balkon erholen, ehe er es wagte, sich der Gräfin vorzustellen. Die unausstehliche Geschwätzigkeit ihres Gemahls, sein Eigendünkel und die alltäglichen Verhaltungsregeln, die er sich, ihm zu geben, erlaubt hatte, schwebten ihm noch so lebhaft vor, daß es ihm nicht möglich war, sich sogleich wieder zu fassen und in diejenige Stimmung zu versetzen, welche sich für den Besuch ziemte, den er nun abzulegen im Begriffe stand. Da er kein alltägliches Weib in der Gräfin Dükastel zu finden erwartete, und überdies wußte, daß er ihr von seiner Mutter sehr vortheilhaft war geschildert worden, so kam nun auch seine Eigenliebe mit ins Spiel; er wünschte, den dadurch erregten Erwartungen wo mögelich zu entsprechen und sich ihr gleich, bei dem ersten Besuche, von einer solchen Seite zu zeigen, daß sie für ihn dadurch gewonnen werden möchte.

In der Blüthe einer nicht entnervten Jugend erinnerte seine Figur an das richtige Eben-

maaß und die schönen Linien, die der Bildner aufzufassen bemüht ist, wenn, unter seinem Meißel, ein Apoll oder Bacchus hervorgehen sollen. Sein blaues, schwermüthiges Auge beschatteten seidene Augenwimpern, und über seine erhabene Stirn fielen krause Locken, kunstlos und einfach. Witz schwebte auf seinem zierlich geformten Munde, er verschmolz aber in bittere Laune, wenn er dazu aufgefordert wurde. Auf seiner Physiognomie ruhten Verstand, Geradheit und Güte des Herzens. Sie war der reinste Spiegel seiner Seele; Freude und Leid, Mißmuth und Zufriedenheit drückten sich gleich lebhaft auf ihr ab, und nur dann war sie täuschend, wenn er sich beobachtet oder seine wahren Gefühle verbergen zu müssen glaubte. — Ein Meister in der Tanz- Reit- und Fechtkunst, hatte sein Körper diejenige Geschmeidigkeit erhalten, welche ihm eine unnachahmliche Grazie und jeder Stellung Harmonie ausdrückt. Mit diesen körperlichen Vorzügen verband der Graf Eugen einen sehr gut und sehr richtig gebildeten Verstand, ausgebreitetere Kenntnisse in den meisten Fächern der Wissenschaften, als man von seinen Jahren erwarten durfte, und besonders jenen durchdringenden Scharfblick, der mit der Zeit einen vollendeten Menschenkenner aus ihm zu machen versprach.

Herrschsucht, Eitelkeit und Eigenliebe waren die Hauptfehler in seinem Charakter; man mußte ihn aber genau kennen, wenn man sie entdecken wollte: seine Feinheit und große Ueberlegenheit über Alle, mit welchen er zu thun hatte, wußten ihnen ein solches Kolorit aufzulegen, daß man geneigt war, sie wenigstens für liebenswürdige Unvollkommenheiten, wenn nicht gar für Vorzüge zu halten.

Diese Schilderung unsers Helden, so vortheilhaft sie ist, schien der Gräfin Dükastel dennoch so wenig übertrieben, als sie ihn in ihr Kabinet eintreten sah, daß sie geschwind einer Freundin, die eben bei ihr war, zulispelte: man hat mir nicht zu viel von ihm gesagt. Auch der Graf ward in seiner Erwartung übertroffen. Er hatte geglaubt, ein angenehmes und liebenswürdiges Weib zu finden, und fand eine von jenen reizenden Schönheiten, die bei dem ersten Blicke so unwiderstehlich fesseln, daß man sich nicht mehr von ihnen losreißen kann. Ihr wechselseitiger Anblick hatte sie Beide in die größte Verlegenheit gesetzt, und ohne die Anwesenheit der Marquise Julie L..., die als Frau von Kopf und vieler Gegenwart des Geistes den ersten günstigen Moment benutzte, um sie daraus zu ziehen, würde es ihnen schwerlich gelungen seyn,

sich so schnell, als es der Anstand erforderte, zu fassen.

Nach den ersten Komplimenten lenkte sie sogleich die Unterredung auf die Reise des Grafen, auf seinen Aufenthalt in Berlin und Wien; man sprach von verschiedenen gleichgültigen und interessanten Dingen, und würzte die Unterhaltung bald mit unschädlichem Witze, bald mit beißenden Anmerkungen. Die Antworten unsers Helden waren und blieben indeß kurz und einsylbig; zum ersten Male in seinem Leben war er in der Gesellschaft einer ihm unbekannten Frau verlegen. Aus Höflichkeit schien man es nicht zu bemerken, aber endlich fiel es ihm selbst auf, und nun wußte er nichts Besseres zu thun, als sich zu empfehlen, sich in den Wagen zu werfen und nach Hause zu fahren.

Das erste, was er zu Gesicht bekam, als er in sein Zimmer trat, war Sophiens Bild. Heinrich hatte, während seiner Abwesenheit, die nöthigsten Sachen ausgepackt, und da er wußte, daß sein Herr sich ungern von ihm trennte, es auf den Tisch gelegt. Begierig ergriff es der Graf, küßte es feurig und rief: — „Nie, nie, theure Sophie, sollst du aus meinem Herzen kommen, und von diesem Augenblicke an auch nie mehr von meiner Brust." — Mit diesen

Worten hing er das Medaillon um den Hals, küßte es noch einmal, und verbarg es vor den Blicken derjenigen, die nicht in die Mysterien seiner Liebe eingeweiht waren.

Mit diesem Talismane versehen, der ihn, seiner Meinung nach, vor jeder Versuchung schüzzen sollte, welcher ihn seine Eitelkeit und Flatterhaftigkeit aussetzen könnten, wagte er es, sich über sein, bei der Frau von Dükastel, beobachtetes Betragen Rechenschaft abzufordern und nach der Ursache seiner Verlegenheit zu forschen. — Ihre Figur war es nicht — sprach er zu sich selbst — denn schon sah ich schönere und reizendere Frauen; ihr Verstand konnte es auch nicht gewesen seyn, denn sie hatte keine Gelegenheit, ihn zu zeigen. Es war also bloße Ueberraschung, der schnelle Uebergang von einem alten lächerlichen Korporal, der sich General und ihr Gemahl nennt, zu einem Gegenstande, welcher ganz das Gegentheil von ihm ist, die übertroffene Befriedigung meiner Erwartungen, und wahrscheinlich auch Folge der Erschlaffung, die eine achttägige Reise in mir hervorgebracht hat. — Mit dieser Erklärung zufrieden, dachte er weiter nicht mehr daran, befragte Heinrichen über eins und das andere, das er ihm aufgetragen hatte, und würde darüber die Einladung des Gouverneurs ver-

gessen

gessen haben, wenn er nicht in seiner Selbstzufriedenheit, durch einen Dritten, wäre unterbrochen worden.

Der Ritter Peyrier, einer seiner ältesten Freunde und Vertrauten, trat zu ihm ins Zimmer. Sie hatten einander lange nicht gesehen, und es würde auch jetzt nicht geschehen seyn, wenn sich der Ritter nicht Geschäfte halber in Strasburg aufgehalten und seine Ankunft sogleich erfahren hätte, als er die Frau von Dükastel und ihre Freundin verlassen hatte. Nach langen wiederholten Umarmungen, an welchen man eine gewisse Herzlichkeit nicht verkennen konnte, erklärten sich beide Freunde gegen einander über die Ursache, die sie hier so unverhofft wieder zusammengebracht hatte. Dem Ritter wollte es nicht gefallen, daß sein Freund sich in Strasburg, so zu sagen, vergraben sollte. — „Sie sind nicht dazu gemacht" — sagte er — „hier eine unbedeutende Rolle zu spielen, wenn Sie auf einem größern Schauplatze glänzen können. Sie müssen nach Paris; dort nur allein dürfen Sie gehörige Befriedigung für Ihren Durst nach angestrengter Thätigkeit zu finden hoffen. Was wollen Sie hier unter den Befehlen eines alten Exerciermeisters anfangen? Mein Rath wäre, Sie ließen sich anstellen, würfen dann die

Uniform bei Seite, und reis'ten mit mir in die Hauptstadt." — Da dieser Vorschlag mit den geheimen Wünschen unsers Helden genau übereinstimmte, so wurden sie den Augenblick einig, und beschlossen, den Winter in Paris zuzubringen.

Als dieser Punkt in Richtigkeit war, verlangte der Ritter zu wissen, wie sein Freund in Strasburg zu leben gedächte. — „So einfach und zurückgezogen als möglich," war seine Antwort. —

„Das werden Sie wohl bleiben lassen" — erwiederte der Ritter — „denn wenn ich Sie anders recht kenne und den Strasburger Schönen nicht Unrecht thue, so sind Sie in acht Tagen schon in zehn Intriguen verwickelt."

„Aber Sophie?"

„Ach was Sophie! — sollte man nicht glauben, Sie hätten Ihr Lebtage kein anderes Weib gekannt? Sophie liebt Sie, Sie lieben sie wieder, und am Ende heirathen Sie den Engel: das ist doch, bei Gott! Alles, was ein ehrlicher Mann für ein armes verliebtes Mädchen thun kann."

„Wenn sie aber erführe?"

„Dacht' ich's doch, in München soll sie erfahren, was Sie hier treiben! — Dafür lassen

Sie sich nicht bange seyn; aber destomehr sorgen Sie dafür, daß Sie durch Ihre erste Wahl Aufsehen erregen. Darauf kommt in Frankreich Alles an, und wenn es Ihnen gelingt, sich in Strasburg einen Namen zu machen, so können Sie sicher darauf rechnen, daß Ihnen in Paris alle Boudoirs offen stehen werden."

Diese Idee schmeichelte der Eitelkeit unsers Helden zu sehr, als daß er sie nicht begierig hätte aufgreifen sollen. Er ersuchte den Ritter, ihn in die gute Gesellschaft einzuführen und mit denjenigen Schönen bekannt zu machen, bei welchen er hoffen dürfte, seinen Zweck am schnellsten zu erreichen. Er versprach ihm Beides, und nannte ihm die ganze Reihe der Strasburger Modeheldinnen. Die Marquise C..., die Gräfin B..., die Frauen von D..., von G... und von S... wurden alle verworfen, die Einen wegen ihrer Unbedeutendheit, die Andern wegen der geringen Schwierigkeiten, die sie einem gewagten Angriffe entgegen setzen würden. — Der Graf war ganz Ohr, als der Ritter eine nach der andern herzählte, und wartete ungeduldig, ob er nicht endlich auch die Frau von Dükastel nennen würde. Aber er wartete vergebens, und als er sie am Ende selbst anführte, erfuhr er zu seinem größten Erstaunen, daß es noch

nie einem Manne gelungen sey, auch nur die unbedeutendste Gunst von ihr zu erhalten. — Da ich sie, in der Gesellschaft der Marquise Julie L., sehr oft zu sehen Gelegenheit habe — fuhr der Ritter fort — so glaube ich sie genauer als viele Andere zu kennen, und kann Sie demnach versichern, daß von dem ganzen Schwarm von Anbetern, die um sie herflattern, kein Einziger sich des geringsten Vorzuges rühmen darf.

Da jedes Unternehmen, jedes Abentheuer nur dann unwiderstehliche Reize für den Grafen von Rosenau hatte, wenn er große Schwierigkeiten und Hindernisse dabei voraussah, so war dies gerade das Mittel, um ihn zu einer Untreue gegen Sophien zu verleiten, und in ihm den Entschluß zu erzeugen, Strasburg nicht anders, als Sieger der Frau von Dükastel, zu verlassen. — Dem Ritter machte er jedoch jetzt noch ein Geheimniß daraus; er fürchtete seinen Spott, wenn ihm sein Plan mißlingen sollte. — Sophiens Bild wurde wieder abgelegt, als er allein war, und, ganz mit seinem Vorhaben beschäftigt, fuhr er, zum Gouverneur, zur Tafel.

Die Gesellschaft war nicht zahlreich, sie schien aber gewählt zu seyn. Nach Tische begab man sich in den Garten, wo er Gelegenheit fand, sich mit der Gräfin allein zu unterhalten.

So gleichgültig im Ganzen genommen ihre Unterredung war, so glaubte er doch zu bemerken, daß er keinen ungünstigen Eindruck auf sie gemacht habe. Bei dieser Entdeckung ließ er es für dies Mal bewenden, zumal da er den General hinter sich herkeuchen und aus vollem Halse: „Frauchen! Frauchen!,“ rufen hörte.

Mit einer unnachahmlichen Würde kehrte sich die Gräfin um und ging ihrem Gemahl entgegen. — „Nun, hab' ich es Ihnen nicht gesagt, Herr Graf,“ — hub der Gouverneur an, als er sie erreicht hatte, — „daß mit der gewöhnlichen Galanterie bei meiner Gemahlin nichts auszurichten ist?“

„Ich begreife Sie nicht, Herr von Dükastel; zwischen dem Herrn Grafen und mir ist nicht das Geringste vorgefallen, was Sie zu einer solchen Vermuthung berechtigen könnte.“

„Ja, das mag ihnen ein Anderer glauben, ich wahrhaftig nicht. Denken Sie denn, daß ich unsere süßen Herren nicht kenne? Und wär's denn ein Wunder? Man braucht Sie ja nur zu sehen, um sogleich in Sie verliebt zu werden. Nicht wahr, Herr Graf?“

„Ich bin ganz Ihrer Meinung.“

„Nun, da hören Sie es selbst; verliebt ist er, sag' ich Ihnen, und das bis über die Ohren.“

„Freilich kann ich es nicht läugnen, aber —"

„Lassen Sie mir nur Ihre Aber's weg, Sie haben es nicht nöthig. Ich weiß doch, daß Ihnen all' Ihr Verliebtseyn zu nichts hilft. Hab' ich recht, Amalie?"

„Und Sie können noch fragen?"

„Nun, nun, hab's nicht böse gemeint. Ja, ja, mein lieber Graf, es hat schon Mancher hier den Kopf verloren, und doch nichts ausgerichtet. Ich sag's Ihnen zum voraus, es wird Ihnen eben so gehen." — Und damit marschirte er, unter lautem Lachen, dem Saale zu; denn die kühle Abendluft scheute er, nach seinem eigenen Ausdrucke, weit mehr, als die schwere Artillerie von ganz Europa.

Die Frau von Dükastel bog mit dem Grafen in eine andere Allee ein und schien mit irgend einer Idee stark beschäftigt zu seyn. Da die letzten Strahlen der Sonne den Horizont kaum noch färbten, so war es dem Grafen nicht möglich, auf ihrem Gesichte den Eindruck zu lesen, welchen diese sonderbare Unterbrechung ihres Herrn Gemahls auf sie gemacht hatte. Aller seiner Bewegungen im höchsten Grade mächtig, wagte er es nicht, ihr Stillschweigen zu unterbrechen. Sie that es endlich selbst, und zwar nur, um den Gouverneur wegen seiner Offen-

herzigkeit, so nannte sie sein Betragen, zu entschuldigen. Der Graf ließ sie, so viel es der Anstand erlaubte, sprechen, ohne sie zu unterbrechen, und wenn es geschah, so war es nur, um ihr über das Glück, von einem so würdigen Manne geliebt zu seyn, irgend etwas Schmeichelhaftes zu sagen. Als er dies das erste Mal that, schien sie nicht darauf zu achten. Dies fiel ihm auf und er wiederholte sein Kompliment. Ein Seufzer, so verstohlen, daß man ihn kaum bemerken konnte, war Alles, was sie jetzt darauf erwiederte.

Sie waren unterdessen am Ende der Allee angekommen, wo sie eine Parthie Lustwandler antrafen, an welche sie sich anschlossen und mit ihnen dem Saale zueilten. Der Gouverneur machte ihnen Vorwürfe über die späte Promenade, und behauptete: er sey nur deswegen so munter und gesund, weil er sich in seiner Jugend dem Thau und der kühlen Abendluft nie ausgesetzt habe. Die Männer schienen ihm beizustimmen, die Frauen aber machten sich ein schalkhaftes Vergnügen daraus, ihm zu widersprechen und seine ganze Schwatzhaftigkeit aufzubieten. Es gelang ihnen so gut, daß es endlich niemand mehr im Saale aushalten konnte und sich eins nach dem andern verlor. Die Ge-

sellschaft begab sich zum Theil ins Theater, zum Theil in verschiedene Assembleen. Nur der Graf blieb, und hatte auch dann noch die Geduld, dem Gouverneur zuzuhören, als, außer seiner Gemahlin, niemand mehr zugegen war.

Der General, der bei allen seinen Lächerlichkeiten ein herzensguter Mann war, bemerkte es und wußte ihm ganz besonders Dank dafür. Er bat ihn, als er Abschied nahm, sein Haus wie das seinige zu betrachten und seiner Gemahlin so oft Gesellschaft zu leisten, als es ihm der Dienst und seine übrigen Geschäfte erlauben würden. — „Ich besitze ein angenehmes Landhaus" — fuhr er fort — „einige Stunden von hier; sobald meine Gemahlin dahin geht, müssen Sie ihr Gesellschaft leisten, und ich bin überzeugt, daß es Ihnen dort gefallen wird." — Er war im Begriff, sich in eine weitläuftige Abhandlung über den Landbau und die Vorzüge seiner ländlichen Wohnung einzulassen, als ihn seine Gemahlin mit der Erklärung unterbrach, daß sie, in einigen Tagen schon, sich mit ihrer Freundin dahin begeben würde.

„Da müssen Sie mitfahren, Graf" — fiel ihr der Gouverneur ins Wort.

„Verzeihen Sie, das geht nicht an" — erwiederte seine Gemahlin — „es würde zu viel Aufsehn erregen."

„Ach, was Aufsehen! Ihre Tugend ist bekannt, und wenn ich nichts dawider habe, daß der Graf in Sie verliebt ist, so hat sich die ganze Welt nicht darum zu bekümmern.“

„Aber, Herr von Dükastel, ich bitte Sie, machen Sie mich nicht erröthen. Was wird der Herr Graf von uns denken, wenn er hört, wie Sie sich über diesen Punkt ausdrücken, zumal, da ich überzeugt bin, daß Ihre Voraussetzung ganz falsch ist.“ — Bei diesen Worten warf sie einen verstohlnen Blick auf den Grafen, der ihm nicht entging, weil er ihn erwartet hatte.

Nach langem Disputiren kam man endlich überein, daß der Graf dennoch einen Besuch auf Froheneck abstatten sollte, sobald sich die Gemahlin des Gouverneurs dahin begeben haben würde. — Unser Held war mit seinem Betragen außerordentlich zufrieden, und so wenig er auch bis jetzt im Grunde Ursache zu hoffen hatte, so glaubte er doch keinesweges verzweifeln zu dürfen.

Aber im höchsten Grade unruhig war die Gräfin Dükastel. — Ein Opfer des Ehrgeizes ihrer stolzen, aber armen Verwandten, wurde sie in ihrem achtzehnten Jahre an den Grafen von Dükastel verheirathet. Je größer ihr Widerwillen gegen diese Verbindung anfänglich gewesen

war, jemehr glaubte sie sich nach der Vermählung verbunden, der Welt zu zeigen, daß sie mit ihrem Schicksale vollkommen zufrieden sey. Ihr philosophischer Geist erleichterte ihr diesen Entschluß um Vieles, und da noch nie ein Mann den Weg zu ihrem Herzen gefunden hatte, so war es ihr nie schwer gefallen, dabei zu beharren und sich eine gewisse Ruhe zu bewahren, die, in ihrer Lage, die glücklichste Stimmung war, welche sie sich wünschen konnte. Da sie indeß außerordentlich reizend war und ungemein viel Witz und Verstand besaß, so neigte sie sich, um der Versuchung zu entgehen und bei dem erzwungenen Schweigen ihres Temperaments, zur Koketterie hin, und gewöhnte sich endlich eine gewisse Gleichgültigkeit gegen das männliche Geschlecht an, die man ihr sehr oft, aber mit Unrecht, für angeborne Kälte auslegte. Ihre Eitelkeit und ihr Stolz fanden sich beide geschmeichelt, wenn man ihren Reizen huldigte, und um diesen Triumph lange und ohne Reue zu genießen, vermied sie Alles, was ihrem Herzen gefährlich werden konnte, oder unterdrückte gewaltsam jedes aufkeimende Gefühl, das sie zur Sklavin eines Mannes zu machen drohte. Sechs Jahre lang war es ihr gelungen, ihr Herz frei zu erhalten und ihre Ruhe zu bewahren, und schon

glaubte sie, allen Stürmen der Leidenschaften glücklich entgangen zu seyn, als sie die Ankunft des Grafen das Gegentheil befürchten ließ.

Seine Mutter hatte ihr, wie ich schon erwähnt habe, eine sehr vortheilhafte Schilderung von ihm gemacht. Allein da sie wußte, daß er der einzige Sohn sey, so glaubte sie, daß die mütterliche Liebe dabei die Feder geführt haben werde. Nichts destoweniger erwartete sie einen jungen, wohlerzogenen und geistreichen Mann in ihm kennen zu lernen, und dieses und die innige Freundschaft, welche zwischen ihr und seiner Mutter Statt fand, bewogen sie, ihn auf eine ausgezeichnete Weise zu empfangen. Ich bin nicht abgeneigt zu glauben, daß sie sogar gewünscht haben mochte, in ihm Vorzüge zu entdecken, die ihn zum Gegenstande des Neides der Männer und zum Lieblinge der Weiber gemacht hätten. Je vollkommner er war, je mehr mußte ihre Eitelkeit geschmeichelt werden, wenn er ihr huldigte, und es von ihr abhing, ihn einer ihrer Freundinnen abzutreten, deren Grundsätze, in diesem Stücke, weniger streng, als die ihrigen, wären.

Und dazu hatte sie schon ein Plänchen in Bereitschaft, bei dessen Ausführung sie, auf keiner Seite, Hindernissen zu begegnen erwartete.

Die Marquise Julie L. war die Freundin, welcher sie den Grafen übergeben wollte, und eben deswegen hatte sie diese in ihr Zimmer rufen lassen, um zu sehen, was er für einen Eindruck, bei dem ersten Besuche, auf sie machen würde. Um sie nicht im Voraus für ihn einzunehmen, und sich die Freiheit vorzubehalten, ihn großmüthig zu verschenken, hatte sie ihr nur seinen Namen genannt, ohne irgend etwas zu seinem Lobe hinzuzufügen. Beide Freundinnen hatten schon wieder vergessen, daß sie ihn erwarteten, als ein Bediente ihn ankündigte und einführte. Im ersten Augenblicke stutzte die Gräfin, sammelte sich aber sogleich wieder so sehr, daß sie ihrer Freundin zuflüstern konnte: man hat mir nicht zu viel von ihm gesagt. Einige Minuten nachher erst wurde sie gewahr, daß sie eine Unvorsichtigkeit begangen habe, und dieser Gedanke, verbunden mit ihrer Ueberraschung, peinigte sie nun so sehr, daß es ihr unmöglich war, die Unterredung ungezwungen fortzusetzen. Aus eben diesem Grunde entging ihr auch des Grafen eigene Verlegenheit, und ihre Freundin hütete sich wohl, als sie wieder allein waren, sie damit bekannt zu machen. Eine dem Anscheine nach kaltblütige Zuschauerin und mit einer seltenen Gegenwart des Geistes begabt, war ihr keine Bewegung

entgangen, die ihre beiderseitigen Gefühle verrieth. An ihrer Freundin bemerkte sie, mit einem gewissen Gefühle der Unruhe, dessen man sich in ungewöhnlichen Lagen, bei aller Fassung, nicht erwehren kann, die untrüglichen Vorboten einer plötzlich erregten und mit Gewalt aufkeimenden Leidenschaft; in dem Grafen hingegen glaubte sie, weit mehr den Wunsch, seiner Eitelkeit ein Opfer zu bringen, als jene unwillkührlichen Aufwallungen einer entstehenden Liebe, gewahr zu werden. Diese Entdeckung war indeß ihr Geheimniß, ehe sie noch wußte, was sie damit machen sollte, und sie nahm schon ihre Maaßregeln darnach, ehe sie noch über ihr Benehmen, in Rücksicht auf ihre Freundin und den Grafen, mit sich selbst einig geworden war.

Der Stolz der Frau von Dükastel fand sich gewissermaßen dadurch gedemüthigt, daß der Graf einen lebhaftern Eindruck auf sie gemacht, als sie es gewünscht hatte. Sie wandte Alles an, um ihn aus ihrem Gedächtnisse zu verwischen, und sie war wirklich schon so weit damit gekommen, daß sie ihn mit der größten Fassung empfangen konnte, als er sich zur Tafel einstellte. Aber sich mit seinem Anblicke vertraut zu machen, wagte sie noch nicht; denn sein freies unbefangenes Wesen und seine erheuchelte Gleichgültigkeit gegen sie,

waren ihr unausstehlich. Sie hätte es lieber gesehen, ja sie wünschte es sogar, wenn er nachdenkend oder zerstreut gewesen wäre, und hätte sie auch vermuthen können, daß nicht sie, sondern eine Andere, die geheime Ursache davon sey. Allein der Graf ließ sich nicht das Geringste davon merken; seine muntere Laune verließ ihn nicht einen Augenblick, und ob er gleich bei Tische neben ihr saß, so schien er doch geflissentlich ihren besondern Beifall zu vermeiden, wenn die ganze Gesellschaft in Lobeserhebungen über seinen Witz ausbrach.

Dieses Betragen war der stolzen Schönen so neu, so unausstehlich, daß sie beschloß, sich sobald als möglich Aufklärung darüber zu verschaffen. Die Gelegenheit dazu fand sich schon nach der Tafel, als die Gesellschaft in dem geräumigen englischen Garten, der an die Wohnung des Gouverneurs stieß, spatzieren gegangen war. Die Frau von Dükastel hatte sich den Arm des Grafen ausgebeten, um ihm, wie sie vorgab, die Schönheiten des Parks zu zeigen. Sie hatten schon alle Schlangengänge desselben durchstrichen, jede kühle und verborgene Laube besucht, und noch war sie ihrem Zwecke um keinen Zoll breit näher gekommen, als die unzeitige Dazwischenkunft des Gouverneurs ihr alle

Hoffnung benahm, ihn so schnell, als sie es gewünscht hatte, zu erreichen.

So ungelegen ihr diese Störung aber anfänglich war, so hatte sie in der Folge dennoch die größte Ursache, damit zufrieden zu seyn. Die sonderbare Wendung, welche ihr Gemahl der Unterredung gab, hatte ihr ein Geheimniß verrathen, das sie dem Grafen mit aller ihrer Feinheit nicht hatte ablocken können. Daß er liebe, daran durfte sie nicht zweifeln; er hatte es selbst gestanden. Allein da es in ihrer Gegenwart geschehen war, so glaubte sie, und zwar mit Recht, voraussetzen zu müssen, daß sie nicht der Gegenstand seiner Wünsche seyn könne. Diese Entdeckung würde sie bei jedem Andern gefreut haben, aber sie kränkte sie bei dem Grafen. Sie legte ihm nun seine gleichgültige Höflichkeit als eine Verschmähung ihrer Reize, aus, sah alle ihre schönen Plane, die sie auf seine Anbetung gebauet hatte, scheitern, und beschloß endlich, nach vielem Sträuben der in ihrem Busen schon hoch auflodernden Flamme, ihn mit gleicher Münze zu bezahlen. Aus diesem Grunde weigerte sie sich, ihn mit aufs Land zu nehmen, und um ihm gänzlich auszuweichen, reis'te sie wirklich nach einiger Zeit dahin ab, ohne ihn zuvor ein Wort davon wissen zu lassen.

Der Graf war unterdessen bei seinem Regimente angestellt und von dem Ritter Peyrier in allen Gesellschaften aufgeführt worden. Ehe acht Tage vergingen, war er in der ganzen Stadt unter dem Namen, der schöne Dragoner, bekannt; wenn er im Theater oder in einer Assemblee erschien, sah man nur ihn; die berühmtesten Schönheiten suchten ihn in ihre Netze zu verstricken, und die Männer fürchteten ihn, und waren begierig zu wissen, für welche er sich zuerst erklären würde. Aber der Graf, seinen geheimen Planen und seiner Flatterhaftigkeit getreu, schien nur dann irgend einer Frau seine ganze Aufmerksamkeit zu schenken, wenn er sich von der Gräfin Dükastel bemerkt glaubte. Geschah dieses aber nicht, so schwärmte er allenthalben herum und verlor sich, im Geiste seines Standes und seiner Umgebungen, sogar hinter die Koulissen, wenn ihm die Gelegenheit dazu geboten ward.

Dieser anscheinende Leichtsinn befremdete alle diejenigen, die ihn nicht genau kannten; selbst die Marquise Julie, deren Scharfblick kein Mann so leicht entwischte, wurde dadurch irre geführt, und sie war es sehr zufrieden, als ihre Freundin endlich aufs Land ging, ohne ihm einen Wink zu geben, daß man es gern sehen würde,

wenn

wenn er sie dort aufsuchen wollte. So innig Beide mit einander verbunden waren, so erlaubte ihnen doch das Ungewöhnliche der Lage, in welcher sie sich befanden, nicht, einander mit dem, was in ihrem Innern vorging, bekannt zu machen; die Marquise Julie war zu klug dazu, und die Gräfin Dükastel hätte es lieber vor sich selbst verbergen zu können gewünscht.

Beide Freundinnen waren schon seit einigen Tagen auf dem Lande; die ganze Stadt wußte es und der Graf nur allein hatte es noch nicht erfahren. Da ihm seine Zerstreuungen nicht erlaubten, den Gouverneur oft zu besuchen, so war es kein Wunder, wenn es ihm verborgen blieb, und da die Gräfin Dükastel von allen übrigen Weibern gehaßt war, so hütete man sich, in Gesellschaften ihrer auch nur zu erwähnen, geschweige denn von ihr zu sprechen. Wenn die Frauen nichts Böses von Andern sagen können, so stockt die Unterhaltung sehr bald; denn sie schweigen lieber still, ehe sie etwas Gutes von ihres Gleichen erzählen, und es ist genug, daß eine von ihnen nur irgend einen allgemein anerkannten Vorzug besitze, damit alle übrigen entweder ihrer nie erwähnen, oder wenn es geschieht, sich doch nur allein über ihre Fehler auslassen.

Es verging also einige Zeit, bis es dem Grafen auffiel, sie nirgends mehr anzutreffen. Um die Ursache davon kennen zu lernen, benutzte er die erste Gelegenheit, den Gouverneur zu besuchen. Dieser erzählte ihm mit seiner gewöhnlichen Schwatzhaftigkeit mehr, als er zu wissen verlangte, und wollte sich halb todt lachen, daß ihn seine Gemahlin so schön angeführt hatte. — „Sie ist Ihnen entwischt" — fuhr er fort — „und wird es jedesmal thun, so oft sie gewahr wird, daß Sie ernstlich in sie verliebt sind. Schlagen Sie sich also diese Thorheit nur immer aus dem Sinne, es kommt ja doch nichts dabei heraus." — Der Graf versicherte ihn, daß er sie zu sehr schätze und ihre Tugend verehre, als daß es ihm je hätte einfallen können, sie in die Klasse der gewöhnlichen Weiber zu setzen.

„Das lassen wir gut seyn; aber wenn Sie auch, unter uns gesagt, sich ein wenig in sie verliebt hätten, so würde ich doch nie eifersüchtig geworden seyn, weil ich meine Gemahlin viel zu gut kenne, um überzeugt zu seyn, daß Sie doch nichts bei ihr ausgerichtet haben würden. Wenn Sie wüßten, wie sehr sie mich liebt, wie zärtlich sie gegen mich ist, und, wie unglücklich sie sich fühlt, wenn ich manchmal, um mir das Vergnügen zu verschaffen, ihre Eifersucht zu erre-

gen, einer andern Frau den Hof mache, Sie würden mich beneiden, und jede Hoffnung, je auf sie den geringsten Eindruck zu machen, mit Verzweiflung aufgeben. — Aber — um wieder auf unser erstes Gespräch zu kommen" — fuhr er fort — „Sie können sich einen Spaß machen, reiten Sie nach Froheneck und überraschen Sie die Damen. Ich will Ihnen sogar den Befehl dazu ausfertigen lassen, damit man es Ihnen nicht übelnehmen kann, wenn Sie, wie ich stark vermuthe, unerwartet kommen."

Der Graf nahm diesen Vorschlag, so überflüssig er ihm schien, an, und beschloß, sich nächstens aufs Land zu begeben. Es hatte ihn verdrossen, daß sich beide Frauenzimmer aus dem Staube gemacht hatten, ohne ihn das Geringste davon merken zu lassen; er hielt es für Koketterie, und beschloß, es koste, was es wolle, sich dafür an ihnen zu rächen. Ohne irgend Jemand ein Wort davon zu sagen, ritt er eines Morgens in aller Frühe von Strasburg ab; sein Heinrich wußte allein um diese Reise, hatte aber den strengsten Befehl, Niemand etwas davon zu sagen, wenn man in den vier und zwanzig Stunden, die er ausbleiben wollte, nach ihm fragen sollte.

Alle Thüren und Fenster waren in der Stadt

noch verschlossen, als er, von einem Reitknechte begleitet, durch die Straßen ritt. Die Morgenröthe färbte kaum einige Minuten den blaubewölkten Himmel; der blasse Mond leuchtete noch über dem Horizonte, und allmählich verlor sich ein Stern nach dem andern. So kam er am Thore an, das er noch verschlossen fand. Man weigerte sich, es ihm zu öffnen, und seine ganze Beredsamkeit würde vergeblich gewesen seyn, wenn in dem nämlichen Augenblicke nicht eine Ordonnanz angesprengt gekommen wäre und dem wachthabenden Officier, im Namen des Gouverneurs, befohlen hätte, dem Grafen Eugen auf der Stelle das Thor zu öffnen. Die Erscheinung dieses Reiters fiel unserm Helden um so mehr auf, als er sah, daß der Officier wirklich die Schlüssel holen ließ, das Thor öffnete, und sich noch obendrein bei ihm entschuldigte, daß er ihn so lange habe warten lassen.

Er stand im Begriffe, die Ordonnanz zu fragen, wer sie geschickt habe, als er sie schon wieder in vollem Gallopp in die Stadt zurückjagen sah; der Officier wußte ihm eben so wenig bestimmte Auskunft darüber zu geben, und er mußte seinen Weg fortsetzen, ohne dieses Räthsel gelös't zu sehen. Während er am Thore hatte warten müssen, war die Sonne aufgegan-

gen; die Natur hatte neues Leben empfangen, der Landmann eilte an seine Arbeit, und auf dem Rheine wogten leichte Fischerkähne und mit Gütern beladene Schiffe, die den Fluß hinabfuhren. In tiefen Gedanken verloren, hatte er den Vorfall am Thore schon wieder vergessen; er dachte an Sophien, an die, an ihrer Seite, glücklich durchlebten Tage, und erneuerte bei sich selbst den Schwur, welchen er ihr, die Nacht vor seiner Abreise, unter freiem Himmel und von dem sanften Lichte des Mondes beschienen, geschworen hatte. Darüber vergaß er den geheimen Zweck seiner Reise, das Projekt, seiner Eitelkeit einen Triumph zu verschaffen, an Sophien eine Untreue zu begehen und ihr mit Undank all die unaussprechliche Liebe zu lohnen, durch welche sie ihn zum glücklichsten Sterblichen machte.

Er mochte kaum noch eine halbe Stunde von Froheneck entfernt seyn, als ihn der Trab eines Pferdes, das er hinter sich herkommen hörte, aus seinen Träumereien aufschreckte und ihn, aus der Ideenwelt, in die Wirklichkeit zurückführte. So viel er im Umsehen gewahr werden konnte, schien es ein junger Mann zu seyn, der den Hut tief in die Stirn gedrückt, ihm auf dem nämlichen Wege folgte, der in ein nahes Wäldchen, das mehr einem englischen Garten

ähnlich sah, zu führen versprach. Um ihn recht genau ins Gesicht fassen zu können, hielt er sein Pferd an und ritt im gewöhnlichen Schritte. Als der Unbekannte dieses gewahr wurde, fing er an zu galoppiren, schlug, da er den Grafen erreicht hatte, ihn ihm Vorbeireiten auf die Schultern, rief: — Sophie weint! — und sprengte in voller Karriere davon.

Dieses räthselhafte Betragen des Unbekannten, die ausgesprochenen Worte, und mehr als Alles die Aehnlichkeit der Stimme, welche er zwischen ihm und der Ordonnanz zu erkennen glaubte, raubten ihm auf einige Augenblicke die Fähigkeit zu überlegen und zu handeln. Als er sie wieder erhalten hatte, war er unentschlossen, ob er in die Stadt zurückkehren oder seinen Weg verfolgen sollte. Sophie weint! tönte es fürchterlich in seinen Ohren; Sophie weint! wiederholte er bei sich selbst — und — du bist im Begriffe, ihr neue Thränen zu kosten. Nein, nein! — rief er — weg mit allen Triumphen meiner Eitelkeit! Von Sophien geliebt zu seyn, ist mehr werth, als Millionen leicht errungener Siege! Und damit wandte er sein Pferd um, und wollte in die Stadt zurück reiten. In dem nämlichen Augenblicke aber wurde er gewahr, daß der Unbekannte am Eingange des Wäldchens

vom Pferde abgestiegen war und irgend etwas am Sattel verbesserte. Wie ein Blitzstrahl fuhr nun der Gedanke durch seine Seele, ihm nachzureiten und sich über die ausgesprochenen räthselhaften Worte eine Erklärung geben zu lassen.

Die Handlung folgte so schnell auf den Entschluß, daß der Unbekannte kaum die nöthige Zeit hatte, sich aufs Pferd zu werfen und davon zu jagen. Allein da der Graf sehr gut beritten war, so kam er ihm bald so nahe, daß er ihm zurufen konnte, er möchte still stehn. Der Unbekannte kehrte sich jedoch nicht daran; im Gegentheil, als er gewahr wurde, daß er ihm auf der geraden Landstraße schwerlich entgehen würde, schlug er einen schlangenförmigen Seitenweg ein, auf welchem ihn der Graf bald aus dem Gesichte verlor. Aber dieses hinderte ihn nicht, den Unbekannten im gestreckten Gallopp immer fort zu verfolgen. Endlich kam er an einen Graben, über welchen er setzen mußte, wenn er den Fliehenden, den er jenseits desselben wieder erblickte, einholen wollte. Es geschah; aber sey es nun, daß sein Pferd in der Geschwindigkeit nicht recht hatte ansetzen können, oder den Athem verloren hatte, genug, es stürzte in den Graben und der Graf blieb jenseits desselben leblos liegen.

Der Unbekannte, der den Sturz unsers Helden in einiger Entfernung mit angesehen hatte, kehrte sogleich um, stieg vom Pferde ab und untersuchte, ob er Schaden genommen habe. Als er fand, daß er, durch den Fall nur, in eine dem Tode ähnliche Bewußtlosigkeit gesunken war und, außer einer leichten Verletzung an der Stirn, weiter nichts gelitten hatte, zog er das Pferd, das noch immer im Graben lag, hervor, band es an einen Baum, schoß eine von des Grafen Pistolen ab und jagte davon.

Die Gräfin Dükastel, die, an eben dem Morgen, mit ihrer Freundin sich in dem Wäldchen befand, das einen Theil ihres englischen Parks ausmachte, ward durch den Schuß aufgeschreckt und eilte nach der Gegend hin, wo der Knall herzukommen schien. Sie hatten sie noch nicht erreicht, als sie einem Reiter begegneten, der sie bat, einem Unglücklichen beizustehen, der vom Pferde gestürzt, am Rande des nahen Grabens liege. Die beiden Frauenzimmer eilten mit ihrer Begleitung, die aus einer Zofe und einem Bedienten bestand, nach dem Orte hin, welchen ihnen der Unbekannte angezeigt hatte. Sie fanden ein Pferd an einem Baume gebunden, das ihnen entgegen wieherte, als es sie ankommen sah; auf dem Grase neben dem Fuß-

steige lag ein wohlgekleideter Mann und ungefähr drei Schritte von ihm eine abgeschossene Pistole.

Hier ist ein Unglück geschehen — riefen Alle aus einem Munde, als sie diese Scene zu Gesicht bekamen. Der Bediente mußte sogleich ins Dorf laufen, um einen Wagen und die nöthige Hülfe zu holen, und die Frauenzimmer näherten sich dem Verwundeten, um seinen Zustand zu untersuchen. Da sein Gesicht mit Blut bespritzt war, so erkannten sie in ihm den Grafen nicht eher, als bis Lisette Wasser gebracht und es davon gereinigt hatte. Eine Wunde an der Stirn, blaß und erstarrt, als habe der Tod seine Sense schon über ihn geschwungen, lag unser Held da und ahnete nicht, daß er, sich selbst unbewußt, in ein Labyrinth von Begebenheiten trete, die ihn zum blinden Werkzeuge des Zufalls und zum Sklaven einer ihm unbekannten höhern Macht machen würden.

Wie vom Blitze gerührt standen beide Frauenzimmer vor ihm da, als sie ihn erkannt hatten; leblos sank die Gräfin Dükastel neben ihm hin, und ohne Bewußtseyn starrte die Marquise Julie die ganze Gruppe an. Lisette allein hatte die nöthige Geistesgegenwart behalten, und wenn sie etwas außer Fassung brachte, so war es die

lebhafte Theilnahme, welche ihre Herrschaft an dem Schicksale eines Mannes nahm, den sie, ihrer Meinung nach, nur oberflächlich kennen mußten. Aber mit jeder Minute wuchs ihre Verlegenheit; von aller menschlichen Hülfe entfernt, außer Stande einen Menschen zu retten, der vielleicht noch nicht todt war, ihrer Gebieterin, die in Ohnmacht lag, beizuspringen, und die Marquise aus der dumpfen Unthätigkeit zu reißen, in welche sie dieser Auftritt versetzt hatte, wußte sie nicht, wozu sie sich zuerst entschließen sollte. Sie entschied sich indeß bald, holte aus der nahen Quelle frisches Wasser, besprengte damit die Gräfin, rieb ihr die Schläfe und brachte es endlich durch ihre Bemühungen dahin, daß sie wieder zu sich kam und die Augen aufschloß.

„Wo ist er? — Ist er todt?" — waren die ersten Worte, die sie hervorbrachte, als sie der Sprache wieder mächtig geworden war. — „Ich will ihn sehen, ich muß ihn sehen!" — rief sie — da ihr Niemand antwortete. — „Sie schweigen, Marquise? O ich beschwöre Sie, sagen Sie mir, wo Sie ihn haben hinbringen lassen?" — Noch immer stand die Marquise, an einen Baum gelehnt, sprachlos da. — „Gute Lisette, sag' mir, was habt Ihr mit ihm gemacht? Nicht wahr,

Ihr habt ihn aufs Schloß bringen lassen? Komm geschwind, daß ich ihn dort noch einmal sehe, ehe man ihn auch von da fortschafft." — Mit diesen Worten erhob sie sich von der Erde und ward im Umdrehen den Grafen gewahr, dem Lisette ein Tuch über das Gesicht geworfen hatte. — „Ach, da liegt er noch; nun gehe ich nicht von der Stelle." — Sie kniete neben ihm nieder, hob das Tuch auf, trocknete sich eine Thräne damit ab und verbarg es in ihrem Busen. — „Dein Tod ist mein Werk" — sprach sie darauf. „Aber vergieb mir, Verklärter; deine Leiden sind vollendet, da wo die meinigen anfangen. Dieser Kuß, der erste und letzte, den du von mir erhältst, sey der Kuß unserer Versöhnung, der Kuß ewiger Liebe: bei deinen blutigen Locken, bei deinen blassen erstarrten Lippen sey es geschworen!

Indem sie dieses sprach, beugte sie sich über ihn hin und küßte ihn auf den Mund. In dem nämlichen Augenblicke schlug der Graf die Augen auf und führte die Hand nach der Stirn. — „Wo bin ich?" — rief er mit matter und schwacher Stimme, und es vergingen einige Minuten, bis er sich wieder erkennen konnte. Die Gräfin Dükastel, beschämt, aber zugleich außer sich vor Freude, war unterdessen von der Erde aufgesprun-

gen; die Marquise eilte herbei, und war bemüht dem Grafen aufzuhelfen. Von Lisetten unterstützt gelang es ihr; allein da er sich den linken Fuß verstaucht hatte, so konnte er sich nicht aufrecht erhalten. Glücklicherweise kam in dem nämlichen Augenblicke Johann mit dem Wagen an; man hob den Grafen hinein, die Frauenzimmer setzten sich zu ihm, und so fuhren sie insgesammt auf das prächtige und geräumige Schloß von Froheneck, das der Gouverneur, aus seltener Bescheidenheit, ein Landhaus zu nennen beliebt hatte.

Der Graf hatte weniger Blut durch die Wunde, als durch den Mund und die Nase verloren; dieses und die heftige Erschütterung, die ihm der Fall verursacht hatte, waren an seiner Entkräftung Schuld gewesen und hatten die Ohnmacht verlängert. Da ihn die Frauenzimmer noch immer sehr schwach sahen, so wagte es keine, ihn nach der Ursache des gehabten Unfalls zu fragen. Man brachte ihn sogleich zu Bette, als er im Schlosse angekommen war; der herbei gerufene Wundarzt verordnete einen Aderlaß und Ruhe, und versicherte, daß die Wunde unbedeutend und mit seinem Zustande nicht die geringste Gefahr verbunden sey.

Diese Nachricht beruhigte die beiden Frauen-

zimmer und erlaubte ihnen endlich, auch an sich zu denken. Die Gräfin Dükastel fühlte, daß sie Ruhe höchst nöthig habe; die Scene im Park hatte sie gewaltig erschüttert, sie hatte sie so tiefe Blicke in ihr Herz thun lassen, daß sie für nöthig fand, sich in die Einsamkeit zurück zu ziehen, um sobald als möglich den in ihrem Innern aufgeregten Sturm zu dämpfen, oder doch wenigstens auf Mittel zu denken, ihre Tugend, ihren Ruf und ihre Eitelkeit mit ihrer Leidenschaft in Einklang zu bringen. Was sie am meisten schmerzte, war, daß sie ihr theuerstes Geheimniß vor der Marquise Julie und ihrer Jungfer verrathen hatte. Nichts that ihr mehr weh, als wenn irgend Jemand, selbst ihre vertrautesten Freunde, Schwächen an ihr entdeckten, über welche sie sich allezeit erhaben zu zeigen bemüht war. Ueberdies hatte sie der Marquise so oft und so feierlich erklärt, daß ihr der Sohn ihrer Freundin eben so gleichgültig sey, wie alle andern Männer, die bis jetzt um ihre Gunst gebuhlt hätten. Und in der That, wenn der Graf nicht das Unglück gehabt hätte, vom Pferde zu stürzen, wenn ihn die Frauenzimmer nicht für todt gehalten hätten, die Gräfin Dükastel würde sich endlich mit seinem Bilde so vertraut gemacht haben, daß alle seine Bemühungen, ihr

Liebe einzuflößen, von den demüthigendsten Folgen für seine Eitelkeit gewesen seyn würden. Eine Meisterin in der Kunst sich selbst zu beherrschen, war es ihr schon ziemlich gelungen, die ersten Eindrücke, die er auf sie gemacht hatte, in ihrem Herzen wieder zu verwischen; sie konnte mit Gleichgültigkeit von ihm sprechen, und selbst wenn sie allein war, folgte ihr sein Bild nur dann in die Einsamkeit, wenn sie sich gerade damit beschäftigen wollte.

Und dies geschah, seitdem sie auf dem Lande wohnte, nur äußerst selten. Da ihre erste erhaltene Wunde nur sehr unbedeutend gewesen war, so ward es ihrer Geistesstärke um so leichter, sie bald wieder zu heilen. Die Nachrichten, die man ihr, über die Aufführung des Grafen in der Stadt, täglich mittheilte, trugen ebenfalls sehr viel zu ihrer schnellen Genesung bei; sie wußte außerdem noch, daß er schon eine Andere liebe, und wenn es auch ihrer Eitelkeit unendlich geschmeichelt haben würde, über diese ihr unbekannte Geliebte zu siegen, so mußte sie doch, wenn er sie ihr aufzuopfern schwach genug war, in der Folge ein ähnliches Schicksal befürchten, — ein Anstand, den freilich die weibliche Eitelkeit nur selten zu nehmen pflegt.

Alles dieses zusammen genommen, und auch

der Umstand, daß er sie noch nicht auf dem Lande besucht hatte, hatten ihn gewissermaßen schon in Vergessenheit gebracht und die Gräfin Dükastel wieder mit sich selbst ausgesöhnt. Aber auf einmal hört sie in ihrem Parke einen Schuß fallen; sie eilt nach der Gegend hin, wo der Knall hergekommen war, begegnet einem wohlgekleideten Manne, in welchem sie einen ihrer eifrigsten Anbeter zu erkennen glaubt, dieser fordert sie auf, einem Unglücklichen beizuspringen, und als sie hinzu eilt, findet sie einen Menschen, mit Blut und Staub bedeckt, leblos auf der Erde liegen. Sie räth auf einen Meuchelmord, auf Selbstmord; aber als sie in dem Verwundeten den Grafen erkennt, wird es ihr klar, daß er im Duell, ein Opfer seiner Liebe zu ihr, gefallen sey. Diese schreckliche Muthmaßung stürzt ihr künstlich errichtetes System in einem Augenblicke wieder um; der unter der Asche noch glimmende Funke lodert zur hohen Flamme auf: sie sieht nur den für sie gemordeten Geliebten, ihre Sinne schwinden, und sie fällt bewußtlos ihm zur Seite nieder. Da sie ihn für todt hält, so glaubt sie nichts dabei zu wagen, wenn sie das Geständniß ihrer Liebe nicht mehr in sich länger verschließt; ein Kuß auf seine kalten Lippen gedrückt, im Beiseyn zweier Zeugen, die sie nicht

achtet, ist der stärkste Beweis von dem gränzenlosen Umfange ihrer Leidenschaft und der Moment seines Erwachens.

Entschlüpft war ihr nun das Geheimniß, das nie über ihre Lippen kommen sollte, und sie konnte nicht wissen, ob der Graf ihren Schwur nicht gehört, ob er ihren Kuß nicht empfunden hatte. Ihre Lage war schrecklich, der Schlaf floh sie, ihr Blut strömte gewaltsam durch die Adern, und sie hatte noch nichts über ihr zukünftiges Betragen, in Ansehung des Grafen, beschlossen, als der Arzt in ihr Kabinet trat, sich nach ihrem Befinden erkundigte und ihr die Nachricht brachte, daß der Kranke, nach dem Aderlaß, merklich ruhiger geworden sey und nun in einem sanften und erquickenden Schlafe liege. Diese Nachricht war die beste Arznei, die er ihr hätte geben können; doch fand er, als er ihren Puls gefühlt hatte, für nöthig, einige kühlende Mittel zu verschreiben. — Ueber die wahre Veranlassung zu dem Unglücke des Grafen, konnte er ihr nichts weiter sagen, als daß es durch einen Sturz mit dem Pferde verursacht sey. Alles Uebrige, was er ihr sonst davon noch erzählte, waren bloße Muthmaßungen, weil der Graf, aus Schwäche oder geflissentlich, sich darüber zu erklären unterlassen hatte.

Die

Die Marquise hatte der Vorfall im Park nicht minder erschüttert. Des Grafen Unglück ging ihr unendlich zu Herzen; aber noch weit mehr schmerzte sie der Zustand ihrer Freundin und der Mangel an Zutrauen, von welchem sie ihr, bei dieser Gelegenheit, den auffallendsten Beweis gegeben hatte. Sie befürchtete mit Recht, daß es wahrscheinlich nun ganz um ihre Ruhe und ihr Glück gethan sey, und sah ein, daß wenn es ihr nicht gelänge, sie von dieser Leidenschaft zu heilen, sie ihre eigenen Plane entweder würde aufgeben oder doch in das tiefste Dunkel hüllen müssen. Ohne indeß jetzt schon etwas darüber zu beschließen, nahm sie sich vor, über Beide unbemerkt zu wachen, und von dem Geheimnisse, dessen Kenntniß sie einem Augenblicke von Bewußtlosigkeit zu verdanken hatte, nicht den mindesten Gebrauch zu machen. Lisette mußte ihr das Nämliche versprechen, und da die ihrer Gebieterin außerordentlich ergeben war, so durfte sie hoffen, ihr dadurch auch von dieser Seite jede Demüthigung zu ersparen. — Den Reitknecht des Grafen, der, als er seinen Herrn aus dem Gesichte verloren hatte, geradezu auf das Schloß geritten war, hatte sie sogleich in die Stadt zurück geschickt, um dem Gouverneur

den Vorfall zu melden und Heinrich nach Frohencck zu senden.

Als der Graf gegen Abend erwachte, war sein treuer Heinrich der erste, den er zu Gesicht bekam. Am Fuße des Bettes sitzend, beobachtete er jede Bewegung seines Herrn, und würde die Gunst, ihn zu pflegen und zu warten, nicht um alles Gold der Welt vertauscht haben. — „Wie kommst du hierher?" fragte ihn der Graf, als er sich den Schlaf aus den Augen gerieben hatte. Heinrich antwortete, daß man ihn durch den Reitknecht habe holen lassen.

„Hast du gestern Jemand gesagt, daß ich heute nach Froheneck reiten würde?" — „Ihre Entfernung aus der Stadt ist so wenig bekannt, daß diesen Morgen noch verschiedene Ihrer Bekannten nach Ihnen gefragt haben. Ich habe sie so, wie Sie es mir befohlen haben, abgewiesen. — „Nun, das ist doch sonderbar!" — sagte der Graf nach einer ziemlich langen Pause.

Heinrich wagte es jetzt, ihn nach seinem Befinden zu fragen. — „Die Wunde am Kopfe ist unbedeutend; aber den linken Fuß kann ich nicht gut bewegen, und das Athemholen wird mir schwer." — Wieder eine Pause. — „Befehlen Sie, daß ich den Arzt rufe?" — „Ich mag Niemand sehen." — Noch eine Pause. —

„Je mehr ich über die heutigen Vorfälle nachdenke, je räthselhafter erscheinen sie mir;" — und nun erzählte er seinem Diener Alles, was ihm den Tag über begegnet war. Sie verloren sich darauf Beide in mancherlei Konjekturen; aber alle Wahrscheinlichkeiten, die sie aufstellten, schienen die Sache weit eher zu verwickeln, als aufzuklären.

„Sophie weint! und sprengte davon — Hast du dich etwa verrathen und Jemand meine Verbindung mit ihr erzählt?" Sie kennen meine Verschwiegenheit. — „Ich weiß es, und eben darum ist mir Alles um so unbegreiflicher." — „Bald hätte ich es vergessen" — brach Heinrich das darauf erfolgte lange Stillschweigen, indem er mehrere Briefe aus der Tasche zog — „sie sind diesen Morgen eingelaufen."

„Gieb her." — Der Graf untersuchte ihre Aufschrift und Siegel, warf einen mit den Worten — „von meinem Oheim!" — bei Seite, den andern — „vom Marquis Düssec. — Aber an diesem hier erkenne ich die Hand nicht." — „So erbrechen Sie ihn" — erwiederte Heinrich. — Er that's; aber kaum hatte er das Blatt aufgeschlagen, als er jauchzend ausrief: „von Sophien!"

Sie schrieb:

„Warum muß ich dir, theurer Karl, gleich
„in einem meiner ersten Briefe, die du von
„mir in Strasburg erhälst, sagen, daß deine
„Sophie weint."

Hier hielt der Graf inne und wiederholte bei sich selbst: — „Sophie weint. Der seltene Unbekannte hat wahr gesprochen."

„Daß sie seit deiner Abreise nicht aufgehört
„hat zu weinen. O ich bin sehr unglücklich,
„und finde nur in dem Bewußtseyn Trost,
„daß ich unverschuldet leide."

In diesem Tone war der ganze Brief abgefaßt. Er erschütterte ihn so sehr, daß es Heinrichen reute, ihn unter diesen Umständen seinem Herrn übergeben zu haben. — Stillschweigend legte er ihn, nachdem er ihn gelesen hatte, zusammen, steckte ihn unter das Kopfkissen und verlor sich in tiefes Nachdenken. Alles war ihm räthselhaft, die Erscheinung des Unbekannten und die genaue Uebereinstimmung seiner Worte mit dem Inhalte des Briefes. Bald glaubte er, der Ritter Peyrier habe von seinem Spazierritt Nachricht erhalten, und ihn, wegen des Geheimnisses, das er ihm daraus gemacht, bestrafen wollen; denn außer Heinrich kannte nur er allein seine Verhältnisse mit Sophien. Das Uebrige schien ihm ein Werk des Zufalls zu seyn.

Bald wähnte er, Sophie habe ihn mit geheimen Wächtern umgeben, und lasse ihn durch sie warnen, wenn er so, wie diesen Morgen, im Begriff stehe, meineidig an ihr zu werden. Aber dawider stritt ihr unbefangener, sorgloser Charakter, und übrigens fehlte es ihr auch an der nöthigen Kenntniß der mancherlei Verhältnisse im menschlichen Leben, um einen so fein angelegten Plan zu entwerfen und zu verfolgen. Er mochte es anfangen, wie er wollte, es war ihm unmöglich, damit ins Reine zu kommen. Die Zeit, hoffte er endlich, würde ihm die beste Aufklärung darüber geben, und dabei ließ er es bewenden, nahm sich aber doch vor, die größte Behutsamkeit in allen Stücken zu beobachten.

Er hatte kaum diesen Entschluß gefaßt, als die Marquise Julie L. eingelassen zu werden verlangte. Sie kam, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen; eigentlich aber, um die wahre Veranlassung seines Sturzes zu erfahren; denn es hatte Jedermann befremdet, daß ihm dieser Zufall am Ende eines schmalen Fußweges, wohin sich nie ein Reiter verliert, begegnet war. Der Graf wußte nicht, was er ihr in der Geschwindigkeit antworten sollte, zumal da sie ihm erzählte, es habe sie und ihre Freundin ein Mann zu Pferde, den sie für den Baron F... gehal-

ten hätten, aufgefordert, einem Unglücklichen zu Hülfe zu eilen, der, am Rande des Grabens, ohne Bewußtseyn da liege.

Dieser Umstand gab ihm mehr Licht, als ihm all' sein Grübeln hatte verschaffen können. Er wußte, daß der Baron F... ein eifriger Verehrer der Gräfin Dükastel sey, und ob er gleich um diese Zeit von Strasburg entfernt war, so schien es ihm doch wahrscheinlich, daß er sich irgendwo in der Nähe verborgen habe aufhalten können und ihn durch die gegebene Warnung von seinem Vorhaben abbringen wollen. Es wurde ihm dadurch ein großer Stein von Herzen gewälzt, und er war im Stande, der Marquise Julie L. eine Geschichte zu erzählen, wie sie ihm am ersten einfiel. Das Pistol war aus der Halfter gesprungen und losgegangen, als er über den Graben gesetzt, und der Unbekannte sey wahrscheinlich ein Reisender, der vielleicht geglaubt hatte, er habe sich erschossen, und befürchtet, man möchte ihn anhalten, wenn er ihm zu Hülfe eilte.

So unbefriedigend diese Erklärung der Marquise schien, so ließ sie sich doch nichts davon merken. Ihrer Meinung nach hatte der Graf ein Duell mit dem Baron F... gehabt, und war von ihm verwundet worden, obgleich die

Wunde am Kopfe weder eine Schuß-, noch Hieb- noch Stichwunde war. — Ihre Freundin glaubte das Nämliche, als sie ihr die Geschichte des Grafen mittheilte; nur konnten sie Beide nicht begreifen, wie es der Baron F... habe wagen können, ihn in den Park zu bestellen, und was er für Gründe habe, um zu muthmaßen, daß der Graf sein vorgezogener Nebenbuhler sey.

„Nicht wahr" — sagte bei dieser Gelegenheit die Gräfin Dûkastel — „ich habe es den Grafen nie merken lassen, daß ich ihn liebe?" — und bald darauf, als sie gewahr worden war, daß sie sich verrathen hatte, fügte sie, ohne ihre Antwort abzuwarten, hinzu — „oder vielmehr, daß ich ihn je lieben würde?" — Die Marquise erwiederte kein Wort darauf und lenkte die Unterredung auf gleichgültigere Dinge.

Den folgenden Tag hatte der Graf kaum sein Frühstück eingenommen, als er den Gouverneur im Vorzimmer sagen hörte: „ich muß ihn sehen, den Wildfang, und wenn er auch den Hals gebrochen hätte. — Gleich darauf trat er, von seiner Gemahlin und der Marquise Julie begleitet, ins Zimmer. Der große Blutverlust, welchen der Graf den vorhergehenden Tag erlitten hatte, machte, daß er ungewöhnlich blaß aussah, gab aber auch seinem Auge ein gewisses schwer-

müthiges Schmachten, das jeder nicht ganz gefühllosen Frau außerordentlich gefährlich seyn mußte. Wenigstens brachte es diese Wirkung auf die Gräfin Dükastel hervor; denn kaum hatte sie ihn erblickt, als sie wie versteinert stehen blieb, und sie würde sich nicht aufrecht erhalten haben, wenn es die Marquise nicht bemerkt und ihr einen Stuhl angeboten hätte. Obgleich dies Alles nur das Werk einer Minute war, so entging es doch unserm Helden nicht; er las seinen Triumph in den halb geöffneten Augen der Gräfin Dükastel, in ihren bebenden Knieen und in den schwankenden und ungewissen Schritten, mit welchen sie sich ihm, seit ihrem Zusammentreffen im Park, zum ersten Male wieder näherte. Aber darüber vergaß er auch von neuem Sophien, der erhaltenen Warnung und seines Eides. — „Sie muß mein seyn," — so dachte er bei sich selbst — „und stemmten sich Himmel und Erde mir entgegen."

„Nun, hab' ich's nicht gesagt, daß Sie noch einmal den Hals brechen würden," — sprach der Gouverneur, als er an das Bette des Grafen getreten war. — „Wie er nun da liegt, sehen Sie nur her, als wenn er keinen Tropfen Blut mehr in allen Adern hätte. Wäre er noch vor dem Feinde gewesen, nun so ließe man es

hingehen; aber auf einem miserablen Spazierritt sich so zu Schanden zu fallen, das ist unverzeihlich! — Aber es geschieht ihm schon recht, er hat's nicht anders haben wollen. Warum will er keine besser abgerichteten Pferde reiten! Als ich ihm letzthin meinen Fuchs anbot, (Sie kennen ihn, Marquise,) da meinte der junge Herr: er sey nicht rasch genug. Freilich ist er nicht wild, wie sein Araber, aber dafür stürzt er auch in keinen Graben. Das läßt er wohl bleiben; wo er nicht langsam darüber wegschreiten kann, da bleibt er stehen, oder geht drum herum. Sehen Sie, solche Pferde muß man haben, wenn man gesunde Knochen behalten und dem Könige lange dienen will."

Der Graf hatte Mühe, sich bei dieser Rede des Lachens zu enthalten, die Marquise wurde es gewahr, und bat den Gouverneur, ihm die nöthige Ruhe zu schenken. — „Ei was Ruhe" — fiel ihr der graue Krieger ins Wort — „wer will ihm denn die Ruhe nehmen? Ich verlange ja nicht, daß er mir antworten soll, und übrigens hat er noch Zeit genug, um sich kuriren zu lassen. Das sag' ich Ihnen, Graf, daß Sie mir nicht eher nach Strasburg zurückkommen, als bis Sie völlig wieder hergestellt sind. Sie sind es doch zufrieden, meine Damen?"

„Wenn es nur nicht zu viel Aufsehen in der Stadt macht" — bemerkte die Gräfin Dükastel.

„Dafür lassen Sie mich sorgen. Sobald ich zurück komme, will ich es den Leuten schon begreiflich machen, daß er hierher gebracht werden mußte, und daß Sie verbunden waren, seine Pflege zu übernehmen. Wenn ich auf ihn nicht eifersüchtig gewesen bin, als er gesund war, glauben Sie denn, daß ich es jetzt zu seyn anfangen werde, da er kaum ein Glied rühren kann? Wie gesagt, es bleibt dabei, Sie warten hier Ihre Genesung ab, und kommen nicht eher in die Stadt zurück, als bis Sie wieder Ihren wilden Araber reiten können, um mit ihm vor meiner Wohnung — den Hals zu brechen."

Der Gouverneur, welcher glaubte, damit etwas recht Witziges gesagt zu haben, lachte dabei aus vollem Halse. Aber den Frauen war es nicht zum Lachen, und sie hätten viel darum gegeben, wenn es möglich gewesen wäre, ihn geschwind wieder los zu werden. — Da er nicht gehen wollte, so benutzte der Graf das darauf erfolgte Stillschweigen, um ihn zu fragen: was es für eine Bewandniß mit der Ordonnanz habe, die ihm, auf seinen Befehl, das Thor habe öffnen lassen. — „Ich hätte Ihnen das Thor

aufmachen lassen?" — antwortete der Gouverneur — „ja, da kennen Sie mich recht. Und wenn Sie der König selbst wären, ich würde es, wegen eines erbärmlichen Spazierritts, nicht gethan haben. Wissen Sie auch, was das sagen will, die Thore einer Grenzfestung, vor der bestimmten Stunde, aufzuschließen? Nein, da kenne ich den Dienst und meine Schuldigkeit besser; so etwas könnte mir gar nicht einfallen." — „Und doch" — erwiederte der Graf — „ist mir, auf Ihren Befehl, das Thor aufgemacht worden." — „Ich sage Ihnen, das kann nicht seyn, weil ich sonst etwas davon wissen müßte, und doch ist mir kein Wort von dem ganzen Umstande bekannt."

„Aber nun Gott befohlen, ich muß wieder in die Stadt zurück. Machen Sie, daß Sie bald nachkommen." — Mit diesen Worten stolperte der alte ehrliche Degenknopf zum Zimmer hinaus, die beiden Frauenzimmer folgten ihm, und der Graf erhielt dadurch die gehörige Muße, um über seine Lage nachzudenken und Sophien antworten zu können. Mit dem letztern war er bald fertig; auswendig gelernte Phrasen ersetzten den ungekünstelten Ausdruck wahrer Gefühle, und statt der gewöhnlichen Zärtlichkeit, die seine Briefe sonst athmeten, erhielt sein

Schreiben das Gepräge heftiger Leidenschaft. Zwar empfand er diese wirklich; allein sie lag jetzt im Streit mit seiner Eitelkeit, seine Gefühle waren getheilt, und bevor dieser Kampf nicht entschieden war, glaubte er sich für diejenige Parthei erklären zu müssen, die bisher in seinem Herzen unumschränkt geherrscht hatte.

Nach diesem Grundsatze ward seine Antwort abgefaßt; man mußte seine gegenwärtige Lage genau kennen, um in ihr geheuchelte Empfindungen zu entdecken. Aber so leicht ihm dieses geworden war, so viel Mühe hatte er, irgend einen bestimmten Plan in Ansehung der Gräfin Dükastel zu entwerfen. Ob er gleich alle Ursache zu vermuthen hatte, daß er ihr nicht gleichgültig sey, so glaubte er seines Sieges doch noch nicht gewiß zu seyn; wenigstens erwartete er, daß ihr Stolz und ihre Eitelkeit ihm denselben außerordentlich erschweren würde. Aber je mehr er Schwierigkeiten voraussah, je mehr reizten sie ihn; sein Entschluß, sie zu besiegen, stand fest und unerschütterlich; Alles, bis auf Sophien, war er bereit ihr aufzuopfern, und fallen mußte sie, auch wenn übernatürliche Mächte sie beschützten.

Die Frauen waren anfänglich verlegen gewesen, als ihnen der Gouverneur den Grafen

zu warten und zu pflegen aufgetragen hatte; sie fürchteten das Gerede der Welt, und hätten viel darum gegeben, wenn sie es, auf eine minder auffallende Art, hätten einrichten können. Dies sahen sie ein, daß sie nun Beide, nach dem Urtheile der Menge, keine Ansprüche mehr auf einen unbescholtenen Lebenswandel würden machen dürfen; der Graf hatte sich in Strasburg schon von einer solchen Seite gezeigt, die mit Recht voraussetzen ließ, daß er hier nicht unbeschäftigt bleiben werde, und so hätten sie es anfangen mögen, wie sie gewollt hätten, die Welt, die allezeit geneigt ist, das Böse vor dem Guten zu glauben, würde sie nicht minder verdammt oder doch wenigstens ihre Tugend für sehr zweideutig gehalten haben.

Darüber hatte die Marquise Julie freilich schon längst sich wegzusetzen gelernt, aber den Stolz der Gräfin Dükastel kränkte diese Gewißheit außerordentlich. Je mehr sie überzeugt war, daß sie der Welt noch keine gegründete Veranlassung, etwas Nachtheiliges von ihr zu glauben, gegeben hatte, je heftiger schmerzte es sie, ihren guten Ruf von nun an, als vernichtet betrachten zu müssen. — Doch dieses war jetzt nicht mehr zu ändern, und Alles, was sie nun noch thun konnte, war, das stolze Bewußtseyn ihrer

unbescholtenen Tugend zu bewahren, und ihr Betragen so einzurichten, daß sie nie Ursache hätte, vor sich selbst zu erröthen. Um diesen Zweck zu erreichen, schwur sie sich selbst zu, dem Grafen aus ihrer Liebe ein ewiges Geheimniß zu mamachen, und lieber darüber zu Grunde zu gehen, als ihm einen Triumph zu gewähren, dessen sich noch nie ein Mann über sie hatte rühmen können.

Schön und groß war dieser Entschluß und ihrer ganz würdig, aber unausführbar und im Widerspruche mit der Natur der Liebe, die sie noch nie kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte. Je unerfahrner sie darin war, je leichter schien ihr die Ausführung desselben, und sie glaubte, wenn sie nur alle Gelegenheit vermiede, ihn allein zu sprechen, und sich und ihm so viel Zerstreuung und Unterhaltung als möglich verschaffte, so müßte es ihr endlich doch gelingen, sie zu besiegen. Aus diesem Grunde lud sie von nun an täglich große Gesellschaft zu sich ein; am Morgen wurde gelesen oder gearbeitet, Nachmittags spielte man, oder beschäftigte sich mit Musik, und wenn die Hitze vorüber war, tanzte man oder ging spazieren. Da die Gräfin Dükastel eine vortreffliche Stimme hatte und der Graf mehrere Instrumente meisterhaft spielte, so be-

gleitete er sie jedesmal, wenn sie sang, auf dem einen oder dem andern. Traf es sich, daß noch mehrere Tonkünstler sich auf dem Schlosse einfanden, so wurden vollständige Konzerte gespielt, und auf diese Art verging ihnen die Zeit auf die angenehmste Weise von der Welt.

Diese Beschäftigungen, und der tägliche Umgang mit einer Frau, die alle Reize besaß, welche einen Mann fesseln können, hatten endlich die Natur der Gefühle des Grafen verändert und, wenn ich mich so ausdrücken darf, veredelt. Der Wunsch sie zu besitzen, der anfänglich nur eine Wirkung seines heftig aufwallenden Bluts und seines Kopfs gewesen war, wurde nun ein Bedürfniß seines Herzens. Alles überzeugte ihn, daß er sie liebe, so liebe, wie er Sophien geliebt hatte, einzig und allein liebe. Zwar dünkte es ihn, daß auch Sophie noch nicht ganz aus seinem Herzen verbannt sey, und er würde ihr ohne Zweifel den Vorzug gegeben haben, wenn sie zugegen gewesen wäre. Aber sie war abwesend, es hing von ihm ab, ihr aus seiner neuen Verbindung ein Geheimniß zu machen, und wenn er nur in alle seine Briefe die Liebe gösse, die er ehemals für sie gefühlt hatte, so glaubte er von ihr und von sich selbst keine

Vorwürfe zu verdienen, zumal wenn er am Ende doch wieder in ihre Arme zurück kehrte.

Es däuchte ihm hart, und er würde sich für einen Verächter der schönen Gotteswelt gehalten haben, wenn er eine vollblühende Rose, unter seinen Händen, ungepflückt hätte verwelken lassen. So unbefangen die Gräfin Dükastel sich nun gegen ihn betrug, so war doch das Geheimniß ihres Herzens einmal in seinen Händen, und sie mochte es jetzt anfangen, wie sie wollte, der Graf durchschaute sie auch dann, wenn sie mit aller Schlauheit sich vor ihm zu verbergen glaubte.

Die Ankunft des Ritters Peyrier auf Froheneck rückte endlich die Entwickelung dieser Intrigue, die wegen aller dabei beobachteten ängstlichen Vorsicht, am Ende doch beinah ins Stokken gerathen wäre, bis auf den Punkt vor, wo Dichter und Liebende gern von der Bühne abzutreten pflegen. Ganz unerwartet trat er eines Morgens in den Gesellschaftssaal; der Graf war eben beschäftigt, ein Konzert zu probiren, das er Nachmittags spielen wollte, und die beiden Frauenzimmer saßen am Fenster und zeichneten.

Nach den ersten Komplimenten erzählte ihnen der Ritter geflissentlich, daß der Vorfall des

Gra-

Grafen das größte Aufsehen in der Stadt mache. Die dabei Statt gefundenen Umstände hätten besonders die Neugierde eines Jeden gereizt, und Niemand könne begreifen, wie man es habe wagen können, ihn in der Nähe von Froheneck anzugreifen. — „Indessen" — fuhr er fort — „können Sie stolz darauf seyn, Graf, daß man sich mit Ihnen so viel beschäftigt. Unsere berühmtesten Schönheiten sprechen jetzt nur von Ihnen, finden nur hübsch und artig, was Ihnen gleicht, und behaupten, daß nur Sie allein Witz und Liebenswürdigkeit besitzen. Ich stehe Ihnen dafür, daß, wenn Sie wieder nach Strasburg zurück kommen, man sich in allen Gesellschaften um Sie reißen wird."

Jedes Wort des Ritters war ein Stich in das Herz der Gräfin Dükastel. Sie entfernte sich, um ihre Unruhe zu verbergen, und ihr folgte unverzüglich die sich immer gleiche und geheimnißvolle Marquise Julie. — Als die Männer allein waren, fragte der Ritter seinen Freund, wie es sich mit der ganzen Geschichte eigentlich verhalte. Der Graf erzählte ihm alle Umstände derselben, bis auf den Moment, wo er ins Schloß gebracht worden, und was er in der Folge von den Damen erfahren hatte. — „Alles, was Sie mir da sagen, ist so auffallend

sonderbar," — erwiederte der Ritter — „daß ich kein Wort davon begreife. Wir müssen dieses Geheimniß aufklären, und ich verspreche Ihnen, daß ich meinerseits nichts unversucht lassen werde. Aber nun sagen Sie mir auch aufrichtig" fuhr er fort — „wie Sie mit der Gräfin Dükastel stehen? — denn in Strasburg hält man Sie allgemein für ihren begünstigten Liebhaber."

Der Graf erzählte ihm jetzt, da er seiner Sache sich schon so gut, wie gewiß, glaubte, ohne den geringsten Rückhalt, Alles, was seit seinem Aufenthalte auf Froheneck zwischen ihm und der Gräfin Dükastel vorgefallen war, theilte ihm seine Besorgnisse und Hoffnungen mit, und schloß seine Erzählung mit den Worten, daß er nächstens an's Ziel zu gelangen die schönste Aussicht habe. — „Das ist ja vortrefflich, Alles geht nach Wunsche. Ihr Vorfall im Park hat schon Aufsehen genug in der Stadt gemacht, und wenn Sie nun noch den stolzen Sinn ihrer Schönen beugen und wahr machen, was bis jetzt nur eine Erfindung des Neides und der Eifersucht unserer Weiber ist, so nehme ich es auf mich, die berühmtesten Koketten von Paris an Ihren Wagen zu spannen. Das Einzige, was ich Ihnen empfehle, ist, der Marquise Julie nicht zu trauen; seyn Sie auf Ihrer Hut, und

weichen Sie ihr so viel möglich aus. Unter dem Schein der Freundschaft und ohne das Ansehen davon zu haben, ist sie im Stande, Ihnen allenthalben in den Weg zu treten und Sie gerade dann am weitesten von Ihrem Ziele zu entfernen, wenn Sie es am sichersten zu erreichen glauben."

Der Ritter blieb zum Konzerte; als geschickter Musiker und angenehmer Gesellschafter würde jedoch sein Besuch den Damen weit willkommener gewesen seyn, wenn er keine so unangenehme Nachrichten mitgebracht hätte. — Der Abrede mit seinem Freunde gemäß, benutzte er jede Gelegenheit, um auch der Gräfin das Geheimniß ihres Herzens abzulocken. Da der Graf heute zum erstenmal das Zimmer verließ, so hatte man ihm zu Ehren größere Gesellschaft wie gewöhnlich gebeten, und unter der Menge ward es dem Ritter leicht, sich mit der Frau vom Hause oft allein zu unterhalten. Er berührte alle Saiten des Herzens, um endlich diejenige aufzufinden, deren Ton mit seinen Absichten am meisten harmonirte. Aber alle seine Bemühungen waren lange vergeblich, und nur dann schien sie sich zu verrathen, als er, wie von ungefähr, hinwarf, daß sein Freund nächstens wieder in die Stadt werde zurück kehren müssen, um die

gute Meinung, welche man allgemein von ihm gefaßt habe, zu rechtfertigen. — „Sie kennen die Frau von D...; gestern habe ich ihr versprechen müssen, ihn nächster Tage bei ihr aufzuführen."

Bei diesem Namen entfärbte sich die Gräfin, versicherte aber nichts destoweniger den Ritter, daß, so ungern sie den Grafen in die Stadt zurückkehren sähe, sie ihm doch nicht zumuthen könnte, sich noch länger auf dem Lande zu vergraben und auf Vergnügungen Verzicht zu leisten, die sie ihm durch nichts zu ersetzen im Stande sey. In dem nämlichen Augenblicke wurde sie aufgefordert eine Arie zu singen. Sie wählte sie aus der Oper Dido, der Graf begleitete sie auf dem Klavier. Wer bis hierher ihre Leidenschaft nicht aus tausend Kleinigkeiten schon kennen gelernt hatte, konnte und mußte sie nun in ihrem zitternden, zärtlichen und schmachtenden Gesange erkennen. Als sie an die Worte kam: laissés moi mourir dans ses bras, fingen ihre Knie so heftig an zu zittern, daß sie sich an dem Stuhle des Grafen halten mußte, der Athem verging ihr, und man befürchtete allgemein, sie in Ohnmacht fallen zu sehen. Sie faßte sich indeß noch eher, als es von der Gesellschaft allgemein bemerkt werden konnte, und

wie die nämlichen Worte wieder vorkamen, war sie schon im Stande, den Grafen mit einem solchen Blick voll Seligkeit anzuschauen, daß auch er nun außer Fassung gerieth, keine Noten mehr sah, keine Klavis mehr fand, den Takt verlor und hätte aufhören müssen, wenn ihm das Orchester nicht eingeholfen hätte.

Jedermann beeiferte sich, als sie geendigt hatte, ihr den lautesten Beifall zu bezeigen, denn noch nie hatte man sie mit so viel Ausdruck und Rührung singen gehört. Da ihr inneres Gefühl ihr sagte, wie wenig sie diesen, in Hinsicht der Kunst, verdiente, so gerieth sie darüber in eine nicht gewöhnliche Verlegenheit, und diese erhöhte der Ritter noch mehr, als er ihr zuflüsterte, daß wenn e r Aeneas und s i e Dido wäre, kein Glück auf Erden das seinige übertreffen würde. — „Und doch giebt es so viel Männer, die ihm gleichen," — erwiederte sie mit einem gewissen Tone, aus dem man sich Alles nehmen konnte. — „Weil es wenig Weiber giebt, die wie Dido fühlen." — „Glauben Sie?" war Alles, was sie hierauf antwortete. Der Graf trat hinzu, aber dies hinderte den Ritter nicht, die Unterredung, über den nämlichen Gegenstand, fortzusetzen, so sehr es die Gräfin Dükastel zu vermeiden suchte.

„Ihr Triumph ist gewiß, wenn Sie die gegenwärtige Stimmung Ihrer Schönen zu benutzen wissen," war Alles, was er ihm beim Abschiede zu sagen Gelegenheit fand, und damit schwang er sich aufs Pferd und galloppirte in die Stadt zurück. Die übrige Gesellschaft verlor sich mit Sonnenuntergang ebenfalls, und noch war der Mond nicht aufgegangen, als im Schlosse schon wieder Alles ruhig und stille war. Da die Marquise Julie L. sich nicht wohl befand, so zog sie sich bald nachher in ihr Kabinet zurück; die Gräfin Dükastel riefen Geschäfte aus dem Saale ab, und der Graf, nachdem er noch eine Zeitlang auf dem Klavier fantasirt hatte, ging ebenfalls in sein Zimmer, um dort ungestört über den Zustand seines Herzens nachzudenken.

Unterdessen war der Mond aufgegangen, und beschien den weitläuftigen Park, auf welchen er von seinen Fenstern die Aussicht hatte. Aber nur denjenigen Theil des Gartens, der an das Schloß stieß, konnte er unterscheiden, das Uebrige verbarg tiefes Dunkel der Nacht. — Wenn man aus dem Saale tritt und die Terrasse hinuntersteigt, führt um einen, mit Fischen erfüllten, Wasserbehälter, eine Allee, durch die ganze Länge des Parks, in das schon bekannte Wäldchen. Zu beiden Seiten dieses Behälters

sind Blumen auf viereckigten Parterren gepflanzt, die mit den verschiedenen Orangeriebäumen, welche die Grenzen der Quartiere bestimmen, des Abends die angenehmsten Wohlgerüche um sich her verbreiten. An diesen Blumengarten hin führen, außer der Mittelallee, noch zwei Seitenalleen von Acacienbäumen in den eigentlichen Park hinunter; am Haupteingange desselben steht der Gott des Stillschweigens, ein lieblicher Knabe, von den schönsten Formen, den rechten Zeigefinger über die Lippen haltend.

Ein feierlicher Schauer ergreift den Lustwandler, wenn er, Abends, oder in der Stille der Nacht und beim matten Lichte des Mondes, in diesen Hain tritt. — Hohe und vieläſtige Tannen, dickbelaubte Eichen, dunkle Fichten und flatternde Pappeln und Buchen bilden ein undurchdringliches Dach für die Strahlen der Sonne, und verbreiten nach ihrem Untergange eine Finsterniß über alle Gegenstände, als wären sie in das Dunkel des Chaos eingehüllt. Dickes Gebüsch verbietet dem Auge, auf beiden Seiten der schlangenförmigen Gänge, um sich zu blicken; jede Neugierde, welcher der Sinn des Gesichts allein Befriedigung gewährt, wird hier unnütz, und nur der Horcher findet Sicherheit und kann unbemerkt die Seufzer belauschen,

die der Schmerz oder die Wollust aus dem vollen Busen pressen. Ist man einmal in einem von den unzähligen Wegen und Fußsteigen, die sich hier alle Augenblicke, nach verschiedenen und jederzeit neuen, Richtungen kreuzen, eingetreten, dann darf man ihn nur unausgesetzt verfolgen, und man wird auf demselben jedesmal entweder an eine dunkle Grotte, oder an einen offenen Platz, oder an eine Felsenhöhle, oder an einen silberhellen Wasserfall gelangen.

An den äußersten, sich entgegen gesetzten Punkten dieses Parks, nahe an dem daran stoßenden Wäldchen, befinden sich zwei Monumente, von welchem eins die Neugierde reizt, das andere zu ernsthaften philosophischen Betrachtungen auffordert. — Ein altes Ritterschloß, nach den Formen und Regeln der gothischen Baukunst errichtet, hält den Lustwandler auf und läßt ihn die hohen Thürme, die spitzen Fenster, die Fallbrücken, das Burgverließ, die schmalen Windeltreppen, die kleinen Erker und die geräumigen Säle mit allem darin befindlichen Hausgeräthe und Waffenrüstungen eine Zeitlang anstaunen und bewundern. Aber kaum hat er Alles in Augenschein genommen, als er es schon wieder verläßt; denn die rohen Zeiten der Ritterwelt stimmen so wenig mit seinen Gefühlen überein, daß

er sich auch in ihrer durch Kunst hervorgebrachten Nachahmung nicht gefallen kann.

Ein dunkler Lindengang führt ihn in mancherlei Krümmungen auf die entgegengesetzte Seite des Parks. Wenn er ihn beinahe ganz zurück gelegt hat, stößt er auf einen hellen Bach, über welchen er in einem leichten Kahne, von denen jederzeit einer an den Ufern befestigt ist, fährt. Kaum ist er auf der andern Seite ausgestiegen, so ergreift ihn ein unwillkührlicher Schauer, die tiefste Stille ist über die ganze Gegend verbreitet, und wenn er auch nicht die geringste Kenntniß von der Einrichtung und Bestimmung dieses Theils des Gartens hat, so sagen ihm doch die feierlichen Empfindungen, die sich in seinem Busen emporarbeiten, daß er in das Gebiet der ewigen Ruhe eingetreten ist. Von diesem Gefühle ergriffen und mit dem Gedanken an Tod und Vernichtung beschäftigt, wandelt er langsam und schwermüthig zwischen dunkeln Cypressen nach dem schwachen Lichte einer Lampe hin, die ihm in einiger Entfernung entgegen leuchtet und des Nachts zum sichern Wegweiser dient.

Je mehr er sich ihm nähert, je düster und feierlicher wird die umliegende Gegend; eine schroffe Felsenwand, zwischen welcher der Bach hervorrieselt, schließt sie auf der einen Seite ein

und erfüllt ihn mit Schrecken; auf der andern bildet der Hain ein undurchdringliches Dunkel, dessen Stille ihm bange Erwartungen einflößt. Endlich hat er das Licht erreicht und wird gewahr, daß er sich vor einer hohen Pyramide befindet, in deren Innern eine Lampe aufgehängt ist. Zwei Sphynxe bewahren die eiserne Gitterthüre, die in dasselbe führt; zu beiden Seiten des Einganges stehen Psyche und der Gott des Schlafs, die umgestürzte Fackel in der einen Hand haltend und ein Büschel Mohn in der andern. Ehe er die Schwelle betritt, bleibt er, beide Gottheiten betrachtend, stehen. Nie sah man die Sinnbilder des Todes und der Verwandlung in lieblichere und reizendere Formen gegossen, als sie hier vorgestellt sind. Beide in der Blüte der Jugend, schweben Heiterkeit und frohes Entzücken auf ihren Gesichtern; wer sie aufmerksam betrachtet, lies't in dem Ausdrucke, der über ihr ganzes Wesen verbreitet ist, die ewige Wahrheit: daß der Tod nichts anders, als der höchste Grad einer nie zu störenden Ruhe ist.

Das Nämliche sagt die, über dem Eingange, auf schwarzem Marmor, mit goldnen Buchstaben eingegrabene, Inschrift. So vorbereitet tritt man ruhig und heiter in den runden Saal,

und alle Furcht schwindet ob der reizenden Vorstellung, die man hier, von dem schrecklichsten Momente im menschlichen Leben, zu geben gewußt hat. Im Hintergrunde des Saals, der Thür gegenüber, steht auf einer Art von Altar ein schwarzer marmorner Sarg; in den Wänden des Saals sind in kleinen Nischen Urnen von verschiedener Farbe, Gestalt und Größe aufgestellt. Wollüstige Ottomanen empfangen den schwermüthigen Denker, wenn er sich hier, in der Behausung des Todes, seiner Melancholie einsam und ungestört zu überlassen wünscht.

In diese Gegend des Parks begab sich Graf Eugen, als ihm der Ungestüm seiner aufgeregten Gefühle das Zimmer zu eng machte und ihn in's Freie trieb. Der Mond schien lieblich und schön, da er die Acacienallee hinabging und sich in den dunkeln Gängen des Hains verlor. Ohne um sich zu blicken, schweifte er lange in demselben umher, fand nirgends, was er nicht suchte und doch zu suchen schien, und kam endlich, mit sich selbst unzufrieden und in der heftigsten Unruhe, in dem Ehrfurcht gebietenden Cypressenwäldchen an.

Vor der Pyramide stillstehend, blickte er nach den beiden Sinnbildern hin, die am Eingange derselben ihre Bestimmung erklären. Er

befand sich in einer von jenen Lagen, in welchen wir, unschlüssig über unsere Wahl, der Fähigkeit zu wählen lieber ganz beraubt seyn möchten. — „Wie glücklich wäre ich" — sprach er endlich — „wenn eine von jenen Urnen da meine Asche schon umfaßte! Zweifel würden mich nicht mehr quälen und hier" — auf das Herz deutend — „wohnte tiefe unerschütterliche Ruhe. Da stehe ich nun am Scheidewege und überlege. — Wozu soll ich mich entschließen? — Sophie, Amalie liegen in der Schale; welche von ihnen auch steigt, die Zukunft führt nichts destoweniger über Beide ein nie zu erschöpfendes Maas von Leiden herbei. — Und ich? — Ein unbedeutendes Glied in der großen Kette der Wesen, darf ich es wagen, meinem Verhängnisse zu widerstreben? Sey es Schicksal oder Ungefähr, das über uns waltet, wo finde ich die Kräfte, daß ich sie seinem unbiegsamen Gesetze entgegen stelle?" —

„Tod — Schlaf" — fuhr er in seinem Alleingespräche fort — „sind sie nicht mit einander verwandt, und das Ziel, das uns am Ende doch Alle erwartet? Was kommt darauf an, ob es um zehn Schritte näher oder weiter gesteckt wird, und da es denn doch erreicht werden muß, ist es nicht gleich viel, wie es erreicht wird? — O,

wenn mir Jemand dieses Räthsel, mich selbst, zu erklären wüßte, ich gebe meine schönsten Hoffnungen darum hin.“ —

„Auch Sophien?“ — rief hier eine dumpfe Stimme, die aus den unterirdischen Grüften der Pyramide zu kommen schien.

„Was war das?“ fuhr der Graf fort. — „Wer nannte Sophien? — Oder war es auch nur ein Gespenst, mit welchem mich meine zerrüttete Einbildungskraft quält?“

„Auch Amalien?“ — fragte die nämliche Stimme.

„Wie ist mir? Bin ich mit unsichtbaren Geistern umgeben, oder neckt mich ein verwegener Horcher und sucht mir meine Geheimnisse abzulauschen?“ —

Um sich zu versichern, ob irgend Jemand in der Nähe sey, ging er um die Pyramide herum, und da er nichts fand, stellte er sich wieder an den Eingang derselben, den Kopf an die Brust des Sphynx gelehnt.

Er hatte aber kaum diese Stellung eingenommen, als er hinter sich etwas rasseln hörte. Ein leichter Windstoß bewegte in diesem Augenblicke die Gipfel der Cypressen; er konnte also glauben, dieser habe das Geräusch hervorgebracht. Indessen schien es ihm doch, nach einer

kurzen fortgesetzten Aufmerksamkeit, als rege sich auch sonst noch etwas in der Grotte, die, zur Rechten der Pyramide, in den Felsen gehauen war. Um sich davon zu überzeugen, schlich er unbemerkt näher und wurde eine weibliche Gestalt gewahr, die in derselben, in tiefen Gedanken verloren, auf einer Moosbank saß. In der Hand hielt sie ein weißes Tuch, das sie mit Heftigkeit küßte und es alsdann in ihrem Busen verbarg.

„Karl! Karl!" — sprach sie nach einer Pause — „wüßtest du, wie unendlich ich dich liebe, du würdest Mitleid mit mir haben. O, ich bin schon tief gesunken, und doch stehe ich in Gefahr, mich in einen noch tiefern Abgrund zu stürzen. — Habe Erbarmen mit mir," — fuhr sie fort und streckte dabei bittend die Arme aus, — „habe Erbarmen mit einem schwachen Weibe, das allen Furien der leidenschaftlichsten Liebe Preis gegeben ist! Oder vermagst du es nicht, Barbar, hast du mich zu deinem Opfer ausersehen, nun so laß mich sterben, wenn ich deiner noch würdig bin! Laissés-moi mourir dans Tes bras! sang sie nun halb leise, und wo möglich mit einem noch stärkern Ausdrucke, als sie es im Konzert gethan hatte.

Hieran erkannte der Graf die Frau von Dü-

kastel und stürzte zu ihren Füßen. In dem nämlichen Augenblicke hörte man einen Schuß fallen und eine klägliche Stimme: „zu Hülfe! Mörder! Mörder!“ rufen. Der Graf sprang sogleich wieder auf und trat aus der Grotte, um dem Rufenden zu Hülfe zu eilen. Als er um sich blickte, ward er am Fuße der steinernen Treppe, die in die Pyramide führt, eine Flamme gewahr, welche bald hoch aufloderte, bald ganz schwach und niedrig brannte. Er lief hinzu; aber kaum hatte er zehn Schritte gethan, als sie gänzlich verlosch. Auf der Stelle, wo sie erschienen war, lag etwas Weißes, das er in der Pyramide, am Schein der Lampe, für ein zusammengelegtes Blatt Papier erkannte. Es enthielt die Worte: Fliehe, wenn Sophie dir theuer ist, wenn du deiner Bestimmung Zweck nicht verfehlen willst!

Ohne lange über den geheimnißvollen Sinn dieser Warnung nachzudenken, eilte er, als er sie gelesen hatte, wieder in die Grotte zurück. Aber wer schildert sein Erstaunen, als er sie leer fand und auf all' sein Rufen nicht die geringste Antwort erhielt. Er lief an die Pyramide, an die Ueberfahrt, untersuchte jeden Winkel, die Gräfin war und blieb verschwunden. — „Hat sich heute denn Alles gegen mich verschworen?“ —

rief er außer sich vor Wuth — „oder führt mich eine höhere Macht am Narrenseile? Nun dann, so schwöre auch ich, hier beim Dunkel der Nacht, bei den heiligen Schatten, die diese Gemächer des Todes und der Vernichtung umschweben, daß ich mich davon losreißen will, und sollte ich darüber zu Grunde gehen! — Amalie ist der Preis, und ich muß ihn erkämpfen!"

Er hatte kaum ausgesprochen, als die Uhr auf dem nahen Kirchthurme die Stunde der Mitternacht schlug, die Lampe in der Pyramide erlosch und eine weiße Figur nach dem dunkeln Haine hin schwebte, der zur Linken derselben diese schauerliche Gegend umschließt. Aber schon war sie verschwunden, ehe er ihn erreicht hatte; die Dunkelheit der Nacht und das dicke Gebüsch hatten ihre Flucht erleichtert, und so mußte er, von einer Menge neuer Ideen bestürmt und ohne sich seinem Zwecke genähert zu haben, wieder in das Schloß zurückgehen. Alle Thüren waren verschlossen, in seinem Zimmer brannte noch Licht, aber Heinrich war eingeschlummert, und er mußte lange rufen und warten, bis dieser erwachte und ihn einließ.

Ohne ein Wort zu sprechen, ließ er sich auskleiden, um sich zu Bette zu legen. Aber der Schlaf floh ihn, die Scenen des vorhergehenden

Tages

Tages schwebten, eine nach der andern, seiner erhitzten Einbildungskraft vor. Sophie erschien ihm, jedoch in so dunkler Ferne, daß er sie kaum erkennen konnte, und auch dann, als er die Vorfälle im Park in sein Gedächtniß zurückrief, machte ihr Bild nur einen leichten vorübergehenden Eindruck auf ihn; ihr Schicksal schien nun schon ganz entschieden zu seyn: es war Vernachlässigung, wenn nicht gänzliche Vergessenheit.

Aber dafür beschäftigten ihn Amaliens Reize destomehr. Die Worte: laissés-moi mourir dans ses bras, tönten noch immer in seinen Ohren; er wiederholte sie jedesmal unwillkührlich, wenn er an die Scene im Konzerte und in der Grotte dachte, und wähnte sich schon im Voraus im Genuß aller der Seligkeiten, die ihm eine Liebe, welche alle Gränzen menschlicher Empfindungen zu übertreffen schien, versprechen mußte. Die erhaltene Warnung war, noch ehe er einschlief, schon so sehr aus seinem Gedächtnisse verwischt, daß er sie ganz außer Acht ließ, und er würde gewiß auch den andern Tag nicht mehr daran gedacht haben, wenn ihm beim Erwachen das geheimnißvolle Blatt nicht in die Augen gefallen wäre und ihn daran erinnert hätte.

Fliehe, wenn Sophie dir theuer ist, wenn du deiner Bestimmung Zweck

nicht verfehlen willst, las er, und war bemüht, den Sinn dieser Worte zu entziffern. Der erste Theil war so deutlich und klar, daß er gar keiner Auslegung bedurfte; aber was man eigentlich mit dem Zweck seiner Bestimmung habe sagen wollen, wußte er sich nicht zu erklären. Da es ihm, bis auf diesen Augenblick, noch nie eingefallen war, darüber nachzudenken, und seine Begriffe über die Bestimmung des Menschen überhaupt sehr dunkel und schwankend waren, so war es ganz natürlich, daß er wenig darauf achtete und es für einen bloßen Kunstgriff, seine Neugierde zu beschäftigen, hielt. Nichts destoweniger beschloß er, seinem Freunde Nachricht davon zu geben und denselben Morgen noch die Pyramide und die Gegend umher genau zu untersuchen, um wo möglich zu erfahren, wie man es angefangen habe, um ihn so auffallend zu necken. Ehe er indeß diese Untersuchung anstellte, verlangte er die Gräfin Dükastel zu sprechen. Es wurde ihm geantwortet, daß sie nicht wohl sey und Niemand vor sich lasse.

Er mußte also in den Park gehen, ohne sie vorher gesprochen und von ihr erfahren zu haben, warum sie so eilig die Grotte verlassen habe. Nach dem Plane und der Anlage desselben fand er, daß der daran stoßende Wald es sehr

leicht machte, sich unbemerkt in der Nähe der Pyramide aufzuhalten und zu entfliehen, wenn man entdeckt oder verfolgt werde. Aus diesem Grunde schien es ihm unwahrscheinlich, daß es ihm je gelingen werde, dieses Geheimniß zu erfahren; und wenn er sich jetzt noch der Pyramide näherte, so geschah es nicht mehr, um seine Untersuchungen dort fortzusetzen, sondern um in der Kühle derselben einen Augenblick auszuruhen.

Er fand die Gitterthür halb offen, und in dem Saale lag auf einer Ottomanne ein ehrwürdiger Greis, in einen tiefen sanften Schlummer versenkt. Um ihn nicht aufzuwecken, setzte er sich ihm gegenüber, ohne alles Geräusch, nieder, und fand ein Vergnügen daran, seine Ehrfurcht einflößende Physiognomie zu betrachten. Er hatte noch nicht lange gesessen, als jener erwachte, das Buch, welches neben ihm lag, zusammenschlug, aufstand, auf unsern Helden zuging, ihm die Hand reichte und ihn um Verzeihung bat, daß er es gewagt habe, sich hier einige Augenblicke auszuruhen. — „Von der Hitze des Tages ermattet" — fuhr er fort — „war es mir unmöglich, weiter zu gehen, als ich in dieser Gegend ankam; der Schlaf übermannte mich, und ich fand keinen reizendern und bequemern Ort,

mich ihm zu überlassen, als diesen kühlen und angenehmen Saal der Pyramide."

Der Ausdruck, welchen der Alte in seine Rede zu legen wußte, die sanfte und stille Zufriedenheit, die über sein ganzes Wesen verbreitet war, und mehr als Alles, der Umstand, daß er ihn erkannt hatte, da er sich doch nicht erinnerte, ihn je gesehen zu haben, setzten den Grafen in ein solches Erstaunen, daß er, in den ersten Augenblicken, nicht im Stande war, ihm das Geringste zu antworten. Erst als diese vorüber waren, versicherte er ihn, daß der Park Jedermann offen stehe und eben deswegen nicht eingezäunt sey; daß er sich aber irre, wenn er ihn für den Herrn desselben halte.

„Ich weiß" — erwiederte der Alte — „daß Sie nicht der Eigenthümer des Parks sind, aber ob Sie eben deswegen hier nichts zu befehlen haben, ist eine andere Frage; denn um zu herrschen, unumschränkt zu herrschen, wissen Sie wohl, ist es nicht allezeit nöthig, einen Rechtsgrundsatz für sich zu haben."

„Ich verstehe Sie nicht," antwortete der Graf.

„Und doch glaube ich mich sehr verständlich ausgedrückt zu haben. Sie wissen, man herrscht auf zweierlei Weise, entweder durch Gewalt oder

mit Genehmigung Aller, die das Bedürfniß beherrscht zu werden fühlen. Die erste ist die sicherste und dauerhafteste, besonders wenn ihr die lange Gewohnheit jenen Charakter von Rechtmäßigkeit aufgedrückt hat, welchen die Zeit den auffallendsten Gesetzwidrigkeiten sogar zu geben im Stande ist. Diese Wirkung bringt sie wenigstens auf den großen Haufen hervor, und ob er gleich sehr leicht in Bewegung zu setzen ist, so hält es doch nichts destoweniger außerordentlich schwer, die Denkweise, welche eine lange Gewohnheit in ihm hervorgebracht hat, so zu unterdrücken, daß in der Folge nie ein Rückfall mehr zu befürchten wäre. Die nämliche Bewandniß hat es mit einem Volke, dessen Gesetze und Rechte ein Usurpator mit Füßen tritt, und es zwingt, seinem uneingeschränkten Willen zu gehorchen. Da der Mensch Nichts durch sich selbst ist, und die Umstände ihn zu Allem machen, so hängt der Eine eben so sehr an seinen gewohnten Fesseln, und wähnt sich unglücklich, wenn man sie zersprengt, als der Andere verzweifelt, wenn er seinen sonst freien Nacken unter das Joch der Uebermacht beugen muß."

„Ich bin begierig, die Anwendung davon auf mich zu vernehmen."

„Diese habe ich nicht nöthig zu machen;

denn wenn Sie nur einen Augenblick über sich selbst nachdenken wollen, so werden Sie sie gewiß ohne die geringste Schwierigkeit finden. Betrachten Sie sich jederzeit als Zweck, verlieren Sie das große Ziel, das ihnen vorgesteckt ist, nie aus dem Gesicht, benutzen Sie jede Gelegenheit sich ihm zu nähern, werden Sie Herr über sich selbst, und Sie werden frei und unabhängig seyn, wenn Andere kein größeres Glück kennen, als das, von Ihnen beherrscht zu seyn. — In Ihren Jahren," — fuhr der Alte nach einer Pause fort, — „denkt man freilich noch nicht an die Bestimmung, zu welcher der Mensch berufen ist; aber es wird eine Zeit kommen, wo Sie das Gewicht derselben schwer fühlen werden, und wenn Sie alsdann nicht schon ganz verzweifeln müssen, sie je zu erreichen, so werden Sie es bedauern, daß Sie nicht früher an die Pforte des Tempels der ewigen Weisheit angeklopft haben, ein Greis seyn, wenn man sie Ihnen zu öffnen für gut findet, und seine Schwelle nur betreten, um Ihre Asche einer Urne anzuvertrauen, die Ihnen alle weitere Aussicht verschließt."

„Ich gestehe" — erwiederte der Graf — „daß ich hierüber nur selten nachgedacht habe; aber seit gestern ist mir ein Licht aufgegangen,

dessen dunkelm Scheine ich zu folgen beschlossen habe."

„Sie sagen mir nichts Neues, denn ich kenne Sie genauer, als Sie es sich einbilden. Jedoch dunkel ist das Licht nicht, welches Sie erblickt haben, sein Glanz ist nur zu blendend hell für Sie. Aber daß es Ihnen so vorkommt, daß es Ihnen dunkel erscheint, ist eben, was Sie mit sich selbst unzufrieden machen sollte; die Schuld davon liegt in Ihrem blöden oder schon verwöhnten Auge, und wenn Sie seine Sehkraft nicht zu stärken suchen, so können Sie gewiß seyn, daß Sie jenes Licht nie werden vertragen können. Und doch möchte ich Ihnen dieses beinahe fast noch lieber wünschen, als Sie einem falschen Schimmer nachgehen, und von der Sucht des Zeitalters hingerissen, sich auf Irrwegen verlieren sehen, die Sie dem Ziele ihrer Bestimmung auf immer entführen. Zwar hat es dazu das Ansehen noch nicht, denn bis die mit Thaten schwangere Zukunft Handlung erzeugt, sind Sie entweder schon in die heiligen Mysterien der Weisen eingeweiht und Ihr Charakter ist fixirt, oder die Umstände haben aus Ihnen ein blindes und gehorsames Werkzeug höherer Geister gemacht, und Sie müssen sichtbare und unsichtbare Fesseln tragen, da es doch nur von Ihnen abhing,

sich Alles zu unterwerfen, was sich nicht zu Ihrer Größe hinauf zu schwingen vermocht hätte."

Hier hörte man des Grafen Namen laut im Garten rufen, er schien es aber nicht zu bemerken, oder wollte sich noch nicht von seinem seltenen Gesellschafter trennen. Dieser foderte ihn endlich selbst auf, sich zu erkennen zu geben, und ins Schloß zurück zu gehn, weil dort, wie er ihn versicherte, eine sehr wichtige Nachricht auf ihn warte. Der Graf verlangte zu wissen, worin sie bestehen würde, allein jede ausführlichere Erklärung wurde ihm standhaft abgeschlagen. Das Nämliche erfuhr er, als er den Alten ersuchte, mit ihm ins Schloß zu gehn; das Einzige, was er von ihm erhalten konnte, war die Zusage, daß er ihn wiedersehen werde; allein über den Ort und die Art und Weise, wie dieses geschehen würde, wollte er sich durchaus nicht auslassen.

So schieden sie von einander. — Der Graf eilte ins Schloß zurück, aber Niemand wollte ihn dort gerufen haben, und es hatte auch wirklich Niemand nach ihm gefragt. Da er zum Lesen nicht aufgelegt war, so ging er in den Gesellschaftssaal hinunter, setzte sich ans Klavier und spielte, was ihm einfiel oder mit seiner Stimmung gerade am meisten harmonirte. Er

mochte ungefähr eine halbe Stunde sich so unterhalten haben, als die Gräfin Dükastel aus ihrem Kabinette trat, sich hinter seinen Stuhl stellte und ihm eine Zeitlang unbemerkt zuhörte. Als er sie gewahr ward, sprang er auf und wollte sie umarmen; allein sie wehrte ihn sanft von sich ab und übergab ihm ein zusammengelegtes Blatt, das sie ihn zu lesen bat. — „Es bedarf keiner Antwort" — sagte sie dabei. — „Die Maasregeln, welche Sie hierauf nehmen können, werden mir statt derselben dienen. Ihr Entschluß sey indeß" — fügte sie mit zitternder Stimme hinzu — „welcher er wolle, ich bin auf Alles gefaßt." — Ohne seine Antwort abzuwarten, zog sie sich in ihr Kabinet zurück, an dessen Thür sie hinter sich den Riegel vorschob.

Der Graf wußte nicht, was er sich von diesem sonderbaren Auftritte denken sollte. Er hatte sich schon am Ziele aller seiner Wünsche geglaubt; allein dieses ernsthafte und entschlossene Betragen drohte ihn weiter davon zu entfernen, als er sich noch nie befunden hatte.

Doch das erhaltene Blatt mußte ihm Aufklärung darüber geben; er schlug es aus einander und las:

„Ich liebe Sie, Eugen, mit einem Feuer, mit „einer Heftigkeit, wie vielleicht noch nie ein

„Mann geliebt worden ist. Schon wähnte „ich allen Stürmen der Leidenschaften glück„lich entgangen zu seyn und war stolz auf „meine mühsam erworbene Ruhe. Aber Sie „erschienen, und mit dem ersten Blick, den „ich auf Sie warf, war es um mich geschehen. „Eine Flamme entbrannte in meinem Busen, „die nur um so heftiger um sich griff, je mehr „ich mir es angelegen seyn ließ, sie zu unter„drücken."

„Ich wähnte, die stille Einsamkeit des „Landes und eine gänzliche Entfernung von „Ihnen, würden mein tief verwundetes Herz „heilen. Es war mir auch wirklich schon ge„lungen, das ungestüme Toben meiner Ge„fühle zu besänftigen, als ein unglücklicher „Zufall mir die süße Pflicht auflegte, für „Ihre Herstellung Alles aufzubieten, was „Kunst und der Freundschaft zärtliche Sorg„falt zu thun im Stande sind. Sie wa„ren mir dadurch um so theurer geworden, „und ich glaubte mir ein Recht auf ein Leben „erworben zu haben, zu dessen Erhaltung ich „beigetragen hatte."

„Aber, ach! Alles, was ich mir darüber „sagte, war nichts weiter, als die in andere „Formen eingekleidete Aeußerung meiner ersten

„Gefühle. So fand ich mein Inneres be-
„schaffen, als ich endlich den Muth gefaßt
„hatte, es genauer zu untersuchen. Mein
„Stolz kämpfte mächtig dawider, aber was
„vermögen die Zuckungen eines Sterbenden
„gegen die Riesenkraft einer Macht, die kei-
„nen Widerstand kennt?"

„Ich war entschlossen, Allem zu entsagen,
„auf Alles Verzicht zu leisten, für Sie nur
„allein zu leben und Ihnen jede Rücksicht auf-
„zuopfern, die mich hätte abhalten sollen,
„mich in Ihre Arme zu werfen. Sie lieben
„zu dürfen, war Seligkeit für mich, von Ih-
„nen geliebt zu seyn, das höchste Glück mei-
„ner kühnsten Erwartungen. Einige Augen-
„blicke lang glaubte ich es wirklich zu genie-
„ßen. Aber ich täuschte mich schrecklich; eine
„Andere schwelgte da, wo ich mich mit dem
„hundertsten Theile der Wonne begnügt ha-
„ben würde."

„Ein wohlthätiges Wesen zerriß den
„Schleier, der meine Augen deckte; ich darf
„nicht mehr zweifeln, wovon ich so gern, mei-
„ner bessern Ueberzeugung zuwider, das Ge-
„gentheil geglaubt hätte — Sophie besitzt
„Ihr Herz ganz allein. Diese Gewißheit, so
„schrecklich sie ist, mußte ich jedoch erhalten,

„wenn ich an meine Rettung denken sollte. „Sie ist es, die mir befiehlt, Sie zu bitten, „mich zu meiden, wenn Ihnen mein Glück „und meine Ruhe werth sind. Ueberlassen „Sie mich dem nagenden Schmerze, Sie un„endlich zu lieben, ohne hoffen zu dürfen, von „Ihnen je wieder geliebt zu werden, und „nehmen Sie die Ueberzeugung mit sich von „hier weg, daß Sie, und nur Sie allein mein „ganzes Leben hindurch, der Inbegriff meiner „heißesten Wünsche seyn werden."

Die Gräfin Dükastel war in der Felsengrotte in eine der Ohnmacht ähnliche Betäubung gesunken, als der Graf zu ihren Füßen stürzte. Aber kaum hatte er sie verlassen, um nach der Ursache des Schusses zu forschen, als sie wieder zu sich kam und eine weiße Figur vor sich erblickte, die sie aufforderte, sich so schnell als möglich ins Schloß zu begeben. — „Sie sind unglücklich" — sprach sie zu ihr — „wenn Sie Ihrer Liebe zum Grafen Gehör geben. Alles, was er für Sie fühlt, ist der Wunsch, Sie zu besitzen, um seiner Eitelkeit ein glänzendes Opfer zu bringen. Sein Herz gehört Sophien, sie ist seine erste Leidenschaft, und nichts vermag sie ihm zu ersetzen."

Diese Erscheinung, und noch mehr die ihr

in ihrer Lage so unerwartet kommende Erinnerung an des Grafen Verbindung mit Sophien, wirkten so mächtig auf sie, daß sie sich, ohne eine weitere Erklärung zu fordern, aufraffte und in der größten Eil ins Schloß zurück kehrte. Die ganze Nacht brachte sie schlaflos zu, und als es Tag geworden war, empfand sie eine so große Entkräftung und Mattigkeit, daß es ihr nicht möglich war, zur gewöhnlichen Zeit das Bett zu verlassen. Unentschlossen, was sie nun thun sollte, schwebte sie lange zwischen dem Wunsche, den Grafen zu besitzen, und der Furcht, von ihm getäuscht zu werden, hin und her. Erst als man ihr sagte, daß er sie zu sehen verlangt habe, foderte sie ihr Schreibzeug, schrieb den obigen Brief, ließ sich ankleiden und benutzte den Augenblick, da er sich im Saale allein befand, um ihm denselben einzuhändigen.

Da er ihre Denkungsart und ihren Charakter kannte, so ward es ihm leicht, sich die ganze Veranlassung dazu zu erklären. Aber von wem sie seine erneuerte Verbindung mit Sophien erfahren haben mochte, das konnte er nicht begreifen; zumal da er überzeugt war, daß weder der Ritter Peyrier, noch auch Heinrich ihr sein Geheimniß verrathen haben würden. Nach langem Nachdenken blieb er endlich bei dem Umstande

ihres Verschwindens aus der Grotte stehen, und nahm an, daß die nämliche Figur, welche ihm in der Gegend derselben erschienen war, sich ihr ebenfalls gezeigt und sie damit bekannt gemacht haben müsse. Daran durfte er nicht zweifeln, daß das geheimnißvolle Wesen, das ihm auf jeden seiner Schritte nachfolgte und ihm dann immer am nächsten war, wenn er Etwas zu thun im Begriffe staud, was seiner Liebe zu Sophien nachtheilig seyn könnte, über Alles sehr genau unterrichtet seyn und ein besonderes Interesse haben müsse, ihm in den Weg zu treten.

Den Alten, welchen er in der Pyramide angetroffen hatte, hielt er damit im Einverständnisse, oder glaubte vielmehr, daß er mit ihm nur eine und die nämliche Person ausmache. Er merkte sich Tag und Stunde, wo er ihm erschienen war oder wo er seine Nähe gespürt hatte, und beschloß, sich gegen die Gräfin Dükastel nicht eher zu erklären, als bis er sich darüber eine bestimmtere Auskunft würde verschaft haben. Indessen glaubte er doch Anstalten zur Abreise treffen und die Nachricht davon geflissentlich im Schlosse verbreiten zu lassen.

Die Gräfin Dükastel erfuhr es den nämlichen Augenblick und hielt ihr Schicksal für entschieden. Je weniger sie es im Grunde ge-

wünscht und erwartet hatte, je heftiger wirkte es auf sie; ihr Uebelbefinden nahm so sehr zu, daß sie mehrere Tage hindurch nicht bei Tische erscheinen konnte. Der Graf mußte also mit der Marquise meistentheils allein speisen. Da auch sie ungewöhnlich nachdenkend und tiefsinnig war, so standen sie oft vom Tische auf, ohne mit einander zehn Worte gewechselt zu haben. Dies geschah auch besonders eines Tages, an welchem sie Beide, wo möglich noch ernsthafter und nachdenkender als gewöhnlich gewesen waren. Der Graf war schon im Begriff, den Saal zu verlassen, als ihn die Marquise mit einer gewissen Furchtsamkeit, als erwarte sie die Bestätigung von dem, was sie zu wissen verlangte, fragte: ob er wirklich gesonnen sey, nächstens wieder in die Stadt zurück zu kehren?

Der Graf bejahte es nicht nur, sondern fügte noch überdies hinzu, daß ihn wichtige Geschäfte in die Stadt zurück riefen. — „Glauben Sie denn, daß es Ihnen der Arzt erlauben werde?" — „Ich befinde mich wohl." — „Aber Sie würden doch besser thun, wenn Sie ihn zuvor befragten: ob Sie es auch wagen dürfen?" — „Das sehe ich nicht ein." — „Nun, so übernehme ich es; er kommt überdies heute zu meiner Freundin." — „Befindet sie sich denn wirk-

lich so schlecht, daß sie des Arztes Hülfe braucht?" — „Ihre körperlichen Leiden würden unbedeutend seyn, wenn ihr Geist ruhiger wäre." — „Sie sollte sich mehr Zerstreuung verschaffen." — „Ach, was hilft diese, wenn hier" — auf's Herz deutend — „Stürme toben und verwehen, ohne daß man sie auch nur ahnet." — Bei diesen Worten erröthete sie so stark, daß sie über sich selbst erschrak, die Unterredung plötzlich abbrach und sich schnell entfernte.

Wäre der Graf in diesem Augenblicke nicht mit ganz andern Dingen beschäftigt gewesen, er würde eine neue Entdeckung gemacht haben, an deren Möglichkeit auch nur zu denken, ihm bis jetzt nie eingefallen war. Ihm lag nun Alles daran, die Erscheinung im Garten aufzuklären und die Gräfin Dükastel von ihrem verzweifelten Entschlusse abzubringen. Kaum war also der Mond aufgegangen, als er sich in die Felsengrotte begab und dort bis nach Mitternacht blieb. Mehrere Tage hinter einander that er das Nämliche, und wählte bald diesen, bald einen andern Ort zu seinen Beobachtungen; allein alle seine Mühe war vergeblich, weder der Alte ließ sich am Tage sehen, noch die Erscheinung in der Stunde der Mitternacht.

Unterdessen hatte ihm der Arzt erklärt, daß

er

er sich der größten Gefahr aussetzen würde, wenn er es wagte, in die Stadt zurück zu kehren. So unwahrscheinlich dies war, so konnte er doch nicht umhin, den Vorstellungen der Marquise Julie nachzugeben, und ihr zu versprechen, daß er noch eine unbestimmte Zeit auf dem Lande bleiben wolle. Da es ihm nie Ernst gewesen war, es sobald gegen die Stadt zu vertauschen, so ward es ihm nicht schwer nachzugeben; aber er sah es gern, und es gehörte mit in seinen Plan, daß man ihn zurück behielt. Ihm war jetzt alles daran gelegen, den Eigensinn der Gräfin Dükastel zu beugen; sein Stolz fand sich durch ihr Betragen aufs Aeußerste beleidigt, und er glaubte, es sich nun selbst schuldig zu seyn, den schon halb errungenen Sieg ganz zu erkämpfen. Wäre sie ihm minder ausgewichen, hätte sie nicht so sehr auf ihre eigene Stärke getrotzt, und sich ganz seiner Großmuth überlassen, er würde von dem Wunsche sie zu besitzen abgestanden seyn, ihrer geschont, und sich endlich so sehr an sie gewöhnt haben, daß sie nicht das Geringste mehr für ihre Tugend von ihm zu befürchten gehabt hätte. Er glich in dieser Hinsicht allen denen, die mehr nach Befriedigung ihrer Eitelkeit, als nach Genuß streben; sobald sie des Sieges gewiß sind, stehen sie davon ab, oder lassen

Bayerische Staatsbibliothek München

ihn unbenutzt, und eilen neue Eroberungen zu machen.

Diesen Ausweg zu finden und einzuschlagen, hatte der Gräfin Dükastel die Heftigkeit der Leidenschaft, welche sie für unsern Helden empfand, nicht erlaubt. Sie sah nur zwei Wege vor sich, und diese waren: Genuß oder Entbehrung. Da sie sich nicht entschließen konnte, seinen Besitz mit einer andern, ihr vorgezogenen Geliebten zu theilen, und das Bewußtseyn ihrer unbescholtenen Tugend, es koste was es wolle, sich zu erhalten wünschte, so that sie Verzicht darauf und glaubte ihn vergessen zu können, wenn es ihr gelänge, ihn von sich entfernt zu halten. Nichtsdestoweniger schmerzte sie die Nachricht von seiner nahen Abreise, und sie wußte der Marquise Julie Dank dafür, daß ihm der Arzt, auf ihre Vorstellung, verboten hatte, in die Stadt zurück zu kehren.

Während die Gemüther so gestimmt waren, dachte man im Schlosse auf nichts anders, als dem Zwange, welchen man sich jetzt freiwillig auferlegt hatte, das Unangenehme und Lästige so viel wie möglich zu benehmen. Man machte Musik, ritt und fuhr spazieren, jagte, fischte, vermied aber dabei sorgfältig, sich allein und ohne Zeugen zu sprechen.

Noch immer hatte der Graf keine Antwort vom Ritter auf die ihm mitgetheilte Nachricht von den sonderbaren Erscheinungen, die er im Park gehabt hatte, erhalten, und er fing schon an ungeduldig zu werden, als der Bote, welcher die Briefe in Strasburg gewöhnlich abzuholen pflegte, ihm eines Tages ein ganzes Paket derselben mitbrachte.

Man schrieb ihm von Hause Dinge, die ihn bei seiner gegenwärtigen Stimmung wenig oder gar nicht interessirten. Aber daß Sophie sich noch immer nicht über seine Abreise trösten konnte, und ihn wieder zu sehen verlangte, machte einen lebhaften Eindruck auf ihn, und war ihm zugleich lieb und auch unangenehm. Der Ritter meldete ihm, daß alle seine Bemühungen, das Räthsel mit den Erscheinungen aufzulösen, vergeblich gewesen wären, daß er aber Grund zu glauben habe, der Baron F*** sey dabei stark mit im Spiele, wenigstens ließen dies seine öftern geheimen Abwesenheiten von Strasburg vermuthen. Er rieth ihm nochmals, der Marquise Julie in keinem Stücke zu trauen, den Roman mit der Gräfin Dükastel, sobald als möglich, zu Ende zu bringen, und in die Stadt zurück zu kehren; „denn," — so schloß er seinen Brief, — „wenn Sie noch länger auf dem Lan-

de bleiben, so ist zu befürchten, daß Sie endlich ganz zum Schäfer werden, und vor übergroßer Zärtlichkeit ihre Freunde und die ganze Welt vergessen."

Unter der Menge von Briefen hätte der Graf beinah einen übersehen, in welchem er eingeladen wurde, sich in der Stunde der Mitternacht, unbewaffnet, in der Laube der Diana, im Park von Froheneck, einzufinden. „Wenn alles schläft und kein Horcher lauscht — so hieß es darin — darf die schüchterne Liebe nicht erröthen. Das Geheimniß erhöht nur den Werth des Genusses, und leiht ihm Reize, an denen der äußere Prunk keinen Antheil hat." — Je weniger er Ursache hatte, eine solche Einladung von Strasburg, und auf diesem Wege zu erwarten, je begieriger war er, das ihm angebotene Abentheuer zu bestehen. Gewöhnt im Park Zeuge von außerordentlichen Auftritten zu seyn, erwartete er nichts alltägliches. Eins fiel ihm nur auf, und gab ihm viel zu denken; und dieses war, daß man verlangt hatte, er möchte sich ohne Waffen einstellen. Da er nicht errathen konnte, von wem dieser Brief sey, und keinen Grund zu glauben hatte, daß ihn die Gräfin Dükastel auf diese Art zu sich bestellen würde, so verfiel er endlich auf den Gedanken, daß er

entweder von dem schon bekannten Alten, oder von dem Baron F*** seyn müßte. Im letztern Falle aber, hatte er eine zu gute Meinung von seinem Nebenbuhler, als daß er erwarten durfte, von ihm unbewaffnet zu einer Zusammenkunft gefordert zu werden.

Um aber doch für jeden Fall gesichert zu seyn, befahl er seinem Heinrich, sich zu bewaffnen, und ihm, zur bestimmten Stunde, in den Park zu folgen. Die Laube der Diana befand sich in demjenigen Theile des Gartens, wo das Gebüsch am dicksten war, ganz auf der entgegen gesetzten Seite der Pyramide, unweit dem alten Ritterschlosse. Man mußte, um dahin zu gelangen, einen von den übrigen abgesonderten Weg einschlagen, und durfte daher nie befürchten, denen zu begegnen, die sich, um die nämliche Stunde, in andern Gegenden des Parks aufhalten konnten.

Von Heinrich begleitet, und von Niemand bemerkt, schlich sich der Graf, gegen halb zwölf Uhr, aus dem Schlosse. In der Nähe der Laube der Diana befindet sich eine Grotte, von welcher man alles, was in der ersten vorgeht, und wenn der Mond gerade darauf scheint, sehen kann. Dies war nun freilich an diesem Abende nicht der Fall, aber man konnte doch von da

sehr schnell zu Hülfe eilen, wenn es die Umstän-de nöthig machten. — Aus diesem Grunde wähl-te sie der Graf, und befahl seinem Diener, sich in derselben versteckt zu halten, und wenn er ei-nen oder mehrere Männer zu ihm in die Laube gehen sähe, sich unbemerkt näher zu schleichen und, auf ein verabredetes Zeichen, sogar in die Laube zu treten.

Es mochten noch zehn Minuten zu zwölf Uhr fehlen, als der Graf schon in der Laube an-gekommen war. Da er Niemand fand, so warf er sich in einem Winkel derselben, auf eine be-queme Rasenbank, nieder, und erwartete unge-duldig die Auflösung dieses neuen Räthsels. — Die Glocke schlug Zwölf und er ward ganz Ohr, da ihn die Dunkelheit der Nacht zu sehen hinderte. Nichts destoweniger konnte er schon in einiger Entfernung eine weiß gekleidete, verschlei-erte weibliche Gestalt unterscheiden, die sich, lang-sam und mit schüchternem Fußtritt, der Laube näherte, am Eingange stehen blieb und sich nach allen Seiten umsah. Da er so wenig als mög-lich sich zu bewegen suchte, und in der ganzen Natur die tiefste Stille herrschte, so entging ihm kein einziger von den Seufzern, die er aus ih-rem Busen emporsteigen hörte. Endlich entschloß sie sich in die Laube zu treten und sich niederzu-

setzen. Da sie sich nur ungefähr drei Schritte von ihm befand, so hielt er es nun für nothwendig, ihr seine Gegenwart zu erkennen zu geben. Er bewegte sich leise, und verursachte dadurch ein sanftes Geräusch in den Blättern. — Jetzt kommt er — sprach die Gestalt mit halb unterdrückter Stimme. Der Ton derselben ließ dem Grafen keinen Zweifel übrig, daß er die Frau von Dükastel vor sich habe; außer sich vor Freuden über diese Entdeckung, sprang er auf und lag in ihren nach ihm ausgestreckten Armen.

Kein Laut verrieth das Geheimniß ihrer Gegenwart, kein unvorsichtiges Wort entweihte die Fülle der Seligkeit, die Beide genossen. Aufgelöst in den höchsten Genuß, in eins verschmolzen, waren Seufzer die einzigen, aber viel bedeutenden Aeußerungen ihres unaussprechlichen Glücks. Himmel und Erde schwanden vor ihnen, und die Welt hätte untergehen können, und sie mit ihr, und sie würden es doch nicht empfunden haben.

Aber der Taumel, der ihnen jedes andere Bewußtseyn, als das ihres Glücks, entzogen hatte, verschwand; jedoch schien es nur zu geschehen, um den Grafen in den Stand zu setzen, das geheimnißvolle Wesen zum Sprechen zu bewegen, und sich dadurch noch mehr in seiner Meinung zu bestärken, oder sie auch zu widerlegen.

Allein die feurigsten Küsse waren die einzigen Antworten, die er auf alle seine Fragen erhielt. Da er, auf diese Weise, nicht zu seinem Zwecke gelangen konnte, so versuchte er, durch das Gefühl ihn zu erreichen. Alles überzeugte ihn, daß er nicht irre. Das sanfte weiche Haar, das über ihren Nacken in Locken herabfiel, die weichste, zarteste Hand, der niedlichste kleinste Fuß, und mehr als Alles jene richtigen und harmonischen Verhältnisse, die aus der Gräfin Dükastel ein Meisterweck der Bildnerin Natur machten, ließen ihn keinen Augenblick mehr zweifeln, daß er endlich am Ziel seiner heißesten Wünsche sey.

In dieser Ueberzeugung schwur er ihr der Liebe heiligsten Schwur, und bat sie knieend, ihm den Genuß der Seligkeiten der Liebe auch im Schlosse zu gewähren. Statt aller Antwort aber legte sie ihm den Finger auf den Mund, steckte ihm einen Zettel in die Hand und verschwand. — Der Graf fand seinen Heinrich eingeschlummert. Beinah volle zwei Stunden hatte er ihn auf sich warten lassen, ob es ihm gleich schien, als sey er nur einige flüchtige Minuten lang ausgeblieben. Seine Ermüdung stimmte jedoch mit der Zeit sehr richtig überein, und er fühlte das Bedürfniß der Ruhe und des Schlafs so sehr, daß

er nicht daran dachte, den erhaltenen Zettel zuvor zu lesen.

Dieses geschah erst den andern Morgen, wo er ungewöhnlich spät erwachte. Er war von der nämlichen Hand, wie der Brief, den er aus Strasburg erhalten hatte; man empfahl ihm Geheimniß und Stillschweigen, und bestellte ihn, an den nämlichen Ort und zur selbigen Stunde, wenn ihn der Mond zwei Mal vergeblich in der Laube gesucht haben würde.

Hätte der Graf nicht alle Ursache zu glauben gehabt, daß die Frau von Dükastel sich in dieses geheimnißvolle Dunkel hüllte, so würde es ihm aufgefallen seyn, daß sie ihn auf diese Art zu sehen suchte, und mit ihm korrespondirte, da es doch nur von ihr abhing, ihn mit aller möglichen Bequemlichkeit, und noch sicherer als in der Laube, in ihrem Kabinette zu empfangen. Aber er hielt es für Laune, für einen Beweis ihres noch nicht ganz erstorbenen Stolzes, und da er genoß, und im Grunde nie mehr als dieses gewünscht hatte, so war es ihm gleichviel, wie? und wo ihm dieses Glück zu Theil ward.

Man hatte die Gewohnheit auf dem Schlosse, sich eine oder zwei Stunden im Gesellschaftssaal einzufinden, und da, bis man zu Tische ging, sich zu unterhalten. Dahin begab sich der

Graf, als er auf die gestern empfangenen Briefe kurz und flüchtig geantwortet hatte. Er war begierig den Empfang zu sehen, welchen ihm die Gräfin Dükastel machen würde, und auf ihrem Gesichte die Spuren der, mit ihm in der vorhergehenden Nacht durchwachten, seligen Stunden zu lesen.

Aber wie sehr mußte er erstaunen, als er an ihrem Betragen nicht die geringste Veränderung bemerkte, ja hätte sie nicht sehr blaß ausgesehen und eine gewisse Mattigkeit verrathen, er würde in alle seine Sinnen das größte Mißtrauen zu setzen angefangen haben. Da die Marquise Julie ein unbedeutendes Kopfweh in ihrem Zimmer hielt, so hatte er Gelegenheit, sich länger mit ihr zu unterhalten, als es sonst zu geschehen pflegte. Dies setzte die Gräfin in einige Verlegenheit, zumal da sie seit ihrem Briefe nicht mehr recht wußte, wie sie mit ihm daran sey. Um also jeder, ihr noch immer zu frühzeitigen Erklärung auszuweichen, setzte sie sich an's Klavier, und sang mit ihm ein Duett aus Glucks Alceste. So verging die Zeit, es fand sich endlich Gesellschaft ein, und man begab sich, ohne daß es zu einer Erläuterung zwischen ihnen gekommen wäre, zu Tische.

Jeder Grad der aufwallenden, der erwieder-

ten, der verschmähten und der befriedigten Liebe, hat seine untrügliche Merkmale, an welchen man ihn erkennen kann, und nur wenig Männer besitzen so viel Gewalt über sich selbst, daß sie, ohne es zu wollen, den erhaltenen Sieg nicht verriethen. Der Menschenkenner, und wer nur immer in die Geheimnisse der Liebe eingeweiht ist, trügt sich selten darüber; unter Tausenden findet er die Liebenden heraus, und weiß bestimmt anzugeben, wer von ihnen der glückliche, der verschmähte oder der begehrende Liebende ist. Die dem weiblichen Geschlechte gewissermaßen zur andern Natur gewordene Verstellung führt ihn zwar manchmal irre, allein je weniger sich Frauen in dem Stücke zu verrathen pflegen, desto schwerer wird es, selbst dem verschlagensten Manne, sein Glück vor den Blicken des aufmerksamen Beobachters zu verbergen.

Diese Bemerkung entging auch diesmal einigen Personen von der in Froheneck versammelten Gesellschaft nicht; die Weiber flüsterten sie einander hohnlächelnd in's Ohr, und die Männer wagten es sogar, den Grafen damit aufzuziehen. Je mehr er sich zu vertheidigen bemüht war, je mehr wurden sie in ihrem Verdachte bestärkt; endlich gingen sie so weit, ihm Glück zu wünschen, und er war unvorsichtig genug, ihr

Kompliment ablehnend anzunehmen. Der Gräfin Dükastel entfiel kein Wort von Allem, was gesprochen wurde, aber es war ihr unmöglich, das Geringste davon zu begreifen. So viel sah sie ein, daß eine Andere ihren Namen gemißbraucht, den Grafen irre geführt und auf diese Weise ihre Ehre unwiderbringlich Preis gegeben haben müsse. Wer aber diese ihr unbekannte Nebenbuhlerin sey, und wie sie es angefangen habe, um ihn zu täuschen, wußte sie sich nicht zu erklären. Daß es Sophie nur allein gewesen seyn könne, schien ihr am wahrscheinlichsten; denn da sie von ihr kaum etwas mehr als den Namen und ihre enge Verbindung mit dem Grafen kannte, und auf ihren Brief, in welchem sie seine Mutter um nähere Auskunft über sie gebeten, noch keine Antwort erhalten hatte, so war es ihr keinesweges zu verdenken, wenn sie auf diesen sonderbaren Verdacht fiel.

Die ihr angethane Kränkung, sie mochte herrühren, von wem sie wollte, überstieg zu sehr ihre philosophische Gleichgültigkeit, als daß sie hätte ruhig dabei bleiben können. Ob sie gleich schon von Jugend auf gewohnt war, auf Dinge keine Rücksicht zu nehmen, die zu häufig im gemeinen Leben vorkommen, als daß man sie einer mehr als flüchtigen Aufmerksamkeit würdi-

gen sollte, so glaubte sie es doch diesmal sich selbst schuldig zu seyn, auch den gegen sie zeugenden entferntesten Verdacht zu vermeiden. Sie beschloß also ernstlich, den Grafen zu entfernen, und wenn ihr dieses nicht gelingen sollte, selbst in die Stadt zurück zu kehren, oder eine Reise in's Bad zu machen.

Der Gedanke war ihr unausstehlich, daß man den Grafen für ihren begünstigten Liebhaber halte, da sie doch durch ihr Betragen der Welt noch nicht die geringste Veranlassung, dies zu glauben, gegeben hatte. Freilich war sein langer Aufenthalt auf Froheneck von der Art, daß man es sehr leicht annehmen konnte; allein er war nicht ungewöhnlich, besonders in Frankreich, wo eine Frau nur selten, ohne einen männlichen Begleiter, den Sommer auf dem Lande zubringt. Ihre gekränkte Eitelkeit, ihre verschmähte Liebe, und mehr als Alles, der Eifersucht wüthende Martern, peinigten und quälten sie jedoch stärker und heftiger, als dieses; von entgegengesetzten Hoffnungen und Wünschen gefoltert, litt sie im Stillen, wollte den Grafen aus ihrem Herzen verdrängen, und vermochte es nicht, faßte alle Augenblicke einen andern Entschluß, und liebte ihn gerade dann am heftig-

sten, wenn sie den unauslöschlichsten Haß gegen ihn zu empfinden wähnte.

Hätte der Graf diese ihre Stimmung gekannt, und sie in einem von den Momenten überrascht, in welchen sie ihn am meisten haßte, sie würde ihn gewiß in ihre Arme geschlossen und dem holden Flattergeiste jede Kränkung, die er ihr theils wissentlich, theils unwissend verursachte, mit dem Genuß der höchsten Seligkeit der Liebe gelohnt haben. Aber ihm fiel es nicht ein das zu ahnen, worüber er sich doch sehr leicht hätte Gewißheit verschaffen können. Im Besitze aller Reize der Frau von Dükastel, und an seinem Siege nicht im Geringsten zweifelnd, fuhr er fort, ihr Betragen für Laune, für Ueberbleibsel einer noch nicht ganz unterdrückten Schaamhaftigkeit zu halten, hoffte ihr völliges Verschwinden von der Alles ebnenden Zeit, und lieh ihr deswegen nur noch einen Werth mehr, auf welchen sie aber sicherlich keine Ansprüche gemacht haben würde.

So kam der zur nächsten geheimen Zusammenkunft bestimmte Tag heran; er hatte ihn mit der größten Ungeduld erwartet, und wer ihn sah, mußte es ihm anmerken, daß er irgend etwas vorhabe, was ihm die Stunden zu Jahren, und jede Zerstreuung zum Ekel machte. Er

ritt, fuhr und ging spazieren, las, schrieb oder spielte auf dem Klavier; aber nichts vermochte ihm Unterhaltung zu gewähren, jede Gesellschaft war ihm unausstehlich, und wenn er sich nicht von ihr losmachen konnte, so mischte er sich entweder gar nicht in die Unterredung, oder sprach so verwirrt und unzusammenhängend, daß ihn Niemand verstand. Dann erst schlug sein Herz hoch auf vor Freude, als die Sonne unterging, und alle Anwesenden dieses majestätische Schauspiel bewunderten; er gerieth schier in Ekstase darüber und erregte dadurch eben so sehr das Befremden aller Anwesenden, als er es vorher durch seine Reden und sein mürrisches Wesen gethan hatte.

Auf seinem Zimmer wartete er ungeduldig bis es eilf Uhr schlug, und Heinrich mochte dagegen einwenden, was er wollte, er mußte, als die dumpfe Glocke auf dem Kirchthurme noch brummte, ihn schon in den Park begleiten, und in der nämlichen Grotte, wo er sich das erstemal verborgen gehalten hatte, seinen Posten wieder einnehmen. Der Graf blieb diesmal am Eingange der Laube stehen, denn da die Nacht finsterer als gewöhnlich war, so durfte er nicht befürchten, überrascht zu werden, wenn auch ein unbescheidener Neugieriger es wagen sollte, in ihrer Nähe einen sichern Aufenthaltsort zu wäh-

len. Aber je ungestümer seine Wünsche waren, je begieriger er auf die Erscheinung seiner geheimnißvollen Geliebte war, je länger wurde ihm die Zeit, und er befürchtete schon, sie möchte sich nicht einstellen, weil nach seiner Rechnung die Stunde der Mitternacht schon längst geschlagen haben mußte.

Allein die Uhr auf dem Kirchthurme überzeugte ihn bald von seinem Irrthum, und in dem nämlichen Augenblicke erschien auch die Gestalt, aber diesmal in Schwarz gekleidet und in einen weiten Mantel gehüllt. Sie legte ihm sogleich die Hand auf den Mund und bat ihn durch Gebehrden, sich ruhig zu verhalten; ihr ganzes Betragen war furchtsam und schüchtern, und verrieth die Besorgniß, von irgend Jemand überrascht zu werden. Da der Graf vermuthete, daß sie vielleicht seinen Diener in der Grotte wahrgenommen haben könne, so achtete er wenig auf ihre Aengstlichkeit, und überließ sich unbesorgt dem Genusse, welchen ein reizendes Weib dem Geliebten, in der Stunde der Mitternacht und von ihren Schatten umgeben, darzubieten im Stande ist.

In ihren Umarmungen schwelgend, war er fest entschlossen, sie diesmal nicht vor Tagesanbruche zu entlassen. Allein war es die Furcht

über-

überrascht zu werden, oder merkte sie seinen Vorsatz; genug, sie benutzte die erste schickliche Gelegenheit und entwischte, nachdem sie ihm jedoch zuvor einen Schlüssel in die Hand gedrückt hatte. Aber der Graf wurde ihr Verschwinden sogleich gewahr und eilte ihr nach; allein da er sie, wegen ihrer schwarzen Kleidung, nicht von dem dunkeln Gebüsch unterscheiden konnte, so mußte er, nach langem vergeblichen Suchen, sein Unternehmen aufgeben und unverrichteter Sache mit Heinrich in's Schloß zurückkehren.

Den andern Morgen fand er die Marquise Julie schon im Saale; sie empfing ihn außerordentlich zuvorkommend, und sagte ihm viel Schönes und Verbindliches darüber, daß er seinen Vorsatz, in die Stadt zurück zu kehren, aufgegeben habe. — „Ich bedauere es nicht" — erwiederte der Graf — „und könnte eine Ewigkeit hier zubringen, und doch noch immer auf Froheneck zu bleiben wünschen." — Es wurde über gleichgültige Dinge gesprochen, und nur als die Gräfin Dükastel sagen ließ, daß sie den ganzen Tag nicht im Saale erscheinen würde, nahm die Unterredung wieder eine interessantere Wendung. Der Graf bezeigte sein Befremden darüber, daß sie seit einiger Zeit außerordentlich zurückhaltend sey und sich nur äußerst selten mit-

theile und sehen lasse. — „Ich finde dies ganz natürlich" — erwiederte die Marquise — „denn wenn man allenthalben mit Horchern und Neugierigen umgeben ist, so fürchtet man sich auch da, wo man vor ihnen am allersichersten seyn sollte."

Diese Aeußerung stimmte mit dem Betragen, welches die Gräfin Dükastel die letzte Nacht beobachtet hatte, so sehr überein, daß er zu glauben anfing, sie habe endlich die Marquise zu ihrer Vertrauten gemacht. Allein da man ihm das tiefste Stillschweigen empfohlen hatte, und sie sich auch nicht weiter darüber ausließ, so hielt er es für klüger, sich so zu betragen, als sey nicht das Geringste zwischen ihnen vorgefallen.

Gegen zwölf Uhr kam der Ritter Peyrier aus der Stadt und verschaffte der Gesellschaft einen Zuwachs von Unterhaltung, an welcher jedoch die Gräfin Dükastel keinen Antheil nahm. Die Marquise entschuldigte sie mit ihrer Unpäßlichkeit, und der Graf machte ihn mit der wahren Ursache ihrer Abwesenheit bekannt.

„Aber sind Sie auch gewiß, daß Sie sich nicht geirrt haben?" — fragte der Ritter, nachdem er ihn aufmerksam angehört hatte.

„Und wer anders, als sie, hätte ein Interesse gehabt, meine Wünsche mehr als zu befriedigen?"

„Die Marquise Julie, ihre Jungfer, und was weiß ich, wer sonst noch Ihre Treuherzigkeit gemißbraucht haben kann.“

Der Graf hatte zuviel Beweise vom Gegentheil, als daß dieser Zweifel in seiner Seele hätte wurzeln können. Er wies ihn von sich, und der Ritter mußte selbst nachgeben, als er ihm den erhaltenen Schlüssel zeigte. — „Das muß Sie aber doch nicht hindern“ — fuhr er fort — „sobald als möglich wieder in die Stadt zurück zu kommen. Sie haben jetzt Ihren und meinen Zweck erreicht, und würden Alles verderben, wenn Sie sich entschließen könnten, für die Gräfin Dükastel nur allein zu leben. Bedenken Sie, daß Sie nicht bestimmt sind, sich hier auf dem Lande zu vergraben, und daß Sophie, aller Ihrer Vorsicht ungeachtet, endlich doch Ihre Intrigue erfahren kann. Freilich würden Sie in Ihrer gegenwärtigen Stimmung wenig darauf achten, allein es kann eine Zeit kommen, wo Ihre Liebe zu ihr in aller ihrer Stärke wieder erwacht, und wo Sie vielleicht, als ihrer unwürdig, abgewiesen werden können.“

Diese Warnung, in dem Munde des Ritters, kam ihm so unerwartet, daß er nicht wußte, was er davon denken sollte. Anfänglich hatte er ihn selbst aufgefodert, durch irgend eine

große Intrigue Aufsehen zu machen und seinen kühnen Plan auf die Gräfin Dükastel gebilligt, und nun, da er ihn ausgeführt hatte, suchte er ihm den Genuß der mühsam erworbenen Vortheile desselben wieder zu rauben. Dieses räthselhafte und zweideutige Betragen machte ihn in seinen Augen sehr verdächtig, und er nahm sich vor, von nun an in Ansehung seiner viel vorsichtiger zu seyn. Indessen ließ ihm doch das Gesagte reichhaltigen Stoff zum Nachdenken übrig; Sophiens Bild trat lebhaft vor seine Seele, und wenn sie ihm in diesem Augenblicke erschienen wäre, er würde zu ihren Füßen gesunken seyn, ihre Vergebung erfleht, und mit ihr einen Aufenthalt verlassen haben, dessen Reize mit der Seligkeit, die er sonst in ihren Umarmungen genossen hatte, doch auf keine Weise verglichen werden konnten.

Unter diesen Betrachtungen war der Graf, als die Sonne sich zum Untergange neigte, in der Gegend der Pyramide angekommen. Er hätte gewünscht, den Alten dort anzutreffen, um sich Raths bei ihm zu erholen, oder doch in seiner Gesellschaft die Eindrücke zu verwischen, die des Ritters Worte und sein schuldiges Bewußtseyn auf ihn gemacht hatten. Aber der Saal war leer, und kein menschliches Wesen ließ sich,

so weit sein Auge reichen konnte, sehen. Schon war die Sonne untergegangen und die Schatten der Nacht näherten sich allmählig. Da er eine ungewöhnliche Bangigkeit im Park empfand und die Einsamkeit ihm Grauen verursachte, so eilte er wieder in das Schloß zurück. Als er auf der Straße ankam, die mitten durch den Garten führt, sah er in der Dunkelheit einen Reiter heransprengen, dessen Ankunft er, an einen Baum gelehnt, abzuwarten beschloß. Als er an ihn herangekommen war, hielt er plötzlich das Pferd an, rief ihm zu: Wagen Sie es nicht, Herr Graf, sich des Schlüssels zu bedienen, den Sie gestern in der Stunde der Mitternacht erhalten haben. Sophie sieht und kennt jeden Ihrer Schritte; sie ist es, die Sie durch mich warnen läßt — und eilte wieder davon.

Ehe der Graf antworten konnte, war er ihm schon aus dem Gesichte verschwunden. Seine Bestürzung war anfänglich ohne Gränzen, und er hatte kaum Kraft genug, um sich auf sein Zimmer zu begeben. Als er sich aber dort einigermaßen wieder erholt hatte, ward es ihm deutlich, daß der Ritter nur allein der einzige wahrscheinliche Urheber und Anstifter aller Mystifikationen seyn könne, mit welchen man ihn,

bis auf diesen Tag, bald irre zu führen, bald zu schrecken gesucht hatte. Aber was jenen eigentlich dazu vermögen könne, wußte er sich auf keine Weise zu erklären, und es mochte seyn, was es wollte, so hielt er sich nichts destoweniger für beleidigt, und nahm sich vor, ihn bei der nächsten Zusammenkunft ernstlich darüber zur Rede zu stellen. Doch da es nie seine Sache war, über die erste Viertelstunde hinaus an einen unangenehmen Vorfall zu denken, so vergaß er leichtsinnig, womit er sich ohne Unterlaß hätte beschäftigen sollen, und verlor sich in der lebhaftesten Vorstellung des Glücks, zu welchem ihm der erhaltene Schlüssel die gewisseste Aussicht eröffnete.

Die so sehnlich erwartete Stunde der Mitternacht schlug endlich, und er eilte hinunter in den Gesellschaftssaal, aus welchem man in die Zimmer der Gräfin gelangte. Alles im Schlosse lag schon seit einer Stunde im tiefsten Schlaf begraben, man konnte jeden Laut vernehmen, und mußte, im Dunkeln besonders, sehr vorsichtig seyn, um nicht irgendwo anzustoßen und Geräusch zu machen. Der Graf kam glücklich in die Zimmer, durch welche er gehen mußte, um in das bestimmte Kabinet zu gelangen. Er fand die Thür, wie er es erwartet hatte, verschlossen,

der erhaltene Schlüssel öffnete sie aber auf den ersten Versuch so glücklich, daß er sich im Kabinette befand, ohne die Schlafende aus dem sanften Schlummer geweckt zu haben, in welchem sie versunken war.

Auf einem eleganten Sommerbette, dessen Vorhänge zur Hälfte aufgeschlagen waren, lag die Gräfin Dükastel unter einer so feinen und durchsichtigen mußelinenen Decke, daß man ihre schönen Formen auf's Genaueste unterscheiden konnte. Neben dem Bette stand, auf einem mahagonynen Nachttische, eine argantische Lampe, deren Schirm aber so gestellt war, daß kein Strahl die Schlafende berührte. Der Graf nahm ihn weg und genoß ein Schauspiel, wie es wenig Männern zu Theile wird. Halb bedeckt, strebte ihr voller Busen unaufhaltsam empor, ihre beiden nackten Arme ruhten nachläßig auf der Decke des Bettes, und um den alabasternen Hals hatte sie ein schwarzes Sammtbändchen gebunden, das seine blendende Weiße nur noch mehr heraushob.

Er mochte ungefähr einige Minuten in ihrem Anschauen verloren, vor dem Bette gestanden haben, als sie im Traum seinen Namen nannte und erwachte. — Der Anblick eines Mannes in ihrem Kabinette und zu dieser ungewöhn-

lichen Stunde erschreckte sie so sehr, daß sie einen heftigen Schrei that und sich unter die Decke verbarg. Der Graf gab sich zu erkennen, allein dies verminderte ihren Schreck keinesweges, seine Gegenwart ängstigte sie vielmehr über alle Beschreibung, und ihre Furcht, anstatt abzunehmen, gewann alle Augenblicke eine größere Gewalt über sie. Ihr Erstes, als sie die Sprache wieder erhalten hatte, war, daß sie ihm ihren ganzen Unwillen über diesen nächtlichen Besuch, in den stärksten Ausdrücken, bezeigte, und ohne seine Rechtfertigung anzuhören, von ihm forderte, sich augenblicklich wieder zu entfernen. Aber ihre Vorwürfe rührten ihn eben so wenig, als ihre Bitten; er hielt Alles für übelangebrachte und unzeitige Ziererei, setzte sich, statt aller Antwort, vertraulich zu ihr auf's Bett, und umarmte sie mit aller Heftigkeit einer Liebe, die ihrer Befriedigung gewiß ist. Dadurch weit mehr, als durch seine Worte, gewann er endlich so viel über sie, daß sie sich geduldig den Arm halten ließ, als sie schon ihrer Jungfer klingeln wollte, und ihm erlaubte, ein Viertelstündchen bei ihr zuzubringen.

Sie befanden sich Beide in einer sonderbaren Lage; der Gräfin Dükastel war die Kühnheit des Grafen und seine beleidigende Vertrau-

lichkeit unerklärbar, und er hielt für Ziererei, für Laune des Augenblicks, was doch nur der unverfälschte Ausdruck der Unschuld und die letzten Anstrengungen des Stolzes und der sterbenden Tugend waren. Da er bemerkt hatte, daß sie seinen kosenden Schmeicheleien am wenigsten widerstehen konnte, so wandte er diese vorzüglich gegen sie an, und zwar mit einem so glücklichen Erfolge, daß sie ihm endlich selbst um den Hals fiel und mit Thränen im wollustſtrahlenden Auge gestand, daß seine Liebe ihr höchstes Glück sey, und daß sie ohne ihn nicht länger leben könne.— „Aber Sie lieben mich nicht, Graf" — fuhr sie nach einer Pause fort — „und doch liebe ich Sie so unaussprechlich."

Der Graf legte seine beiden rechten Zeigefinger auf ihren Busen, und schwur, daß sie sein Herz ausschließend besitze und ihre Liebe der Inbegriff aller seiner Wünsche sey. — Kaum hatte er diesen Schwur ausgesprochen, als man ein dumpfes Geräusch im Kabinette wahrnahm, die Fenster klirren, mehrere Scheiben springen und im Vorzimmer Jemand gehen hörte. — Die Frau von Dükastel, welche diesmal nicht, wie sie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten zu thun pflegte, die Geistesgegenwart verlor, hatte

nur so viel Zeit noch übrig, um dem Grafen zu bedeuten, sich zwischen der Bettvorhängen und der Wand zu verstecken, als der Gouverneur, den sie am Gange erkannt hatte, eintrat.

Ende des ersten Abschnitts.

Zweiter Abschnitt.

[illegible] Gelegenheit [illegible] zu kennen. [illegible] als [illegible] hatte, [illegible].

Ende des ersten Abschnitts.

An den reizenden und fruchtbaren Ufern des Mains liegt, in einer unvergleichlich schönen Ebene, das Stammgut der Grafen von Rosenau. Wenn man von Norden her in diese Gegend kommt, wird man nichts weiter, als eine große Fläche gewahr, deren Ausdehnung man nur an den hin und wieder hervorragenden Thurmspizzen, die eben so viel Dörfer andeuten, abnehmen kann. Aber hat man die kleine Anhöhe, welche sie gegen Süden begränzt, erreicht, und fährt man sie, in dem Augenblicke wo die Sonne heraufsteigt, hinab, so genießt man ein Schauspiel, wie es nur die höchsten Berge, in einigen Gegenden der Schweiz, darbieten. Ein grüner Teppich, vom Main durchschnitten, breitet sich vor den neugierigen Blicken des Reisenden aus, Schatten und Licht wechseln auf demselben alle Augenblicke ab; Kornfelder, Wiesen und Gär-

ten umgeben die ansehnlichen Dörfer; Alles lebt und ist thätig auf dem Felde, und den dumpfen Klang der Glocke, die zur Frühmette läutet, vernimmt man von sechs Kirchen her.

Der größte Theil dieser Ebene, mit den darauf befindlichen Schlössern, Dörfern, Mühlen und einzelnen Häusern, gehörte zur Zeit des dreißigjährigen Krieges einem Edelmanne, der, von Kaiser und Reich geächtet, sich in fremde Lande hatte flüchten müssen. Da er keine Kinder hatte, so eignete sich der Staat seine Güter zu, obgleich dieses nicht minder geschehen wäre, wenn er auch Nachkommenschaft hinterlassen hätte; denn zur dermaligen Zeit mußte diese für die Vergehungen ihrer Eltern büßen, sie mochte haben Theil daran nehmen können oder noch in der Wiege liegen.

Hundert Jahre nachher benutzte eine Seitenlinie dieser Familie ihren gerecht erworbenen Einfluß und die dem Staate geleisteten wichtigen Dienste, um wieder zu dem Besitz der Güter ihres Vorfahren zu gelangen. Ein gerechter und großmüthiger Fürst regierte dazumal in Deutschland, und so ward es ihr nicht schwer, von ihm zu erhalten, was ihrem Ahnherrn die Barbarei der vorhergehenden Jahrhunderte geraubt hatte und ihnen jetzt noch kleine untergeordnete Despo-

ten, in der Beamtenkleidung, streitig zu machen suchten.

Diese Familie verwandte einen Theil ihrer anderweitigen Reichthümer, um die darauf haftenden Schulden zu tilgen und die Güter in einen bessern Stand zu setzen. Es gelang ihr so sehr, daß der Graf von Rosenau, als er sie, nach seiner Volljährigkeit, übernahm, beinahe nichts mehr zum Glück und zum Wohlstande seiner Bauern hinzufügen konnte. Alles, was ihm für sie zu thun frei stand, war, ihnen zu rathen und durch eine ihren Kindern gegebene zweckmäßige Erziehung, diejenige Aufklärung unter ihnen zu verbreiten, die sie zu nützlichen Bürgern des Staats, mit ihrem Stande zufrieden, und zu geschickten, nachdenkenden Landwirthen machte.

Hierin ward er auf's Treulichste von seiner Gemahlin, einer gebornen Elsasserin, einer Frau von eben so vielen Vorzügen des Körpers, als des Geistes und Kopfes, unterstützt. Ihr einziger Fehler, ihre einzige Schwachheit war eine, jenen Zeiten angemessene, obgleich nicht zu rechtfertigende, Anhänglichkeit und Vorliebe für die große Anzahl ihrer Ahnen, für das Alter ihres Adels und überhaupt für diesen Stand. Zwar schätzte sie die übrigen Klassen der Staatsbürger darum nicht minder, und war ge-

gen Personen aus der niedrigsten ungemein herablassend und freundlich; allein wenn es darauf ankam, irgend eine Verbindung mit einem von ihnen zu schließen oder ein Mitglied derselben in ihre Familie aufzunehmen, so empörte sich ihr Stolz so mächtig dagegen, daß man durch nichts im Stande war, ihre Einwilligung dazu zu erhalten.

Das erste Kind, welches sie dem Grafen, der sehr spät geheirathet hatte, gab, war ein Mädchen von außerordentlicher Schönheit. Allein zwei Jahre nachher rafften es die Blattern wieder weg. Sie gebahr nun einen Sohn, welchen meine Leser schon in dem Grafen Eugen kennen gelernt haben. Ein Knabe und ein Mädchen, die sie, nach ihm, noch hatte, starben in ihrer ersten Kindheit, und unser Held blieb der einzige Sohn einer Familie, deren letzter Stammhalter er war.

Er hatte sein sechstes Jahr erreicht, als man eines Morgens der Gräfin ein wunderschönes Mädchen auf's Schloß brachte und ihr Mitleid für den armen verlassenen Säugling anflehte. Ein Jäger hatte es vorgeblich auf der Landstraße, im Walde, gefunden, als er ausgegangen war, den Wilddieben nachzuspüren, die seit einiger Zeit große Verwüstungen in den gräflichen

Forsten

Forsten anrichteten. Seiner Aussage nach hatte es am Eingange des Gebüsches gelegen, wohin, wie er vermuthete, ein Reiter es wahrscheinlich gebracht hatte, den er, einige hundert Schritte davon, habe halten sehen, und der sogleich davon gesprengt sey, als er gewahr worden war, daß er das Kind aufgehoben hatte. In dieser Aussage lag etwas, das sie verdächtig machte, allein da man ihr nicht mit Grunde widersprechen konnte, so mußte man ihr Glauben beimessen, hoffte indeß, daß sich die Eltern in der Folge noch zu dem Kinde melden, oder daß sie vielleicht in seine Windeln eine Nachweisung über seine Geburt, und die Art, wie sie es erzogen zu sehen wünschten, mit eingebunden haben würden. Aber über beides fand sich, als man diese genauer untersuchte, nicht das geringste Zeichen; sie waren übrigens von sehr feiner Leinwand, und das Kind, welches ein Mädchen war, hatte an einer Schnur der schönsten und reinsten Perlen, ein goldnes Herz hängen, das sich öffnen ließ, und inwendig ein weibliches Miniaturgemählde enthielt, auf dessen Rückseite der Name Sophie geschrieben stand.

Die Gräfin, welche sich schon längst eine Tochter gewünscht hatte, nahm das Kind, ohne weitere Untersuchung, mit Freuden auf, und

beschloß, Mutterstelle an ihm zu vertreten, und es wie ihr eignes zu erziehen. Sophie und Eugen wuchsen mit einander wie Bruder und Schwester auf, und obgleich ein Unterschied von beinahe sechs Jahren zwischen ihnen Statt fand, so hinderte sie doch dieser Umstand nicht, alle Freuden der Kindheit gemeinschaftlich, als wären sie von gleichem Alter, zu genießen. Eugen beobachtete gegen seine Gespielin jene Nachgiebigkeit und Zuvorkommenheit, die dem Stärkern so wohl ansteht, wenn er mit dem Schwächern in Kollision geräth, und die kleine Sophie lohnte ihm schon dazumal diese großmüthige Selbstverläugnung mit der innigsten Anhänglichkeit.

Als unser Held in die Jahre trat, wo der Knabe zum Jüngling, zum künftigen Manne und nützlichen Bürger gebildet werden muß, waren seine Eltern bemüht, ihm die besten Lehrer zu verschaffen, und ihn in Allem unterrichten zu lassen, wozu er Anlagen und Lust hatte. Die kleine Sophie wohnte allen seinen Lehrstunden so fleißig bei, als wäre ihr ganz außerordentlich viel daran gelegen, dasjenige ebenfalls zu lernen, was ihr Bruder nothwendig wissen mußte. Da sie Niemand dazu anhielt, so reizte sie dies nur um so mehr, mit ihm in dem Unterrichte

gleichen Schritt zu halten. Daraus entstand eine gewiße Nacheiferung zwischen Beiden, die zu ihrem größten Vortheil ausfiel, und so lange man den Grafen Eugen noch keine ernsthaften philosophischen und militärischen Wissenschaften lehrte, ließ sich seine Schwester auch nicht abhalten, mit ihm Dinge zu lernen, die weder für ihre Jahre, noch für ihr Geschlecht waren.

Zur künftigen Gattin und Mutter bildete sie die Gräfin, und der Graf war bemüht, unsern Helden mit seinen Pflichten, als Mensch und als Bürger, bekannt zu machen. Unter dieser Anleitung und von würdigen Lehrern unterrichtet, erreichte Graf Eugen sein vierzehntes Jahr, und man beschloß, ihn nun in eine öffentliche Erziehungsanstalt zu geben. Vier Jahre brachte er in derselben mit so vielem Nutzen zu, daß man ihn, nach Verlauf dieser Zeit, auf eine der ersten Akademien Deutschlands schicken konnte.

Aber ehe dieses geschah, wünschten die Eltern zuvor ihren Sohn zu umarmen. Er kam zurück und fand die Gespielin seiner Jugend, deren Abkunft man ihm noch immer verhehlte, und die er daher fortfuhr, für seine Schwester zu halten, als eine kaum aufknospende Rose, die alle ihre Schwestern zu verdunkeln drohte. Ernsthafter wurden nun ihre Spiele, man entdeckte

nichts Kindisches mehr in ihnen, und wenn sie es zu Zeiten ja noch thaten, so geschah es nur, um sich die Stunden ihrer froh durchlebten Kindheit recht anschaulich zu vergegenwärtigen. Sophie, überzeugt von Eugen's Ueberlegenheit, betrachtete ihn als ihr Orakel, und glaubte, es könne und dürfe Niemand mehr zweifeln, wenn sie ganz naiv versichert hatte, daß ihr Bruder der Meinung wäre, und dieses oder jenes gebilligt hätte. Eugen schwur dagegen nur, bei der Schönheit seiner Schwester; sie war der Maaßstab, nach welchem er Alles, was schön oder häßlich war, bestimmte, und der Wunsch stieg oft in seiner Seele auf, daß sie ihm, durch die Bande des Bluts, nicht so nah angehören möchte. Es ward ihm wunderlich zu Muthe, wenn er Arm in Arm mit ihr spazieren ging, oder ihr zur Seite in einer Laube saß, und sie ihn dann mit ihren kindischen Liebkosungen überhäufte, und in ihrer Unschuld Plane für die Zukunft machte. Es schien ihr unmöglich, daß sie je von einander getrennt werden könnten; ihrer Meinung nach, sollten sie immer mit und bei einander bleiben, in einem Hause als Mann und Frau zusammen wohnen, und sich so lieben, so sehr lieben, wie sich ihre Eltern nur immer lieben konnten.

Je kindlicher und unschuldiger diese Aeußerungen Sophiens waren, je tiefer fühlte Eugen die Fesseln, die ihnen ein nothwendiges Vorurtheil auflegte. Ohne sich über seine Gefühle Rechenschaft ablegen zu können, sah er die Trennung von seiner Schwester als das größte Unglück an, das ihm begegnen könnte; er schauderte vor dem Gedanken zurück, daß er sie einst werde verlassen müssen, und war der Verzweiflung nahe, wenn er sie sich in den Armen eines Andern dachte. Aber Sophien sagte er kein Wort von dem, was in seiner Seele vorging; ihre kindische Unschuld hätte Mühe zu begreifen gehabt, wie man zwei Menschen, die sich so sehr, wie sie, liebten, trennen könne, und ihrer gewohnten Aufrichtigkeit gemäß, würde sie zu beiden Eltern geeilt seyn und ihnen erklärt haben, daß sie mit Eugen als Mann und Frau zu leben fest entschlossen sey, und nur mit ihm und durch ihn glücklich werden könnte.

Die Eltern hatten, als sie noch Kinder waren, diese innige Anhänglichkeit sehr gern gesehen, denn sie verschaffte ihnen einen ansehnlichen Zuwachs an Vater- und Mutterfreuden, und ließ sie vergessen, daß ihnen Sophie nur durch die Bande der Dankbarkeit angehörte. Aber, als ihr Sohn herangewachsen war und sein achtzehn-

tes Jahr erreicht hatte, glaubte die Mutter besonders, die nöthigen Vorkehrungen treffen zu müssen, um sie Beide mit ihrer wahren Bestimmung bekannt zu machen. Der alte Graf war der Meinung, man sollte Eugen das Geheimniß von Sophiens Abkunft entdecken, und es nicht hindern, wenn eine auf Tugend und wechselseitige Achtung gegründete Liebe sie auf ewig mit einander verbände. Allein die Gräfin hegte hierüber ganz andere Gesinnungen. So lange der Stand und die Geburt ihrer Pflegetochter nicht aufgeklärt wäre, war sie entschlossen, nie in eine Verbindung derselben mit ihrem Sohne zu willigen, wenn sie auch nicht schon, wegen seiner Verheirathung mit einer Verwandten aus Lothringen, bestimmte Verabredungen getroffen gehabt hätte, daß sie nicht gut wieder zurück treten konnte. Um in ihm also jede Hoffnung dazu zu ersticken, bestand sie darauf, daß man sie Beide in dem Irrthume lassen müsse, vermöge welchem sie sich bis hieher immer als Bruder und Schwester betrachtet hätten.

Als sie sich eines Tages über diesen Gegenstand mit ihrem Gemahl besprach, befand sich der Graf Eugen von ungefähr in der Nähe, und als er seinen und Sophiens Namen nennen hörte, ward seine Neugierde dadurch so sehr auf-

geregt, daß er stehen blieb und sich zu horchen erlaubte. Dadurch erfuhr er, zu seinem größten Erstaunen, was er oft gewünscht, wovon er leise Ahnungen verspürt, was er aber nie für möglich gehalten hatte. Um sich noch mehr Gewißheit darüber zu verschaffen, ehe er Sophien seine Entdeckung mittheilte, suchte er von den Leuten im Schlosse die nähern Umstände, wie sie seiner Mutter sey überbracht worden, zu erfahren. Allein, nach so vielen Jahren war kein einziger von den Bedienten mehr vorhanden, die dazumal in den Diensten des Grafen gestanden hatten, sie waren entweder versorgt oder abgedankt worden, und auch der Jäger, der sie seiner Mutter überbracht, hatte für gut befunden eine andere Herrschaft zu suchen.

Da alle seine Versuche vergeblich waren, so mußte er sich anschicken, die Akademie zu beziehen, ohne Sophiens Stand und Geburt näher aufgeklärt zu haben. Den Tag vor seiner Abreise glaubte er, sie mit ihren beiderseitigen Verhältnissen bekannt machen zu müssen. Allein Sophie schien wenig darauf zu achten, denn in ihrer Unschuld war es ihr nie eingefallen, daß man nicht Bruder und Schwester seyn müsse, um einander so zu lieben, wie sie es thaten, und wenn sie Freude darüber bezeigte, so geschah es

deswegen, weil sie sah, daß Eugen auf diese Entdeckung einen außerordentlichen Werth legte. Die Trennung kostete sie unendlich viel, und nur die Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit, und die Gewißheit, daß sie ihn in dem Laufe seiner akademischen Studien wenigstens alle Jahre ein Mal wieder sehen würde, konnten sie von dem Entschlusse abbringen, ihn zu begleiten, und als er schon weg war, ihm nachzureisen.

Den Vater freute diese Liebe ungemein, denn er sah in ihr das zukünftige Glück seines Sohnes; aber die Mutter konnte sich nicht überwinden, sie mit gleichen Augen zu betrachten, und um sie, wo möglich bei Beiden zur Vergessenheit zu bringen, erlaubte sie ihrem Sohne das erste Jahr nicht nach Hause zu kommen. Sophie hatte ihn mit der größten Ungeduld erwartet, und als endlich die Zeit schon vorüber war, wo er hätte anlangen sollen, und er noch immer nicht eintraf, so konnte sie es nicht mehr aushalten. Alles ward ihr zuwider, sie weinte und klagte allen Menschen ihr Leid, und verhehlte sogar ihren Schmerz der Gräfin nicht, indem sie ihr erklärte, daß sie sterben würde, wenn man ihr nicht erlaubte, ihren Bruder zu besuchen. Alle Bemühungen, sie zu besänftigen, waren vergeblich; sie bestand hartnäckig auf ihrem Vor-

satze, und gab auch dann noch nicht nach, als man alle Briefe, die er ihr schrieb, auffing und sie zu bereden suchte, daß er nicht mehr an sie denke.

Dadurch ward endlich der Gräfin diese Liebe so sehr zuwider, daß sie beschloß, Sophien aufzuopfern, ehe sie in ihre Verbindung mit ihrem Sohne willigte. So sehr Eugen seiner Schwester verboten hatte, das ihr mitgetheilte Geheimniß ihrer Geburt nicht zu verrathen, so war sie doch nicht genug auf ihrer Hut gewesen, und hatte, in einem Anfalle von Ueberdruß, sich gegen die Gräfin mehr davon merken lassen, als es die Klugheit erlaubte. Dieser Umstand beschleunigte ihre Entfernung, und da um eben diese Zeit der Graf seine Eltern besuchen sollte, so ward sie, ehe sie es sich versah, in ein entferntes Kloster gebracht, und in der ganzen Gegend verbreitete man das Gerücht, daß ihr Vater ihre Existenz entdeckt, und sie mit sich nach Petersburg geführt habe.

Diese Nachricht war ein Donnerschlag für den Grafen Eugen, als er in dem väterlichen Hause ankam, begierig nach Sophien fragte, und ihre Entfernung erfuhr. Wie betäubt ging er mehrere Tage herum, wußte nichts von sich selbst, und gefiel sich nur in der Erinnerung der

mit ihr froh durchlebten Jahre der Kindheit. Er hatte Augenblicke, wo seinen Eltern um seinen Verstand bange ward, und wäre er in der Folge nicht in eine gewisse sanfte Melancholie versunken, seine Mutter würde endlich den Vorstellungen des Grafen nachgegeben, und Sophien haben zurückrufen lassen.

Das erstemal in seinem Leben gefiel er sich jetzt nicht in dem väterlichen Hause; nichts war vermögend, ihn zu zerstreuen, Sophie fehlte ihm allenthalben, und er kehrte auf die Akademie zurück, ohne wie sonst den bittern Schmerz der Trennung empfunden zu haben. Das letzte Jahr, welches er auf der Universität zubringen sollte, verfloß, ohne daß er in der Zeit die geringste Nachricht von Sophien erhalten hatte. Zuweilen glaubte er wohl, ihre Spur entdeckt zu haben, allein da er sie da suchte, wo sie sich nicht befand, so zeigte es sich am Ende jedesmal, daß ihn nur ein trügerischer Schimmer mit ungewissen Hoffnungen hingehalten hatte.

Die Nachricht, daß sein Vater plötzlich todtkrank geworden sey, unterdrückte in ihm eine Zeitlang alle andern Gefühle, und ließ ihm sogar auf Augenblicke Sophien vergessen. Er verließ in der größten Eile die Akademie, hatte aber nicht mehr den Trost, ihn lebend anzutreffen,

und konnte nur an seinem Grabe weinen. Lange beschäftigte ihn dieser Verlust so sehr, daß er an nichts anders denken konnte. Allein die Zeit, die Alles ebnet und jeden schmerzhaften Eindruck in uns verwischt, söhnte ihn endlich auch hierüber mit dem Geschicke wieder aus, und goß lindernden Balsam in sein tief verwundetes Herz. Aber kaum war die Wunde, welche ihm der Verlust des besten Vaters geschlagen hatte, geheilt, als Sophiens unerwartetes Verschwinden ihn von Neuem zu foltern anfing. Seine Mutter war in diesem Punkte unerbittlich; sie konnte ihren einzigen, geliebten Sohn leiden und sich härmen sehen, und doch vermochte nichts, sie von ihrem einmal gefaßten Entschlusse abzubringen. Weniger hart und unerbittlich waren ihre Dienstleute, und wenn Einer von ihnen um das Geheimniß gewußt hätte, er würde gewiß mit seinem jungen Herrn Mitleiden gehabt, und sich lieber dem Zorn seiner Mutter ausgesetzt, als ihn vor Gram haben umkommen lassen. Aber all' ihr guter Wille war unzureichend; denn man hatte bei Sophiens Entfernung solche Vorsichtsmaaßregeln gebraucht, daß es ganz unmöglich war, ihr auf die Spur zu kommen. Nur ein einziger alter Bedienter ahnete den Betrug; da er aber seiner Sache nicht gewiß war, so wagte er es

nicht, dem jungen Grafen seine Zweifel mitzu-theilen. Heinrichen entdeckte er sich jedoch; allein da er ihm keinen sichern Grund von seinem geschöpften Argwohn angeben konnte, so hielt es dieser der Klugheit für angemessener, ebenfalls davon zu schweigen.

Unterdessen war die Zeit herangekommen, wo der Graf sich auf Reisen begeben sollte. Seine Mutter schrieb ihm die Städte vor, welche er besuchen sollte, und erlaubte ihm, sogar nach Petersburg zu gehen. Dieser Umstand machte ihn in seiner Meinung über den Aufenthalt Sophiens so irre, daß er nicht wußte, was er davon halten sollte. Er schloß ganz richtig daraus, daß sie unmöglich in Rußland sich befinden könne, weil man ihm sonst die Reise nach Petersburg untersagt haben würde. Allein wenn er wieder von der andern Seite sich die ungeheure Ausdehnung des russischen Reichs, und die Größe jener Stadt vorstellte, so zweifelte er an der Möglichkeit Sophien aufzufinden, wenn sie sich auch wirklich dort aufhielte. — In dieser Ungewißheit kam er in Berlin an, wo er dem großen Friedrich vorgestellt, und in die ersten Gesellschaften eingeführt wurde. Hier war es auch, wo er den Ritter Peyrier kennen lernte, und mit ihm den Bund der Freundschaft schloß. Da sie Beide ei-

nen gleichen Geschmack an Künsten und Wissenschaften, so wie an den Vergnügungen der Gesellschaft fanden, so wurden sie dadurch angezogen, bekannt, und bald darauf die innigsten Freunde.

Ehe sie Berlin verließen, machte der Graf dem Ritter seine Verbindung mit Sophien bekannt, und ersuchte ihn, mit ihm gemeinschaftlich an ihrem Auffinden zu arbeiten. Sie kamen überein, daß wer sie zuerst entdeckte, sich entweder der Einwilligung ihrer Eltern versichern sollte, wenn sie von einer Familie wäre, daß seine Mutter nichts gegen ihre Abkunft einwenden könnte, oder wenn sie, wie es wahrscheinlicher war, irgendwo versteckt gehalten würde, so sollte sie, an einen bestimmten Ort, in Sicherheit gebracht werden. Der Ritter versprach, auf seiner Reise durch Deutschland, und der Graf in Rußland sich diesen Gegenstand zum Hauptaugenmerk zu nehmen, und Einer dem Andern, von den gemachten Entdeckungen, sogleich Nachricht zu geben.

Nach dieser getroffenen Verabredung trennten sie sich. Unser Held ging über Warschau und Grodno nach Petersburg, von da nach Moskau, und kehrte über Lemberg nach Wien in's deutsche Reich zurück. Allenthalben wo er

hinkam, und sich einige Zeit aufhielt, stellte er Nachsuchungen über seine Sophie an, allein da er von ihr nichts weiter als ihren Namen, und daß sie in ihrer Kindheit am Main sey verloren gegangen, anzugeben wußte, so war Niemand im Stande, ihm die geringste Auskunft über sie zu ertheilen. Schon fing er an, zu verzweifeln, daß er sie je wiederfinden würde, als ihm eines Tages, im Prater zu Wien, ein Mann begegnete, der ihn erst lange und aufmerksam ins Gesicht faßte, und endlich zu ihm trat, und sich mit ihm in ein Gespräch einließ. — „Sie sind traurig und niedergeschlagen, Herr Graf," — fuhr er fort, als sie einige Zeit über gleichgültige Dinge gesprochen hatten, — „und ich wette, Ihr Herz hat Ihnen einen Streich gespielt, der Sie mit sich selbst und mit den Menschen unzufrieden macht." —

Das könnte wohl seyn, aber woraus schließen Sie das? —

„Aus Ihrem Gange, aus Ihrer Physiognomie, und aus allen Ihren Bewegungen." —

Ich wüßte aber doch nicht, wie dieses möglich wäre, — versetzte der Graf. —

„Freilich gehört dazu ein langes und sehr weitläuftiges Studium, aber das versichere ich Sie, so unwahrscheinlich es Ihnen vorkommen

mag, daß man jede Gemüthsbewegung des Menschen und ihre Ursachen auf seinem Gesichte, und in allen seinen Bewegungen, wie in einem Spiegel, erblicken kann, so hat die Erfahrung über die Untrüglichkeit dieser Kunst doch schon längst entschieden, und man hat sie auf allgemeine Grundsätze zurück zu führen gewußt, die, in der Anwendung, nur selten eine Ausnahme erleiden." —

Dieser Unbekannte hatte etwas so Originelles in seinem Betragen, und in der Art sich auszudrücken und zu schließen, daß der Graf begierig ward, ihn näher kennen zu lernen, und ihn deswegen zu sich in seine Wohnung bat. Zwei Tage darauf trat er zu ihm ins Zimmer, als er kaum aufgestanden war. Sie verfielen sogleich wieder auf die, nach ihrem ersten Zusammentreffen im Prater, abgebrochene Unterredung, und zergliederten alle Möglichkeiten, vermöge welcher man den Charakter eines Menschen und seine augenblicklichen Gemüthsbewegungen auf dem Gesichte lesen könnte. Es wurde viel darüber geschwärmt, manches Wahre gesagt, und nichts entschieden. Von diesem Gegenstande war der Sprung zur Wahrsagerkunst nicht groß, und sie thaten ihn wirklich, ehe sie es sich versahen,

und verloren sich bis in die verborgensten Tiefen der Träumdeuterei, Chiromantie und Astrologie.

Der Graf Eugen spielte dabei nicht etwa den Zweifler, sondern war es wirklich; denn seiner Meinung nach, schien es ihm unmöglich, daß irgend ein Mensch die Kunst, zukünftige Dinge vorherzusagen, in einem so hohen Grade erreichen könne, daß ihr das Ungewisse, welches sie zu einer höchst unsichern Wissenschaft mache, dadurch benommen würde. Der Unbekannte aber widerlegte alle seine Einwürfe so gründlich und bündig, daß er wohl die Unmöglichkeit ihm darauf zu antworten fühlte, aber nichts destoweniger sich durch seine Sophismen nicht irre machen ließ, und bey seinen Grundsätzen beharrte.

Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich ihr Gespräch über diesen Gegenstand hier Wort für Wort anführen wollte; aber einen Auszug davon müssen mir meine Leser erlauben, ihnen, seiner Sonderbarkeit wegen, zu geben.

„So sehr Sie auch geneigt zu seyn scheinen," — hob der Unbekannte an, nachdem er zuvor eine Weile tief nachgedacht hatte — „das richtige Eintreffen der vorhergesagten Dinge dem Ungefähr zuzuschreiben, so können Sie doch nicht läugnen, daß es bewährte Beispiele giebt, wo wir entweder durch Träume oder durch Ahnungen

gen von unsern eigenen oder Anderer zukünftigen Schicksalen in Voraus unterrichtet werden. Daraus folgt also, daß in dem Menschen irgend eine Kraft verborgen liegen müsse, vermöge welcher er zukünftige Dinge vorhersehen kann, und wenn er diese, so wie jede andere geistige Fähigkeit zu entwickeln und zu bilden verstände, so müßte auch am Ende alles Willkührliche dabei wegfallen, und ihre Wirksamkeit eben so, wie die jedes andern moralischen Vermögens, bestimmten Gesetzen unterworfen werden können."

„Alle mit dem Magnetismus darüber angestellten Versuche halte ich, so wie Sie, für Taschenspielerkünste, und glaube nicht, daß man diese schwere Kunst je auf diesem Wege entdecken werde. Es kann aber und wird gewiß eine Zeit kommen, wo wir größere Fortschritte in der Physik machen, und den Zusammenhang aller Theile unsers Körpers und ihr, zur Erzeugung neuer Ideen und Begriffe, nothwendiges Zusammentreffen genauer werden kennen lernen, und alsdann wird es uns ohne Zweifel ein Leichtes seyn, ihnen auch, durch eine gewisse vorhergegangrne Vorbereitung, diejenige Reizbarkeit nach Willkühr zu geben, vermöge welcher wir jetzt, ohne es zu wollen, und oft uns selbst unbewußt, den dich-

ten Schleier der Zukunft lüften, wenn nicht ganz aufdecken."

„Daß es jetzt schon Menschen gebe, die diese Fertigkeit erlangt haben, davon überzeugt uns die Erfahrung alle Tage, und daß sie auch den Alten bekannt gewesen ist, daran, hoffe ich, zweifeln Sie nicht, Sie müßten denn die Erfinder und Stifter aller Religionen, und die Häupter der ältesten Staaten für Gaukler und Betrüger ansehen. Und wären sie dieses auch in der That gewesen, so höbe dieses doch noch nicht die Thatsache auf, daß alle Völker aus der frühern Geschichte an die Wahrsagerkunst geglaubt haben. Würden sie dieses aber wohl gethan haben, wenn ursprünglich nicht einige unter ihnen sie wirklich besessen hätten? Die Möglichkeit, zukünftige Dinge vorherzusagen, man wende dawider ein was man wolle, leidet keinen Zweifel; Alles kömmt dabei nur auf die Art und Weise an, wie man es anzufangen habe, um diese in uns liegende Fähigkeit zu entwickeln und anzuwenden, und eben dieses Wie? ist es, worüber sich die Menschen so oft täuschen, und was Betrüger in den Stand setzt, von ihrer Leichtgläubigkeit Nutzen zu ziehen."

„Der Wunsch, den Schleier der Zukunft aufzuheben, scheint dem Menschen angeboren zu seyn,

und ich finde es ganz natürlich, daß er sie, in gewissen kritischen Lagen oder im Unglück, zu erforschen bemüht ist. Manchmal gelingt es ihm auch wirklich, durch ein tiefes angestrengtes Nachdenken über seine Lage, und Ergrübeln der mannigfaltigen Verhältnisse, die daraus entstehen können, diejenigen Schicksale ziemlich genau zu errathen, welche ihm in der Zukunft bevorstehen. Dies geschieht sehr häufig in Träumen; durch Ahnungen aber nur dann, wenn keine äußern Umstände oder sonst eine scheinbare Beschäftigung mit der Zukunft ihn darauf geleitet haben. Es scheint überhaupt nicht schwer, seine eigenen Schicksale vorher kennen zu lernen, und es gehört nur eine fortgesetzte angestrengte Aufmerksamkeit auf sich selbst und den Lauf der Dinge, so wie eine richtige und genaue Kenntniß der Ursachen, die auf ihr Entstehen wirken können, dazu."

„Aber nicht so leicht ist es, Anderer Schicksale vorher zu sagen, ob sich gleich auch darüber Regeln geben lassen. Sie gründen sich alle auf das Princip, daß die Oberfläche des menschlichen Körpers der Spiegel seiner im Innern vorgehenden Gemüthsbewegungen ist. Wenn man also, wie ich so eben gezeigt habe, durch eine angestrengte Aufmerksamkeit auf dieselben seine

eigenen Schicksale errathen kann, so müssen auch diejenigen, welche die äußern Merkmale der innern Bewegungen genau kennen, die nämlichen Schlüsse daraus zu ziehen im Stande seyn. Im höchsten Grade ungewiß aber sind alle fremde Hülfsmittel, vermöge welchen man den nämlichen Zweck erreichen zu können glaubt. Dahin gehören vorzüglich die Astrologie, das Kartenlegen und jede andere Art wahrzusagen, zu denen man sich solcher Objekte bedient, die mit uns in keiner determinirten Verbindung zu stehen scheinen und bei denen Alles auf den Zufall ankommt. Vielleicht erforscht man aber mit der Zeit ihren Zusammenhang mit uns, und alsdann möchte es nicht unmöglich seyn, aus ihnen ebenfalls wahrzusagen."

Der Graf hörte diese, hier ins Kurze gefaßte, Rede mit der größten Aufmerksamkeit an, und als sie zu Ende war, verlangte er eine Probe von der göttlichen Kunst des Unbekannten zu sehen. Dieser bat sich seine rechte Hand aus, und nachdem er das Innere derselben lange und genau untersucht und jede Linie gemessen hatte, hob er ernstlich und feierlich an: „Sie suchen eine Geliebte, die man Ihnen geraubt hat, und Sie werden sie wiederfinden. Ein Zufall führt sie in Ihre Arme zu-

rück. Aber noch haben Sie nicht überwunden; ein feindliches Gestirn steht Ihnen entgegen; Sie treten in ein Labyrinth von seltenen Begebenheiten ein, und nachdem Sie es, wider Ihren Willen, durchlaufen haben, gelangen Sie an's Ziel."

Dieses war das Wichtigste, was der Unbekannte, der sich für einen Griechen aus Alexandrien ausgab, dem Grafen über seine künftigen Schicksale vorhersagte, wenigstens beschäftigte es ihn am meisten, und so wenig er auch daran glaubte, so gab es doch Augenblicke, wo er die Erfüllung jener Weissagung hoffte und Trost in ihr fand, wenn düstre Melancholie und Schwermuth ihn fast zu Boden drückten. So verging ihm die Zeit seines Aufenthalts in Wien; alle Bemühungen, Sophien wiederzufinden, waren vergeblich gewesen; er mußte diese Residenz verlassen, ohne über ihr Schicksal Auskunft erhalten zu haben.

Sein Weg führte ihn über München und Nürnberg in das schöne und reizende Thal am Main, wo er die frohesten und auch die traurigsten Tage verlebt hatte. Ein heftiges Ungewitter, mit Schlossen und Hagel vermischt, begleitete ihn, als er gegen Abend in einem Wal-

de ankam. Seine Leute suchten ihn zu bereden, die Nacht in dem letzten Dorfe vor demselben zuzubringen; allein da er sich vorgenommen hatte, nirgends mehr anhalten zu lassen, so vermochten alle ihre Vorstellungen nicht, ihn zu bewegen, seinen Entschluß zu ändern. Kaum war er eine halbe Stunde gefahren, als er schon Ursache fand, seinen Eigensinn zu bereuen. Das Gewitter ward immer heftiger, und tobte so sehr, daß die Pferde oft nicht von der Stelle weichen wollten; ein gewaltiger Sturmwind riß die größten Bäume mit der Wurzel aus, man sah verzehrende Blitze in hohe Eichen fahren und sie spalten, die Straße war voll Wasser und an manchen Orten so hoch überschwemmt, daß man kaum durchkommen konnte, und endlich, als sie lange genug mit Wind und Wetter gekämpft hatten und bald am Ausgange des Waldes waren, fanden sie mitten auf der Straße mehrere Tannen, die der Sturm umgerissen hatte, und die sie hinderten, weiter zu fahren.

Zu gleicher Zeit wurde der Postillon gewahr, daß er in der Dunkelheit irre gefahren war, und daher nicht mehr bestimmt angeben konnte, ob Menschen in der Nähe wohnten oder nicht. Die Bedienten des Grafen liefen den verschiedenen Fußsteigen nach, um Hülfe zu suchen, der Po-

stillon blieb bei den Pferden, und der Graf saß im Wagen und dachte an Sophien. Seine Leute mochten ungefähr eine Stunde aus gewesen seyn, als sie unverrichteter Sache wieder zurückkamen; sie hatten nur einige Köhlerhütten angetroffen, die aber entweder leer waren, oder deren Bewohner durch keine Anerbietungen zu bewegen gewesen waren, ihnen zu Hülfe zu eilen.

Man beschloß nun, die Pferde auszuspannen, den Wagen, wenn es sich thun ließe, auf dem schmalen Wege umzuwenden und wieder zurück zu fahren. Es gelang ihnen, aber mit vieler Mühe. Das Ungewitter hatte unterdessen zu toben aufgehört, man sah hin und wieder schon einige Sterne schimmern, und hinter den Wolken erschien der Mond, der noch mehr Licht über die Gegenstände zu verbreiten versprach. Der Postillon erkannte sich nun auch wieder und machte den Reisenden Hoffnung, daß er sie in einer halben Stunde wieder auf die rechte Straße führen werde. Schon schwang er seine Peitsche und wollte fortfahren, als man in einiger Entfernung einen Wagen ankommen hörte, der jenseits der umgeworfenen Bäume, eben so wie sie, aufgehalten zu werden erwarten mußte.

Dies geschah wirklich, der Wagen hielt stille,

und der Fuhrmann stieg vom Pferde ab und untersuchte, ob es nicht möglich sey, um die Bäume herum- und neben ihnen wegzufahren. Allein der auf beiden Seiten des Weges befindliche Graben und das dicke Gebüsch im Walde, ließen es nicht zu. Desto unbegreiflicher war es ihm, jenseits der Bäume einen Wagen zu erblicken, der, allem Anscheine nach, das nämliche Hinderniß glücklich überwunden hatte. Er ließ sich darüber mit dem Postillon in ein Gespräch ein, und dieser machte sich ein Vergnügen daraus, ihn bald rechts, bald links zu schicken, um ihn den Weg aufsuchen zu lassen, den er, um den Bäumen auszuweichen, genommen zu haben vorgab.

Diese Neckereien der Fuhrleute würden noch länger gedauert haben, wenn sich die beiderseitigen Reisenden nicht endlich darein gemischt hätten. Der Graf schickte einen Bedienten an den Fremden ab, um ihm sagen zu lassen, daß es unmöglich sey, über die Bäume zu kommen, und daß er nothwendig wieder würde umkehren müssen; wenn er aber Eile habe, so böte er ihm einen Platz in seinen Wagen an. Der Fremde dankte dem Grafen für sein Anerbieten, und schlug es aus. Der abgeschickte Bediente hatte indeß, außer dem Reisenden, der ihm geantwor-

tet hatte, noch eine Person im Wagen bemerkt, die man, wie es ihm vorkam, vor ihm zu verbergen suchte, und, wenn sie sprechen wollte, jedesmal auf eine sehr unhöfliche Art am Reden hinderte. Dieser letzte Umstand fiel ihm so sehr auf, daß er seinem Herrn die gemachte Entdekkung mitzutheilen sich für verbunden hielt.

Eine geheime Ahnung, die dieser sich selbst nicht zu erklären wußte, fuhr ihm dabei, wie ein Blitzstrahl, durch die Seele; er sprang aus dem Wagen und ließ sich zu dem Reisenden führen, der, um den seinigen umkehren zu lassen, unterdessen ebenfalls ausgestiegen war. Der Graf wußte sich nicht zu erinnern, ihn irgendwo gesehen zu haben, und da sein Reisegefährte nicht ausgestiegen war und der Unbekannte allen Fragen, die man ihm darüber vorlegte, sorgfältig auswich, so ward sein erster Verdacht immer stärker; er näherte sich dem Wagen, den man ungefähr hundert Schritte hatte zurückschieben müssen, und versuchte es, die noch in demselben befindliche Person selbst zu sprechen.

Aber dieses suchte der Fremde auf alle Weise zu verhindern. Es entstand darüber ein Wortwechsel, bei welchem von beiden Seiten so laut gesprochen wurde, daß Sophie ihren Eugen an der Stimme erkannte, aus dem Wagen stürzte

und in seine Arme eilte. Heinrich bemühte sich nun den Räuber aufzuhalten, und da ihm auch seine Kameraden zu Hülfe kamen, so gelang es ihnen, ihn außer Stand zu setzen, den Grafen, der mit seiner theuern Beute sogleich dem Wagen zueilte, zu verfolgen. Da der Fuhrmann davon gelaufen war oder sich verkrochen hatte, so befahl der Graf, den Unbekannten an einen Baum zu binden, und fuhr, als es geschehen war, vor Freude jubelnd, dem Posthause zu, das er den Abend vorher verlassen hatte.

Der Tag fing an zu grauen, als sie bei demselben anlangten. So gern Sophie es gesehen haben würde, wenn man ihr erlaubt hätte, einige Stunden auszuruhen, so glaubte der Graf doch allzuviel dabei zu wagen, wenn sie nicht so schnell als möglich über die Gränze zu kommen suchten. Es wurden also den Augenblick wieder frische Pferde vorgespannt, und damit man jede Spur von ihnen verlöre, fuhren sie, durch verschiedene Umwege, und bald mit der Post, bald mit Fuhrleuten, bis nach München zurück.

Sie waren glücklich hier angekommen und noch hatte der Graf keine Minute Zeit gehabt, Sophien über ihr Verschwinden und ihre Entführung zu befragen. Ganz mit dem Glücke beschäftigt, sie wieder zu besitzen, hatte er für al-

les Uebrige keinen Sinn; zerstreut waren die Wolken, welche seit Jahren schon auf seinem Gesichte schwebten, kindische ausgelassene Freude, war Alles, was er empfand, und um sich zu überzeugen, daß er nicht träume oder sich nicht täusche, lag er beständig in den Armen seiner Geliebten, überhäufte sie mit Küssen und befühlte jeden Theil ihres Anzuges, wie ein Wilder, der nur unbekleidete Menschen zu sehen gewohnt ist.

Dieser Taumel der ungestümsten Freude war so anhaltend, daß ihn Sophie endlich selbst erinnern mußte, der Ueberlegung Raum zu geben und über ihren künftigen Aufenthaltsort nachzudenken. Wenn es auf ihn angekommen wäre, er würde sogleich wieder haben anspannen lassen, um sich mit ihr in den Wagen zu setzen und zu seiner Mutter zu reisen. Aber Sophie hatte mit den Jahren so viel gewonnen, daß sie, ihrer Liebe zu ihm unbeschadet, weit fähiger als er zu überlegen war. Da sie überdies die Gräfin, seine Mutter, von einer Seite kennen gelernt hatte, die sie Alles befürchten ließ, wenn sie erführe, daß sie ihr Sohn wiedergefunden habe, so wies sie jeden darauf abzweckenden Vorschlag, ohne sich über die Ursachen zu erklären, standhaft von sich ab.

Heinrich, der seinem Herrn so ergebene und

auf Alles bedachte Diener, hatte ihre Verlegenheit vorhergesehen, und war besorgt gewesen, sie daraus zu ziehen. In dem Hause der Wittwe eines Obersten hatte er ihr eine sehr anständige Wohnung zu verschaffen gewußt, und da es Aufsehen erregt haben würde, wenn Sophie sich selbst überlassen geblieben wäre, so hatte sich ihre Hausfrau auch dazu verstanden, sie an ihren Tisch zu nehmen, um gewissermaßen die Aufsicht über sie zu führen. Bei ihr, so wie in der ganzen Stadt, galt sie für die Verlobte des Grafen Eugen, der sich hier einen andern Namen gegeben hatte, und Allen, die es hören wollten, erzählte, daß er sie heirathen würde, sobald die beiderseitigen Eltern sich würden haben bewegen lassen, ihre Einwilligung dazu zu ertheilen. Sophie hatte sich unterdessen wieder weibliche Kleider machen lassen; und nachdem auf diese Art für ihre Sicherheit und ihr Unterkommen gesorgt worden, und man auch in Ansehung des zu führenden Briefwechsels übereingekommen war, reisete der Graf, um seiner Mutter jeden Verdacht über seine Theilnahme an Sophiens Entführung zu benehmen, sogleich wieder von München ab.

Während er dem väterlichen Hause Tag und Nacht zueilt, sey es mir erlaubt, den Lesern

einen gedrängten Auszug aus dem Tagebuche zu geben, das Sophie, von dem Augenblicke an, als sie über die Lage ihres Herzens nachzudenken im Stande war, niedergeschrieben hatte. Da der Graf Eugen, so lange er um sie war, nie so viel Geduld hatte, um sich die Geschichte ihrer Leiden, ohne sie fast bei jedem Worte durch seine Zärtlichkeit zu unterbrechen, erzählen zu lassen, so gab sie ihm diesen Aufsatz mit, und seiner Freundschaft verdanke ich es, wenn ich hier davon Gebrauch machen darf. Ich übergehe alle kindischen Einfälle, und die Erzählung der für alle Andern, außer für diejenigen, für die sie unmittelbar bestimmt sind, unbedeutenden Vorfälle, welche Sophie aufgeschrieben hatte, und die sie wahrscheinlich in der Folge auf den Gedanken gebracht haben, die ihr zugestoßenen Begebenheiten in Form eines Tagebuchs abzufassen. Alles, was auf die gegenwärtige Geschichte keinen unmittelbaren Bezug hat, lasse ich, um die Nachsicht meiner Leser nicht zu ermüden, ganz weg.

Bald, bald sehe ich ihn wieder, den theuren, den geliebten Bruder. In acht Tagen spätestens muß er hier seyn. — Aber sie werden mir schrecklich lang werden, und ich sehe schon,

ich werde, um sie abzukürzen, von heute an die Stunden zählen müssen. Unterdessen aber wird meine Zeichnung fertig, mein Rosenstock fängt an zu blühen, und ich werde ihm, in der einen Hand sein Bild, in der andern eine halb geöffnete Knospe, entgegen springen und beide überreichen können, wenn er kaum den Fuß aus dem Wagen gesetzt haben wird.

Morgen, heißt es, kommt er an. Er hätte schon vor zwei Tagen eintreffen sollen; aber gewiß ist er irgendwo wider seinen Willen aufgehalten worden, und leidet noch mehr darunter als ich. Allein ich will ihn schadlos dafür halten, in meinem ersten Kuß will ich alle Seligkeiten der Liebe legen, und er soll jede unangenehme Rückerinnerung darüber vergessen, und gestehen, daß er noch nie so feurig geküßt worden sey. — Wenn ich nur meine ahnungsvolle Schwermuth los werden könnte, bevor er ankömmt; denn ich möchte ihn gern mit einem recht heitern und frohen Gesichte empfangen. Aber ich weiß nicht, was es ist, sie überrascht mich, wenn ich es am allerwenigsten vermuthe, und verläßt mich auch dann nicht, wenn ich beim Gerassel eines Wagens aufspringe, an's

Fenster laufe und ihn schon daher rollen zu sehen glaube.

Er kommt nicht! — Man muß geliebt haben, um das Schreckliche, was in diesen drei armseligen Worten liegt, ganz zu fassen. — Er kommt nicht! — und dieses kündigte man mir heute mit einer gewissen Miene an, daß ich sie nicht vergessen werde, und wenn ich Jahrhunderte leben sollte. — Er kommt nicht! — tönt es ohne Aufhören in meinen Ohren, jedes rauschende Blatt flüstert mir es zu, auf allen Gesichtern lese ich es und — verzweifle.

Keine Zeile an mich, und doch muß er wissen, daß ich durch sein Ausbleiben am meisten verliere. — Welch' einen Ersatz kann ihm eine Reise nach Hamburg für die Seligkeit gewähren, womit ich ihn hier überhäuft haben würde? — Ach, ich fürchte, meine Ahnungen, so schrecklich sie sind, gehen nur zu bald in Erfüllung! Die Gräfin — Mutter kann ich sie nicht mehr nennen — ist kalt und verschlossen gegen mich; sie geht mit irgend einem verderblichen Plane schwanger. Freilich war es unvorsichtig von mir, ihr ein Geheimniß zu verrathen, von dem sie nie hätte glauben sollen, daß es mir bekannt sey.

Aber wer kann sich rühmen, seiner Ausdrücke so sehr Meister zu seyn, daß ihm kein unüberlegtes Wort entschlüpfe, wenn er, mitten im Sturme der Leidenschaften, nur seinen nahen unvermeidlichen Untergang vor sich sieht!

Noch immer keine Nachricht von ihm! Auf sechs Briefe ist er mir nun schon die Antwort schuldig. Sähe ich seine Eltern nicht so ruhig, ich hielt ihn für todt. Und wer steht mir dafür, daß er es nicht ist? wenigstens für mich ist? — Nein, dahinter steckt eine so fürchterliche Wahrheit, daß ich es kaum, sie zu entschleiern, wage. Er hat gewiß keinen Theil an dem Betruge; aber daß Eins von uns Beiden betrogen wird, davon bin ich überzeugt. O Gott! nie fühlte ich so tief, was es heißt, eine vater- und mutterlose Waise zu seyn, als eben jetzt, wo mein ganzes Glück davon abhängt, daß ich meine Eltern kennen lerne. Mir würde es gleichviel seyn, und wären sie von der niedrigsten Herkunft, dieses Zeugniß giebt mir mein Herz. Aber um seinetwillen, oder vielmehr, um seiner Mutter willen, wünschte ich die Tochter eines Fürsten oder Grafen zu seyn. — Ach, wer weiß, wann? und ob ich je erfahre, wer sie sind. Und

bis

bis es geschieht, — so ist er längst verloren für mich.

„Er denkt nicht mehr an dich, gute Sophie!" — So sagte sie ja wohl heute, als sie seinen Brief in meiner Gegenwart gelesen hatte. Er denkt nicht mehr an dich, heißt das nicht eben so viel, als: er hat aufgehört zu seyn? — Ja, nur dann allein könnte er Sophien vergessen. — Er denkt nicht mehr an dich! — Entweder er ist noch dieser Er, und dann muß er an mich denken, oder er ist es nicht mehr, und dann — Aber fast hätte ich eine Gotteslästerung ausgesprochen. Verzeih, Theurer, daß ich nur einen Augenblick diesen Gedanken in meiner Seele aufkeimen lassen konnte. — Mein armes Herz wird fürchterlich gefoltert; doch Zweifel an deiner Liebe sind es nicht, die es zerreißen, wohl aber Zweifel an der Aufrichtigkeit deiner Mutter. — Aber, warum mußte ich ihr so viel schuldig seyn! Nur auf einem einzigen Wege bin ich im Stande, ihr zu vergelten, und diesen schlägt sie mit Verachtung aus. Meine Pflicht befiehlt mir, mich zum Opfer anzubieten — und meine Liebe — o, es ist schrecklich, so zu lieben, wie ich liebe, und verzweifeln zu müssen. — Aber muß ich es denn? Ach, lei-

der darf ich kaum das Gegentheil hoffen. Heute, morgen, in einem oder in zehn Jahren, Verzweiflung bleibt nichts destoweniger mein Loos.

Das Räthsel seines Stillschweigens muß sich nun bald lösen. In drei Monaten sehe ich ihn wieder; und dann schwinden gewiß alle Zweifel, und jeder Verdacht wird vernichtet, welchen man mir geflissentlich beizubringen gesucht hat. — Der gute Graf dauert mich; er leidet und darf seine Gefühle nicht laut werden lassen. Eine stolze Gemahlin unterdrückt in ihm jede Empfindung der Menschlichkeit, und von allem Ehrgeize entfernt, muß er den ihrigen zu dem seinigen machen. Wie doch der Mensch sich von Vorurtheilen so sehr beherrschen lassen kann!

Ist es Wirklichkeit oder Täuschung? — Noch kann ich mich nicht darein finden. Ich hätte meinen Vater wiedergefunden, und dieser, heute hier angekommene, Fremde wäre es? — Mein Herz fliegt ihm nicht so zu, wie ich geglaubt hätte, daß es ihm zufliegen müßte, wenn es ihn unter Tausenden herausfände. — Doch es sey, wenn er nur von guter Familie ist, daß sich die Gräfin meiner nicht schämen darf. Käme Eugen nur bald hier an, damit er mir rathen könnte,

was ich thun soll. — Wenn ich abreisen muß, ehe er eintrifft, was wird alsdann aus mir werden? Ich bin in einer schrecklichen Lage, und weiß nicht, wie ich mich benehmen soll. Mir ahnet irgend ein Unglück, ohne daß ich anzugeben weiß, worin es bestehen wird. Ach, es kann mir kein größeres begegnen, als wenn ich meinen Vater nach Rußland begleiten muß, ehe ich Eugen gesehen habe. Und dazu hat es das Ansehen; wenigstens trifft man schon alle mögliche Anstalten zur Abreise.

Im Dominikanerinnen-Frauenkloster von der strengen Observanz.

Dies Blatt erhältst du wahrscheinlich nur nach meinem Tode, denn in diesem Leben sehe ich dich, Theurer, gewiß nie mehr wieder. Zwischen vier Mauern eingeschlossen, auf das strengste bewacht, darf sich keine menschliche Seele mir nähern, selbst den Frauen ist es verboten, mit mir umzugehen, und in den sechs Wochen, die ich nun schon hier unter Thränen und Klagen verlebt habe, ist es mir noch nicht ein einziges Mal vergönnt worden, frische Luft zu schöpfen, und unter Gottes freiem Himmel Linderung meiner Schmerzen zu suchen.

Ich wage es nicht, die Urheberin meiner Leiden vor dir anzuklagen; dich verwerfen höhere Pflichten als Richter. Aber über das harte und unverdiente Schicksal, dessen Schlägen ich ausgesetzt bin, erlaube mir zu klagen. Auch der schwache Wurm krümmt sich, wenn man ihn zu Boden tritt, und ich sollte schweigen? — Aber hart ist es, seinem Wohlthäter fluchen zu müssen! — Warum überließ man mich nicht, als ich, ein unmündiges Kind, ohne Schmerz und Leiden zu kennen, der Vernichtung nahe war, meinem Schicksale? — Ich würde hier nicht weinen, nicht klagen; aber ach! ich würde auch von dir nichts wissen, und das Glück, von dir geliebt zu seyn, wiegt es nicht alle Leiden auf?

In den ersten Tagen meines hiesigen Aufenthalts war es mir nicht möglich, einen einzigen zusammenhängenden Gedanken zu fassen. Meine Verzweiflung übertraf alle Gränzen der Vorstellung; ich ras'te vor Wuth, und wäre meinem gefolterten Geiste kein wohlthätiges Fieber zu Hülfe gekommen, ich ruhte gewiß schon da unten in kühler Erde. Aber der Mensch kann viel leiden, viel dulden und ausstehen, ohne zu sterben. — Ach, warum ist sie so unerbittlich, die Natur, und trennt die Bande

nicht, welche nur das Leben zur Last und unser Daseyn zu einer Kette nie aufhörender Leiden macht?

Durch das Fieber entkräftet, verlor mein Schmerz von seiner Heftigkeit; ich ward ruhiger und duldete, was ich nicht zu ändern vermochte. Eine mitleidige Wärterin verschaffte mir endlich auf vieles Bitten dieses Blatt Papier und einen Bleistift. Kommt es dir je zu Gesicht, so verzeihe, wenn du Mühe es zu lesen hast; ich schreibe es im Bette auf meinen Knieen. Es ist das Vermächtniß einer Sterbenden, und in diesem Betrachte müßte es dir theuer seyn, wenn es auch nicht von mir wäre.

Wenn du alle meine Briefe erhalten hast, die ich dir um die Zeit geschrieben habe, als du von der Akademie nach Hause kommen solltest, so mußt du wissen, mit was für einer Ungeduld ich dich erwartet, und was ich gelitten habe, als du ausbliebest. Dies war der Anfang aller Leiden, die nur mit meinem Daseyn aufhören können. Ohne von dir selbst eine Zeile zu erhalten, theilte man mir nur aus deinen Briefen mit, was geschickt war, mir deine Treue verdächtig zu machen. Ich ertrug Alles mit der größten Standhaftigkeit, denn ich war so sehr vom Gegentheil überzeugt, daß nichts im Stande war, mich in

meinem Glauben an deine Liebe wankend zu machen.

So verfloß beinahe ein ganzes Jahr, in welchem ich nie einen Brief von dir erhielt. — Eines Tages ließ mich deine Mutter auf ihr Zimmer rufen, die Post war eben angelangt, und ich wurde eine Menge Briefe auf ihrem Tische gewahr. Dieser Umstand ließ mich hoffen, daß du mir endlich einmal geschrieben haben würdest. Aber ich hatte mich geirrt. Deine Mutter rief mir freudig entgegen, als ich kaum die Thüre ihres Kabinettes hinter mir zugemacht hatte: „du hast deine Eltern wiedergefunden!" — Diese Nachricht, aus ihrem Munde, überraschte mich so sehr, daß ich mich kaum aufrecht halten konnte. Sie wurde es gewahr, kam mir entgegen, schloß mich in ihre Arme und ließ mich neben sich auf's Sopha setzen. Als ich im Stande war, sie anzuhören, erzählte sie mir, daß ich nicht ihre wirkliche Tochter, sondern nur von ihr erzogen worden sey, daß mein Vater ein russischer Officier sey, und daß sie so eben Briefe von ihm erhalten habe, in welchen er ihr ankündige, daß er mich in einigen Tagen selbst abholen würde.

Dieser letzte Umstand verminderte die Freude, welche ich anfänglich über das Wiederfinden meiner Eltern empfunden hatte, so sehr, daß ich

es nicht über mich erhalten konnte, vor deiner Mutter, die mir mit Gewalt hervorbrechenden Thränen zu verbergen. Sie mochte es vielleicht für einen Beweis meiner Zärtlichkeit gegen sie halten, denn sie umarmte mich heftig, und erlaubte mir, mich auf meinem Zimmer zu erholen.

Je mehr ich über dieses plötzliche Wiederfinden meiner Eltern nachdachte, je mehr drängten sich mir Zweifel dagegen auf, und ich war schon gefaßt darauf, es für eine leere Hoffnung zu halten. Am meisten fiel mir das Betragen deines würdigen Vaters auf; mit der gleichgültigsten Miene von der Welt wünschte er mir Glück dazu, und Thränen stürzten dabei aus seinen Augen, als ich seine Hand ergriff, sie küßte und heftig an mein Herz drückte. Von der Zeit an vermied er, mit mir allein zu seyn; ich sah ihn nie mehr recht heiter, hörte ihn oft in starkem Wortwechsel mit deiner Mutter, und endlich verreis'te er, wie es hieß, in wichtigen Geschäften, und ohne mich beim Abschiede, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, zu umarmen.

Den Tag darauf kündigte man meinen Vater an. Ich ging ihm langsam entgegen, und ob er gleich keine unangenehme Physiognomie hatte und mich sehr gütig behandelte, so war es mir

doch nicht möglich, mich an ihn anzuschließen und diejenige Zärtlichkeit gegen ihn zu äußern, die Kindern in Ansehung ihrer Eltern sonst so eigen ist. Es fiel mir selbst, und Allen, die mich sahen, auf; aber man war bemüht, es mit dem Ungewöhnlichen der Lage zu entschuldigen, in welche ich auf einmal versetzt worden war. Mir war es sehr lieb, daß man meine Kälte so auslegte, und schon fing ich an, neuen Muth zu fassen und mich in meine Lage zu finden, als ich hörte, daß die Rede davon sey, mich noch ein Jahr bei deinen Eltern zu lassen. Mein neuer Vater betrug sich sehr gefällig gegen mich, er erwarb sich allmählig mein Zutrauen, und ich war kindisch genug, ihm alle meine Herzensangelegenheiten zu entdecken. Aber ich hatte keine Ursache, meine Aufrichtigkeit zu bereuen; er billigte meine Wahl, versprach mit deiner Mutter davon zu sprechen, und ließ mich hoffen, daß er meine Wünsche befriedigen würde. Ich finde keinen Ausdruck, um dir die Freude zu schildern, die sich meiner bemächtigte, als ich nun mit einigem Grunde mir schmeicheln durfte, dich einst zu besitzen; wer mir in den Wurf kam, wurde von mir in dem ersten Taumel derselben umarmt; ich sang und sprang, und hätte es in die Welt hineinschreien mögen, daß du mein seyst. Wer die

Veranlassung zu diesem Betragen nicht kannte, hielt mich für wahnsinnig.

Zwischen diesem und dem vorhergehenden Blatte liegt ein Zeitraum von beinahe sechs Wochen. Ich wurde durch eine mir plötzlich anwandelnde Schwäche gehindert weiter zu schreiben. Dafür hielt ich es wenigstens anfänglich, aber in der Folge zeigte es sich, daß es ein Vorbote des nahen Rückfalls meines Fiebers gewesen war. Dies stellte sich wirklich noch die nämliche Nacht ein, und von dem Augenblicke an hatte ich weder die nöthigen Kräfte, noch auch die gehörige Muße, weiter zu schreiben. — Heute aber fühle ich mich stärker, und glaube im Stande zu seyn, dir die Geschichte meiner Abführung in dieses Kloster zu erzählen. Ich werde mich dabei so kurz als möglich fassen.

Meine Freude über die frohen Aussichten in die Zukunft, welche mir mein Vater geöffnet hatte, war noch nicht gemäßigter geworden, als sie auf einmal, und auf die schrecklichste Weise von der Welt, gänzlich zu Boden geschlagen wurde. Den dritten Tag nach seiner Ankunft hatten wir so eben abgespeißt und befanden uns in dem großen Gartensaale, als sein Bedienter ihm einen Brief brachte. Er erbrach ihn hastig, las ihn

schnell und oberflächlich, und verrieth beim Lesen eine gewisse ängstliche Bangigkeit, die mir den Augenblick auffiel und mich nichts Gutes ahnen ließ.

„Wir müssen heute abreisen, liebe Sophie," donnerte es in meinen Ohren, „wenn du deiner Mutter noch die Freude machen willst, dich zu umarmen. Ein Freund meldet mir, daß sie todt krank sey, und wenn ich nicht außerordentlich eilte, so träfe ich sie schwerlich noch am Leben an." — Ich war nicht im Stande, ein Wort zu antworten, alle Sinne vergingen mir; aber so viel wurde ich gewahr, daß deine Mutter ihm den Brief hastig aus der Hand riß, und, nachdem sie ihn gelesen hatte, ihr Schnupftuch hervorzog und, als wollte sie ihre Thränen vor mir verbergen, in den Garten eilte. Mein sogenannter Vater wandte alles Mögliche an, um mich zur Reise zu bewegen; aber jemehr er in mich drang, je fester beharrte ich auf meiner ersten Weigerung, und nur sein feierliches Versprechen, daß er mich wieder zu meinen Pflegeeltern zurückführen wollte, wenn meine Mutter vor unsrer Ankunft in Petersburg schon gestorben seyn sollte, ließ mich in Alles willigen, was man mit mir vorzunehmen für gut befand.

Meine Sachen fand ich schon gepackt, als

ich wieder auf mein Zimmer kam. Aber dies fiel mir dazumal nicht auf. Da ich keine Zeit zu verlieren hatte, so ließ ich es meine erste Sorge seyn, dir zu schreiben und dich zu bitten, mich ja von Petersburg abzuholen, wenn ich, wie es mir ahnete, nie mehr zurückkommen sollte. — Ich hätte dir noch so Vieles zu sagen gehabt, aber mein Vater ließ es nicht zu, und ich mußte abreisen, ohne meinen Brief beendigt zu haben. Meine Absicht war, ihn deiner Mutter zur Bestellung zu übergeben; allein sie hatte sich in ihr Kabinet eingeschlossen, und es hieß, daß ihr der Schmerz über meine Abreise nicht erlaube, mich vor sich zu lassen. Ich übergab ihn also dem alten Johann, und verließ, unter tausend Segenswünschen der Bedienten, ein Haus, in welchem ich die froheſten und heiterſten Tage zugebracht hatte.

So oft ich an diesen Auftritt denke, ist es mir unmöglich, mich der Thränen zu enthalten. Du wirst die Spuren davon auch auf diesem Blatte entdecken. — Aber es soll anders werden, ich habe es dir und mir versprochen; geduldig will ich tragen, was ich nicht zu ändern vermag, und je härter mein Schicksal ist, je weniger mir Hoffnung bleibt, je eher darf ich dann gewiß das Ende meiner Leiden erwarten.

Wir reisten mehrere Tage hinter einander, ohne uns irgendwo aufzuhalten, und wie es mir schien, oft ganz nach entgegen gesetzten Richtungen. Als wir den vierten Tag zu Nacht gespeiset hatten und unsere Reise wie gewöhnlich fortsetzten, empfand ich eine so heftige Müdigkeit und Schlafsucht, daß ich meinem vorgeblichen Vater bewußtlos in die Arme sank. Ich weiß nicht, ob ich lange geschlafen haben mochte, als ich durch ein fürchterliches Geschrei: zu Hülfe! und durch mehrere hinter einander gefallene Schüsse, aufgeweckt wurde. Mein Vater war aus dem Wagen gesprungen, und ich sah, wie er mit bloßem Säbel auf zwei oder drei Kerls, die ihn umringt hatten, einhieb. Ich war eben im Begriff auszusteigen und mich in das Dickicht des Waldes zu flüchten, als sich ein vierter, den ich noch nicht bemerkt hatte, zu mir in den Wagen setzte und dem Kutscher weiter zu fahren befahl.

Eine halbe Stunde darauf hielt der Wagen vor einem Hause still. Man hob mich heraus und brachte mich auf ein Zimmer, ohne daß ich gewahr wurde, was mit mir vorging und wo man mich hinführte.

Mein Schrecken übertrifft alle Beschreibung, als ich den andern Morgen beim Erwachen eine

Nonne vor meinem Bette sitzen sah. In einer Minute legte ich ihr hundert Fragen vor, die sie mir aber alle nicht beantworten konnte oder wollte. Die Erscheinung der Oberin lösete mir endlich jeden Zweifel, verschaffte mir aber auch zugleich eine so fürchterliche Gewißheit, wie ich sie meinem ärgsten Feinde nicht wünschte. Sie erzählte mir, daß ich ihr in der letzten Nacht von einem ihr unbekannten Manne als Kostgängerin sey übergeben worden, daß er sie auf drei Jahre zum Voraus bezahlt, und ihr noch überdieß eine beträchtliche Summe zu unvorhergesehenen Ausgaben für mich zurückgelassen habe. — „Wer Sie auch seyn mögen," — fügte sie hinzu — „so können Sie versichert seyn, daß wir alles Mögliche anwenden werden, um Ihnen den Aufenthalt in diesen heiligen Mauern so angenehm als möglich zu machen. Wenn Sie einst das Glück, in stiller Ruhe und von allen Versuchungen der Welt entfernt zu leben, schäzzen gelernt haben werden, dann zweifle ich nicht, werden Sie dem Himmel danken, daß er hier Ihre Tugend in Sicherheit gebracht hat, und mit Freuden ein Gelübde thun, das allein das Heil Ihrer Seele befördern kann. Und darauf, liebe Tochter, kommt es doch hauptsächlich an; denn

was hilft es uns, wenn wir die ganze Welt gewinnen und Schaden an unserer Seele leiden?"

Aber ich war nicht im Stande, ein Wort von dieser erbaulichen Trostpredigt zu vernehmen; meine Sinne schwanden, und ich verfiel in eine Art Gefühllosigkeit, welche die Nonnen für Ergebung hielten, die aber der Vorbote eines nahen heftigen Sturms war. Als man mich allein gelassen hatte, stellte er sich wirklich ein; es wurde mir klar, daß mein sogenannter Vater nur ein von deiner Mutter aufgestellter Betrüger gewesen, durch welchen sie mich habe bei Seite schaffen lassen, bevor du von der Akademie zurück kämest. So wenig ich zum Nachdenken und Ueberlegen taugte, so vermochte ich doch alle darauf Bezug habende unbedeutende Umstände mir ins Gedächtniß zurück zu rufen; ich wußte mir nun zu erklären, warum du mir nicht geschrieben, warum dein Vater verreist und so kalt von mir Abschied genommen; ich begriff, warum deine Mutter es nicht gewagt hatte, bei meiner Abreise zugegen zu seyn, warum mich eine so heftige Schlafsucht überfallen, und warum man im Walde unsern Wagen angegriffen und mich von meinem ersten Begleiter getrennt hatte.

Nach diesem Allen mußte ich gestehen, daß der Plan meiner Entfernung zu fein und listig

angelegt worden war, als daß ich mir schmeicheln durfte, daß du je meinen Aufenthalt würdest entdecken können. Dieser Gedanke brachte mich zur Verzweiflung; ich weinte Tag und Nacht, zerraufte mir die Haare, schlug alle Nahrung aus, und wollte mich bald gewaltsam um's Leben bringen, bald den langsamen Hungertod sterben. Drei Tage lang tobte es fürchterlich in mir, den vierten stellte sich ein hitziges Fieber ein. Ein Arzt wurde gerufen; man zwang mich, für meine Erhaltung zu sorgen, und ich genas.

Sechs Monate lebe ich nun schon in diesem Kloster; man erlaubt mir weder Bücher noch Papier, aber ein Klavier und meine Musikalien hat man mir gegeben. Ich darf mit keinen von den hier befindlichen Kostgängerinnen umgehen, eine alte Nonne ist meine beständige Gesellschaft; übrigens aber begegnet man mir mit Achtung.

Wenn ich anders richtig gerechnet habe, so mußt du jetzt schon die Akademie verlassen haben und bei deinen Eltern angekommen seyn. — Wie sehr bedaure ich dich, guter Eugen, wenn du deine Sophie noch nicht vergessen hast und sie vergeblich an allen Orten aufsuchst, wo sie sonst

in heiterer Unschuld sich mit dir unterhielt und sie dir durch ihre Liebe zum Elysium umschuf.

Meine Wächter sind nachsichtiger gegen mich geworden, man hat mir erlaubt in den Garten zu gehen, und auch einige Bücher und die nöthigen Schreibmaterialien gegeben. Jedoch sucht man sehr sorgfältig zu verhüten, daß ich mit dem, was außerhalb dem Kloster ist, nicht die geringste Gemeinschaft erhalte. Aus dem Grunde ist es mir auch noch nicht möglich gewesen, zu erfahren, in welcher Provinz dieses Haus liegt, und ob es sich in der Nähe einer Stadt oder eines Dorfes befindet. Die Gartenmauer ist so hoch, daß man nicht über sie hinwegsehen kann, und mein Fenster geht in den Hof. Doch was kann mir daran gelegen seyn, zu wissen, ob in der Nähe meines Grabes Menschen wohnen oder nicht! —

Meine geringe Fertigkeiten im Klavierspielen und mein Gesang scheinen mir die Gunst der Oberin erworben zu haben. Seit sie beide kennen gelernt hat, muß ich alle Tage die Abende auf ihrem Zimmer zubringen. Anfänglich fand ich Gesellschaft bei ihr, aber in der Folge empfing sie mich allein. Wenn ich ungefähr eine Stunde gespielt oder gesungen habe, muß ich mich zu ihr aufs Ruhebett setzen, dort umarmt

und

und küßt sie mich unaufhörlich, und weiß nicht Worte genug zu finden, um mir die Glückseligkeit zu schildern, deren ich mich theilhaftig machen könnte, wenn ich in ihren heiligen Orden treten und den Schleier nehmen wollte. Während der Pausen, in welchen sie Athem schöpft, oder wenn ich ihr antworte, nimmt sie jedesmal eine gewisse rothe Arznei ein, die ihr der Doktor, zur Stärkung ihrer Lebensgeister, verschrieben hat.

Ich befinde mich in einer sonderbaren Lage; je gefälliger und freundlicher sich die Oberin gegen mich beträgt, je zurückhaltender und kälter werden die Klosterfrauen und Kostgängerinnen gegen mich. Auch meine gute Therese scheint sich zurückzuziehen, wenigstens besucht sie mich nicht mehr so häufig wie sonst.

Wenn ich nur wüßte, wie ich es anfangen soll, um es Allen recht zu machen? — Ach, seitdem ich ihn nicht mehr um mich habe, seinen Rath nicht mehr einholen kann, gehe ich wie in der Irre herum, und laufe alle Augenblicke Gefahr, zu fehlen. Wenn man erfährt, daß ich diese Nacht in der Oberin Zimmer schlafen soll, oder wenn sie mich, wie sie gestern sagte, ganz zu sich nimmt, dann ist es völlig aus, und ich

werde zum Ziele des Neides und der Eifersucht aller übrigen Klosterfrauen. Ach, sie wissen nicht, wie wenig Werth ich auf diesen Vorzug lege, sonst würden sie mir ihn nicht so hoch anrechnen. Ich habe nur einen Wunsch, und kenne auch nur ein Glück, und dieses hat mit dem ihrigen nichts zu schaffen. Was kann mir also an dem übrigen gelegen seyn? — Man gebe mir ihn, und ich will in dem schreckenvollsten Kerker zum Beneiden selig seyn.

Therese hat mir endlich die Augen geöffnet, und ich schaudere vor dem Abgrunde zurück, an dessen Rande ich mich befunden habe. O, ich Thörin, ich wähnte, es sey mütterliche Zuneigung und Liebe, was nur die heftigsten Ergießungen der unnatürlichsten Leidenschaft waren. Es ist mir jetzt selbst unbegreiflich, wie ich der Oberin wahre Absichten habe verkennen können. Meine Unwissenheit hat mich glücklicherweise gerettet, und nie, nie soll man mich mehr bei ihr allein treffen.

Ihre ehemalige Liebe scheint in den heftigsten Haß verwandelt worden zu seyn. Wenn sie die Tyrannin wirklich ist, für die man sie hier allgemein ausgiebt, dann sey mir Gott gnädig. Womit, o Himmel, habe ich es denn aber ver-

dient, daß mich deine Rache auch hier, wo ich schon Allem abgestorben bin, noch verfolgt? Ich muß schwer gesündigt haben, so wenig sich auch mein Herz eines Verbrechens bewußt ist.

Warum hat mir nur Therese gerathen, ich möchte mich in der Beichte dem Pater Vinzenz entdecken? Ich habe wenig Zutrauen zu ihm; er ist so strenge und gewissenhaft, daß ich ihn nur fürchten, aber nie lieben kann. Auch seine genaue Verbindung mit der Oberin gefällt mir nicht. Doch wenn es möglich wäre, daß er mir Erleichterung verschaffte, ich glaube, ich könnte meinen heftigen Widerwillen gegen ihn mit der Zeit ablegen.

Da sitze ich schon zwei Monate eingeschlossen in meiner Zelle; grobes Brod und Wasser sind meine Nahrung, und Klavier, Bücher und mein Schreibzeug hat man mir genommen. Die Bosheit der Bewohner dieses Hauses übertrifft alle Beschreibung. Ich hätte zu entfliehen gesucht, klagt man mich an, und die Oberin verdammt mich, ohne mich angehört zu haben. Wenn ich auf ihr Zimmer ziehen will, damit sie mich beständig unter den Augen haben könne, so will sie mir die Strafe schenken. Aber ihre Gnade ist mir weit schrecklicher, als die härtesten

Züchtigungen, und sperrte sie mich in einen unterirrdischen Kerker, ich käme lieber darin um, als daß ich ihre Wünsche befriedigte.

Wie ist mir? Wache ich oder träume ich? Er hätte meinen Aufenthalt entdeckt, sönne auf Mittel, mich zu retten? Ach, ich fürchte, Therese will nur meine Leichtgläubigkeit benutzen, um mich vor Verzweiflung zu schützen. — Wenn mir Jemand gesagt hätte, ehe ich die Geheimnisse der Klöster durch eigne Erfahrung kennen lernte, daß alle Laster und Ausschweifungen ihren Sitz in denselben aufgeschlagen haben, ich würde ihn für einen Verläumder, für einen Spötter der Religion und seiner Diener gehalten haben. Was ich seit acht Tagen gesehen und gehört habe, ist so neu und empörend für mich, daß ich mich weit lieber dem Ersten Besten, der mich retten wollte, in die Arme werfen, als mich der Gefahr aussetzen würde, vielleicht in der Folge gezwungen zu werden, daran Theil zu nehmen.

Indessen will ich doch geduldig abwarten, was die Geschichte für eine Wendung nehmen wird. Ich hoffe nichts mehr, und kann daher auch nichts mehr verlieren. Gelingt es mir nur, aus diesem Hause zu entfliehen und wieder unter Menschen zu kommen, so sey mein Befreier

wer er wolle; wenn er ein Herz hat, so schmeichle ich mir, ihn zu bewegen, daß er mich wieder zu meinem Karl bringt.

Er ist schneller, als ich es erwartet hätte. Aber soll ich es wagen? Soll ich mich einem Menschen anvertrauen, den ich nicht kenne, von dem ich nie etwas gehört habe? Zwar nennt er im Schreiben den Grafen Eugen; aber wenn er wirklich sein Freund, und über Alles genau unterrichtet ist, warum unterläßt er, mir einen unbezweifelten Beweis von seiner Verbindung mit ihm zu geben? Seine Anstalten sind eben so gut getroffen, als sie unfehlbar zu seyn scheinen. — Ich wage es auf meine Gefahr, es entstehe daraus, was da wolle; für Freiheit und Karl gehe ich in den Tod.

Lebt wohl, ihr Zeugen meiner Leiden, du mein Klavier, und ihr unterhaltenden Bücher! — euch verdanke ich manche schmerzenleere Stunden; und wenn es euch nicht gelang, mich mein Unglück ganz vergessen zu machen, so lag die Schuld nicht an euch, sie lag an der Größe desselben. Gebe der Himmel, daß ich euch, diese Zelle und das Kloster mit seinen Bewohnern, unter den gegenwärtigen Umständen nie mehr wiedersehe!

Meine Leser werden sich erinnern, daß der in Berlin getroffenen Abrede gemäß, der Ritter Peyrier Sophien auf seiner Reise durch Deutschland nachforschen sollte, während Graf Eugen sie in Rußland suchen würde. In wiefern der Letztere darin glücklich gewesen, habe ich schon erzählt; es bleiben mir also noch die von dem Ritter darauf verwandten Bemühungen nachzutragen, wenn sie schon, durch einen sonderbaren, aber doch glücklichen Zufall, nicht mit dem nämlichen Erfolg gekrönt wurden.

In D*** lebte um die Zeit ein Italiäner, dessen Haus allen durchreisenden Fremden offen stand. Ohne von der Regierung privilegirt zu seyn, gab sie es stillschweigend zu, daß er offne Tafel und Spiel hielt, den Reisenden in seiner Wohnung mancherlei Unterhaltung verschaffte, und für Geld die Besorgung der Geschäfte, die sie dort haben konnten, mit vieler Bereitwilligkeit übernahm. Wenn die Polizei irgend einen Vortheil daraus zog, so konnte es nur dieser seyn, daß sie durch ihn das Thun und Lassen der Fremden kennen lernte, und überhaupt über Alles auf das Sicherste unterrichtet wurde, was sie in Ansehung derselben zu wissen verlangte. Da diese gewöhnlich offener gegen ihn waren, als es die Klugheit foderte, und der Italiä-

ner sich ohne Schwierigkeiten zur Erreichung ihrer geheimen Absichten brauchen ließ, so wurde es ihm um so leichter, Alles, was die Polizei wissen wollte, von ihnen zu erfahren. Wem er aber am aufrichtigsten gedient hat, der Polizei oder den Reisenden, darüber hat man nie Gewißheit erlangen können; aber als doppelter Spion ist es wahrscheinlich, daß er bald diese, bald jene hintergangen haben wird, je nachdem er seinen persönlichen Vortheil dabei gefunden hat.

Da also, wie gesagt, fast beständig eine sehr angenehme und unterhaltende Gesellschaft in seinem Hause anzutreffen war, so suchten alle Fremden, sobald sie in D*** ankamen, und sich dort einige Zeit aufzuhalten gedachten, in derselben eingeführt zu werden. Das Nämliche that auch der Ritter Peyrier; seine Landsleute machten sich ein Vergnügen daraus, ihn mit dem Italiäner bekannt zu machen, und die ganze bei ihm zusammenkommende Gesellschaft wußten ihnen Dank dafür.

Da sie aus Fremden aus allen Ländern zusammengesetzt war, so geschah es nicht selten, daß Vorfälle und Begebenheiten erzählt wurden, die wenig bekannt waren, nichts desto weniger für einen oder den andern Zuhörer ein besonderes In-

teresse hatten. Dahin gehörte die Geschichte, welche eines Tages, als sie abgespeist hatten, ein ältlicher Herr erzählte. Alle Umstände fielen dem Ritter Peyrier so sehr auf, daß er beschloß, sich nähere Auskunft darüber zu verschaffen. Um recht sicher dabei zu gehen, erkundigte er sich zuvor bei dem Italiäner nach dem Charakter und den Schicksalen des Erzählers. Zu seinem größten Erstaunen erfuhr er, daß es ein abgedankter russischer Offizier sey, der von seiner Pension lebe, und sich zu Allem brauchen lasse, worin ein ehrlicher Mann nie willige.

Mehr verlangte er nicht zu wissen. — Er ward von diesem Tage an der beständige Begleiter des Russen, buhlte um seine Freundschaft, und brachte es wirklich in sehr kurzer Zeit dahin, daß er ihm sein Zutrauen schenkte. Einige unbedeutende und in der Folge mehrere wichtige, aber auf eine geschickte Art ihm angebotene Geschenke, machten ihn endlich so sehr zu seinem Freunde, daß er kein Geheimniß mehr für ihn hatte. Auf diese Weise erfuhr der Ritter die Namen der Personen, welche in der Geschichte, die er vor einiger Zeit der ganzen Tischgesellschaft erzählt hatte, vorgekommen waren. Da sie, so wie alle andere Umstände, nur auf Sophien und ihre Entführung paßten, so blieb ihm

nichts weiter übrig, als auf Mittel zu denken, sie wieder aus dem Kloster zu befreien.

Der Russe machte nicht die geringsten Schwierigkeiten, ihm dabei an die Hand zu gehen, und so viel von ihm abhinge, zur Beförderung dieses Unternehmens beizutragen. — Sie kamen vorerst dahin überein, Sophien der Oberin im Namen ihres Vaters wieder abzufodern. Dieses geschah von D*** aus. Allein dieser Versuch mißlang. Die Oberin, welche befürchtete, daß sie alsdann auch die bei ihr niedergelegte Summe würde zurückgeben müssen, antwortete: daß Sophie, gleich nach ihrem Eintritte ins Kloster, gestorben sey, und daß sie nicht begreife, wie man jetzt nach ihr fragen könne, da sie doch nicht unterlassen habe, ihren Tod unverzüglich dem Vater zu melden.

Mit dieser Ausflucht würde sich der Ritter zu jeder andern Zeit haben begnügen müssen, allein da er wußte, was es für eine Bewandniß mit ihrem Vater habe, ließ er sich dadurch nicht irre machen. Alles, was er daraus abnahm, war, daß die Oberin Sophien entweder beredet, den Schleier zu nehmen, oder daß ihr die Gräfin befohlen habe, sie für todt auszugeben, wenn Jemand nach ihr fragen sollte. Um sich darüber Gewißheit zu verschaffen, und zugleich auch zu

erfahren, ob man sie nicht etwa in ein anderes Kloster gebracht, war er von nun an bemüht, sich ein Verständniß mit den Bewohnern des ihrigen zu verschaffen, und reis'te deswegen von D*** dahin ab.

Da das Kloster, in welchem Sophie lebte, mitten in einem Walde, und von dem nächsten Orte beinahe eine Stunde entfernt war, so vergingen mehrere Wochen, bis es seinen untergeordneten Aufpassern gelang, sich über ihre Existenz Gewißheit zu verschaffen. Kaum war es aber geschehen, als er sich sogleich in die Nähe desselben begab, um seine Lage selbst in Augenschein zu nehmen, und darnach die nöthigen Vorkehrungen zu ihrer Entführung treffen zu können. Er fand, daß es ein Leichtes seyn würde, sie zu befreien, wenn er nur irgend ein Mittel entdecken könnte, um mit ihr den Plan dazu zu verabreden, und sie zur Flucht zu bewegen. Aber dieses war am allerschwersten, denn gerade um diese Zeit hielt man Sophien auf ihrem Zimmer eingesperrt, und wäre auch dieses nicht gewesen, so würde man ihr doch nie erlaubt haben, sich in den Sprechsaal zu begeben, wenn sie ein Fremder zu sehen verlangt hätte.

Aber ein glücklicher Zufall und Gold brachten ihn ganz unvermuthet seinem Ziele näher.

Der Beichtvater dieses Klosters, ein Dominikanermönch, war zu gleicher Zeit der geheime Unterhändler bei allen Intriguen, welche die Nonnen außerhalb demselben hatten, und der Beförderer und Theilnehmer an den Unordnungen, die man sich hier bei dem Dunkel der Nacht erlaubte. Da er dem Trunke sehr stark ergeben war, und wenn er einen Rausch hatte, unvorsichtig schwatzte, so konnte man alsdann jedes Geheimniß von ihm herauslocken.

Dieses that er wirklich eines Tages, da der Ritter eben die umliegende Gegend des Klosters von neuem untersuchte, und ihm begegnete, als er gegen Abend durch eine Seitenthür in den Garten schlüpfen wollte. — „Halt Pfaffe!" fuhr er den Mönch an, indem er ihm ein Pistol auf die Brust hielt und den Weg vertrat. Der arme Teufel, vom Weine berauscht und mit einem wahren ächten Pfaffengewissen, zitterte und bebte an allen Gliedern, als er sich auf einmal über einen schlechten Streich ertappt sah. Er fiel auf die Kniee nieder und bat, man möchte ihm nur das Leben schenken, er wolle gern alle bei sich habende Baarschaft hergeben. Der Ritter erklärte ihm, daß es darum nicht zu thun sey, sondern daß man seinen geheimen Umgang mit den Klosterfrauen erfahren, und daß er ab-

geschickt worden sey, sich davon zu versichern. Da er ihn nun aber jetzt so gut als auf der That ertappt habe, so müsse er ihn bis an den nächsten Ort begleiten, und es sich gefallen lassen, dort bis auf Weiteres im Gefängniß zu verbleiben.

War der Mönch, als er das Pistol erblickte, heftig erschrocken, so verstummte er jetzt vor Furcht, und erwartete von seinen Obern auf das Strengste bestraft zu werden. Der Ritter fand ein Vergnügen daran, ihn eine Zeitlang in dieser peinlichen Ungewißheit zu lassen, und als er endlich glaubte, daß er auf dem Punkte sey, wo er Alles von ihm begehren könnte, so fing er an, mit ihm aus einem gelindern Tone zu sprechen, und ließ sich, vor allen Dingen, über Sophiens Lage die nöthige Auskunft geben. Hier erfuhr er nun zu seiner größten Bestürzung, daß Sophie seit mehrern Monaten eingesperrt sey, weil sie sich nicht habe entschließen können, die Wünsche der Oberin zu befriedigen. Der Mönch mußte ihm vor der Hand versprechen, daß er Alles anwenden wolle, um ihre Freiheit zu erhalten, und damit er in der Folge sein Wort nicht wieder zurücknehmen könne, bestand der Ritter darauf, mit ihm in den Garten zu ge-

hen und an denen dort Statt findenden Zusammenkünften Theil zu nehmen.

So betrunken der geistliche Herr war, so sah er doch ein, daß er sich dadurch ganz zu seinem Sklaven und zum gehorsamen Werkzeuge aller seiner ihm noch unbekannten Plane machen würde. Er versuchte es also zu widerstehen, allein das vorgehaltene Pistol in der einen Hand, und einige Goldstücke in der andern, machten ihn so gefällig, daß er nicht mehr das Herz hatte, ihm den Schlüssel zum Garten noch einmal abzuschlagen.

Mit Hülfe dieses Schlüssels, und von dem Mönche, der sich nun ohne weitere Widerrede zum Unterhändler gebrauchen ließ, unterstützt, gelang es dem Ritter sehr bald, Sophien über seine Gegenwart und den Plan ihrer Entführung zu unterrichten. Sie war lange unentschlossen, ob sie ohne Gefahr darein willigen könnte; denn ihrer Meinung nach, hielt sie eine Rettung von Seiten ihres Geliebten für unmöglich, und fürchtete in dem Ritter, von dem sie nie etwas gehört hatte, nur einen Handlanger der alten Gräfin zu finden. Wenn sie aber von der andern Seite die ihr gemachten Vorschläge mit ihrer Lage und ihren Aussichten in die Zukunft verglich, so war es fast nicht möglich, daß es

ihr irgendwo noch schlimmer gehen konnte. Aus diesem Grunde willigte sie in die Flucht. Tag und Stunde wurden nun dazu festgesetzt; der Ritter verschaffte ihr Mannskleider, gab ihr einen Schlüssel zur Gartenthür, und versprach nicht nur alles zur gehörigen Zeit in Bereitschaft zu halten, sondern auch sich selbst einzufinden, um sie abzuholen.

Sobald er sich über Sophiens Aufenthaltsort Gewißheit zu verschaffen gewußt, hatte er seinem Freunde nach Wien geschrieben, und ihn eingeladen, sich mit ihm zu ihrer Befreiung zu verbinden. Dieser Brief aber ist wahrscheinlich verloren gegangen, oder, durch ein gewöhnliches Post-Ungefähr, dem Griechen in die Hände gefallen, der sich daher sehr leicht das Ansehen eines zuverlässigen Wahrsagers geben konnte. Indessen erwartete der Ritter seinen Freund alle Stunden, und verschob aus diesem Grunde die Ausführung seines Projekts von einem Tage zum andern. Als aber mehrere Wochen vergangen waren, und der Graf noch immer ausblieb, und eben so wenig schrieb, traf er die nöthigen Anstalten zu Sophiens Entführung, und trug einem sichern Menschen aus der Nachbarschaft auf, sie an der Gartenthüre zu empfangen, und nach

München, wohin er hatte voranreisen müssen, zu begleiten.

Sophie stellte sich zur bestimmten Stunde an der Gartenthüre ein, ward in einen Wagen gehoben und fortgeführt, ohne daß sie ihren Begleiter, noch den Ort kannte, wohin man sie bringen wollte. Da dieser ebenfalls, über ihre wahre Bestimmung und die Absichten des Ritters, nicht gehörig unterrichtet war, sondern nur die allgemeine Vorschrift, mit der größten Vorsicht zu reisen, erhalten hatte, so glaubte er, sie vielmehr wie eine Gefangene, als wie seine Gebieterin behandeln zu müssen. — Meine Leser wissen schon, durch was für einen glücklichen Zufall sie dem Grafen Eugen, die dritte Nacht nach ihrer Entfernung aus dem Kloster, in die Hände fiel, und was er für Maaßregeln traf, um sie vor seiner Mutter in Sicherheit zu bringen.

Die dabei angewandte Vorsicht war um so nöthiger, da die Gräfin schon den Tag vor der Ankunft ihres Sohnes die Nachricht von Sophiens Entführung erhalten hatte. Alle Umstände, welche man ihr darüber mitgetheilt hatte, machten es ihr wahrscheinlich, daß ihr Sohn den Aufenthalt seiner Geliebten entdeckt, und sie entweder selbst entführt, oder durch einen Andern habe in Si-

cherheit bringen lassen. Seine Ankunft aber schlug alle ihre Muthmaßungen auf einmal nieder, und sie fing schon an zu fürchten, Sophie möchte einen verzweifelten Entschluß gefaßt, oder der Russe ihr Zutrauen zu seinem Vortheil benutzt haben, als ein aufgefangener Brief vom Ritter Peyrier ihr das ganze Räthsel auflöste.

Sie drang nun in ihren Sohn, indem sie ihm das erbrochene Schreiben des Ritters vorhielt, ihr zu gestehen, wo er Sophien habe hinbringen lassen, und sparte weder Drohungen noch zärtliches Zureden, um ihn dazu zu bewegen. Allein da er den Eigensinn seiner Mutter kannte, und überzeugt war, daß sie nur deswegen ihren Aufenthaltsort zu entdecken suchte, um sie ihm aufs Neue zu entreißen, so blieb er standhaft und leugnete Alles ab, was er darüber wußte. Der Brief des Ritters, anstatt gegen ihn zu zeugen, diente vielmehr dazu, seine Aussage zu unterstützen. Dies sah die Gräfin selbst ein, und fing wirklich an, die Unschuld ihres Sohnes weniger zu bezweifeln. Ein zweiter Brief vom Ritter an den Grafen, in welchem er ihm meldet, daß er Sophien glücklich aus dem Kloster entführt, daß sie aber seinem Agenten, in einem Walde an der Baierschen Grenze, wieder sey entrissen worden, bestärkte sie eine Zeitlang in

in ihrer Meinung, und benahm ihr eine Zeitlang endlich auch noch das Mißtrauen, dessen sie sich in gewissen Momenten doch nur mit Mühe erwehren konnte.

Da sie bei ihrer Behauptung beharrte, daß sie Sophien ihrem rechtmäßigen Vater ausgeliefert, und von dem, was dieser in der Folge über sie beschlossen habe, nicht das Geringste wisse, so hütete sie sich weislich, ihren Sohn mit den letzten Nachrichten des Ritters bekannt zu machen. Der Graf war aus Delikatesse gezwungen, ihren Worten zu glauben, so sehr er vom Gegentheil überzeugt war, und zwar um so mehr, da Sophiens Tagebuch fast Alles bestätigte, oder doch mit geringen Abänderungen das Nämliche sagte, und er keinen einzigen von den Briefen erhalten hatte, die ihm der Ritter über seine in D . . . gemachte Bekanntschaft und über sein Vorhaben geschrieben hatte. Erst nachdem er schon einige Monate im väterlichen Hause zugebracht hatte, erfuhr er, was man ihm so sorgfältig verborgen hatte, und es freute ihn unendlich, daß der Ritter, ohne es zu wollen, ihm durch seine nach Wien addressirten, und von da nach O . . . zurückgeschickten Briefe, einen Dienst geleistet hatte, der für ihn, und besonders für Sophiens Ruhe und Sicherheit, von den besten Folgen

seyn mußte. Um zu verhindern, daß auch in Zukunft kein unvorhergesehener Zufall sein Geheimniß verriethe, hielt er es der Vorsicht angemessen, den Ritter durch eine sichere Gelegenheit über Alles zu unterrichten, und ihn vorzüglich vor seiner Mutter zu warnen.

Diese war froh, daß Sophiens Entfernung eine so glückliche Wendung genommen hatte, ob sie gleich nicht umhin konnte, sich Vorwürfe über ihre Härte und Gefühllosigkeit zu machen. Aber ihr Stolz war unbiegsam, und da die Sachen einmal bis auf diesen Punkt gediehen waren, und ihr Sohn auch nicht mehr an Sophien zu denken schien, so würde sie es sich nie vergeben haben, wenn sie jetzt Schwäche gezeigt hätte. Sie unterließ jedoch nicht, die genauesten Erkundigungen über Sophien einzuziehen. Da sie mit Recht vermuthete, daß der Russe sie verrathen habe, so suchte sie ihn durch Geschenke und Versprechungen von Neuem zu gewinnen. Allein wenn er auch dazu zu bewegen gewesen wäre, so würde er ihr doch nichts Bestimmtes über Sophiens Existenz haben sagen können; denn ehe sie der Ritter entführte, hatte man ihn schon aus der Nähe des Klosters zu entfernen gewußt. Auch die Oberin und der Beichtvater waren nicht im Stande, ihr sichere Auskunft über sie zu geben;

sie kannten nicht einmal des Ritters wahren Namen, und noch vielweniger denjenigen, der sie, durch ein glückliches Ungefähr, ihrem ersten Befreier wieder entrissen hatte.

Unter diesen Nachforschungen verging die Zeit, welche der Graf bei seiner Mutter zubringen sollte. Ihre Absicht war es nicht, ihn bei sich zu behalten, und hierin traf sie mit seinen Wünschen vollkommen zusammen, nur über die Verhältnisse, unter welchen er in die Welt eintreten sollte, konnten sie sich nicht vergleichen.

Ihn trieb ein gewisses Etwas, das er sich selbst nicht zu erklären wußte, an, seine Zeit und Kenntnisse dem allgemeinen Besten seiner Mitbürger zu weihen, ohne sich dadurch in die Fesseln der Gesellschaft mehr, als es seine Freiheitsliebe zuließ, einzuzwängen; seine Mutter hingegen wünschte ihn in einer Laufbahn zu erblicken, in welcher er sich Ruhm und Ehre erwerben, und überhaupt eine glänzende Rolle spielen könnte. Zu diesem Ende hatte sie ihm eine Schwadron in dem schönen Dragonerregimente S . . . , das in Strasburg in Garnison lag, ausgewirkt, denn, ihrer Meinung nach, gab es für einen Kavalier keinen anständigern Dienst, als das Militär. Zwar genoß dazumal Europa noch der Ruhe, und es war nicht die geringste

Aussicht da, daß er als Soldat sich je in dem Falle befinden werde, ihre heißesten Wünsche zu befriedigen. Allein sie kannte den Ehrgeiz der Kabinetter, und wer diesen zu schätzen weiß, muß leider an der Dauer eines anhaltenden Friedens zweifeln.

Der Graf war mit ihren Vorkehrungen so unzufrieden, daß er nur mit vieler Mühe zum Nachgeben bewegt werden konnte, und er würde gewiß nie darein gewilligt haben, wenn sie ihm nicht erlaubt hätte, den Militairdienst nach Gutbefinden wieder aufzugeben, um Frankreich und England zu bereisen; ein Vorhaben, auf dessen Ausführung er von jeher den größten Werth gelegt hatte. Er betrieb die Anstalten zu seiner Abreise nach Strasburg, so viel es die Umstände und seine Mutter zuließen, und trennte sich wirklich kurze Zeit darauf von ihr, aber mit einer Gleichgültigkeit, die ihr um so weher that, weil sie fühlte, sie um ihn verdient zu haben.

Er ging über München, ob er gleich dadurch einen Umweg von zwölf Stationen machte. Aber was ist ein solcher Umweg für einen Liebenden, wenn er ihn dem geliebten Gegenstande in die Arme führt? — So dachte wenigstens Graf Eugen, und er würde ihn gewiß gemacht haben, wenn auch Sophie sich nicht in einer Lage be-

funden hätte, in welcher sie seiner Unterstützung, seines Trostes und seiner Hülfe unmöglich entbehren konnte. Großmuth, ein hoher Adel der Seele und die größte Offenherzigkeit waren die schönen Grundzüge seines Charakters; unfähig, ein Heuchler zu seyn, täuschte er sich selbst, wenn er Gefühle äußerte, die ihm fremd waren, und so sehr die Weiber sich über seine Unbeständigkeit beklagten, so war es doch nur Schwäche oder Leichtsinn, was man ihm für Heuchelei oder Meineid auslegte.

Sophie war und blieb in allen Lagen, in allen Verhältnissen der einzige Gegenstand seiner Wünsche; er konnte ihn auf Augenblicke aus dem Gesicht verlieren, aber ihn ganz aufzugeben, dazu vermochten ihn weder die Reize der Kokketterie, noch die unwillkührlichen Ergießungen der Unschuld zu bewegen. Wenn er, gleich einem Schmetterlinge, von Blume zu Blume flog, so lag die Schuld davon entweder in seinem ihm angebornen Leichtsinn, oder in den Grundsätzen, die er von den Menschen befolgen sah, unter welchen er erzogen war und mit denen er umging. Man würde ihn also ganz falsch beurtheilen und ihm Unrecht thun, wenn man von ihm jene Reinheit der Sitten und Festigkeit des Charakters foderte, welche die niedrigern Stände so vortheilhaft aus-

zeichnen und in dem seinigen für Mangel an Ton und guter Lebensart gelten.

Aus diesem Grunde wüßte ich nicht, warum er so großen Tadel verdienen sollte, daß er, am Ende des ersten Abschnitts seiner Geschichte, in dem unangenehmen Fall gekommen ist, sich hinter die Bettvorhänge der Gräfin Dükastel verstecken zu müssen. Diejenigen meiner Leser, welche den ersten Abschnitt aufmerksam gelesen haben, werden eingestehen, daß er in seiner Lage nicht anders handeln konnte, und sobald dieses der Fall war, so kann er deswegen eben so wenig ihr Mißfallen verdienen, als wenn er einen Felsen umgangen wäre, dessen steile Wand er nicht zu ersteigen vermocht hätte. Und überdieß geschah es ganz wider seinen Willen, daß er in diese Intrigue verwickelt wurde. Hätte ihm der Unbekannte auf dem Wege nach Frohneneck nicht die geheimnißvollen Worte zugerufen, wäre sein Pferd nicht mit ihm gestürzt, oder hätte er wenigstens durch diesen Fall keinen Schaden genommen, er würde noch den nämlichen Tag in die Stadt zurückgekehrt, Sophien treu geblieben seyn und sich nie hinter einen Bettvorhang versteckt haben.

Allein seinen warnenden Freunden ging es hier eben so, wie es so manchem sich klug und

weise dünkenden Herrn geht. Was sie zu hindern suchen, geschieht deswegen nur um so eher, und zwar dann am allerersten, wenn es ohne ihr Verbot Niemand eingefallen seyn würde, auch nur daran zu denken. *)

Es giebt Charaktere, die aus Haß gegen allen und jeden Zwang, ein Vergnügen daran finden, nur dann etwas zu wollen und zu thun, wenn man ihnen Schwierigkeiten entgegen zu setzen bemüht ist. Der Widerstand, anstatt sie zu ermüden, giebt ihnen immer neue Kräfte zum Kampfe, und sie kommen lieber darin um, ehe sie nachgeben oder von ihrem Vorhaben abstehen. — In diesem Falle befand sich unser Held. Die Gräfin Dükastel erschwerte ihm auf alle mögliche Weise den Sieg, auf welchen eine Anwand-

*) Ich kenne einen solchen wichtigen Mann, dessen Namen mir aber die Klugheit hier anzuzeigen verbietet; er gleicht unserm Herrn Gouverneur von Strasburg. Gewohnt, zu befehlen, erreicht er nur äußerst selten seinen Zweck, macht sich dadurch im höchsten Grade lächerlich, und ich würde sogar sagen, verächtlich, wenn mir sein Alter nicht Schonung gegen ihn anbeföhle. Sollte ich noch einmal in den Fall kommen, nichts Nützlichers als einen Roman schreiben zu können, so nehme ich gewiß seine Geschichte darin auf. Sie ist merkwürdig wegen der beispiellosen Albernheiten, zu welchen ihn seine erhabene Amtsweisheit, von den ungereimtesten Vorurtheilen und Besorgnissen unterstützt, alle Tage verleitet.

lung von Eitelkeit ihn zuerst aufmerksam gemacht hatte; dadurch reizte sie seinen Stolz, es schien ihm schimpflich, nachzugeben, und er that, was er bei kälterer Ueberlegung, und wenn man ihn nicht gewissermaßen herausgefodert hätte, höchst wahrscheinlich unterlassen haben würde.

Hätte er aber vorhersehen können, daß er dadurch in eine so sonderbare Lage gerathen würde, als diejenige war, in welcher wir ihn verlassen haben, er würde sich nicht so leichtsinnig in diese Intrigue verwickelt haben, die von nun an eine ganz eigene Wendung nehmen mußte.

Er hatte kaum, wie ich schon erzählt habe, den ihm angewiesenen Platz hinter dem Bette eingenommen; die Gräfin Dükastel hatte kaum die Nachtlampe ausgeblasen, und sich gestellt, als schliefe sie: so trat der Gouverneur, mit einem Lichte in der Hand, ganz leise ins Zimmer, kam an das Bette, zog den Vorhang zurück, und betrachtete sie eine Zeitlang unruhig und mit begehrenden Blicken. Da die schöne Schlafende immer fort that, als sey sie in den tiefsten Schlummer versunken, so zündete er die Nachtlampe an, reichte dem Bedienten, der ihn begleitete, das Licht, und gab ihm einen Wink, sich ohne Geräusch wieder zu entfernen.

Als er allein war, erlaubte er sich die Bettdecke etwas aufzuheben, und da ihr schöner Busen dadurch zum Theile entblößt wurde, und ihre Reize offen vor ihm da lagen, so ward ein ungewöhnliches Feuer in ihm entzündet, das er vor der Hand, nach allen Regeln der Taktik, durch einen derben Kuß zu löschen suchte. Darüber schien die Gräfin Dükastel auf einmal zu erwachen, wenigstens wußte sie dieses meisterhaft vorzugeben. Sie hatte erwartet, daß ihr Gemahl sie ruhig würde fortschlafen lassen, wenn sie nicht die geringste Bewegung machte, und darum litt sie geduldig, daß er sich eine Freiheit bei ihr herausnahm, die er sich seit Jahren nicht mehr erlaubt hatte. Als sie aber sah, daß er sich nicht entfernte, und gewahr wurde, daß sonst noch etwas ganz Ungewöhnliches mit ihm vorging, so fing sie an, einen Auftritt zu befürchten, bei welchem sie Niemand, am allerwenigsten aber den Grafen, zum Zeugen zu haben wünschte, und fand für gut, ehe es dahin käme, zu erwachen.

Ihre erste Bewegung, als sie die Augen aufthat, war, wie man leicht errathen wird, — das gewöhnliche Lermzeichen der Frauen, wenn sie vor Lauschern oder einer Ueberraschung sich nicht recht sicher glauben — ein fürchterlicher

Schrei. Ein Mann in ihrem Schlafzimmer, nach Mitternacht, war eine so ungewöhnliche Erscheinung, daß selbst der Herr Gouverneur sich nicht darüber verwundern durfte. Er suchte daher alles Mögliche hervor, um sie zu beruhigen, konnte ihr aber nur mit vieler Mühe den Schreck benehmen, welchen ihr seine unerwartete Gegenwart verursacht hatte.

„Aber was wollen Sie hier, Herr Graf?" — fragte sie endlich, als sie sich einigermaßen erholt hatte. — „Wie komme ich zu der Ehre, Sie noch so spät bei mir zu sehen? Warum haben Sie mich nicht zuvor wecken lassen? Meine Jungfer schläft im Nebenzimmer, Sie hätten sich sollen melden lassen, und mich nicht so unerwartet überraschen. Sie haben mir durch Ihre plötzliche Erscheinung einen fürchterlichen Schreck verursacht; ich fühle es, ich werde krank davon werden.

Der arme Gouverneur, welcher auf diesen Empfang nicht vorbereitet war, und fühlte, daß er mit seiner Zärtlichkeit nicht im mindesten harmonirte, war so sehr betroffen darüber, daß er, der Geläufigkeit seiner Zunge ungeachtet, nicht ein Wort vorbringen konnte.

„Aber so reden Sie doch" — fuhr die Gräfin fort, um ihn noch mehr in Verlegenheit zu

setzen; was ist's denn? was giebt's denn? Ist ein Unglück geschehen? Geschwind, reißen Sie mich aus dieser Unruhe.

Hier fiel dem alten General ein, daß ein Festungskommandant den ihm anvertrauten Posten, ohne höhere Erlaubniß, nie über Nacht verlassen darf. In dem für ihn schrecklichen Bewußtseyn, gegen die militairische Ordnung gehandelt zu haben, antwortete er also auf ihre Fragen ganz gutmüthig: „Ach, ja, es ist ein großes Unglück geschehen, ich kann kassirt werden, wenn man erfährt, daß ich eine Nacht ausserhalb Strasburg zugebracht habe."

„Nun, so fahren Sie geschwind wieder zurück, wenn Sie dieses fürchten müssen."

„Jetzt ist's zu spät; aber daran ist meine Liebe zu Ihnen allein Schuld."

„Darf ich Sie bitten, mir zu sagen, wie ich zum ersten Mal in meinem Leben zu dem seltenen Glück komme, Sie zu einem Verstoß gegen Ihren Abgott, den Dienst, verleitet zu haben?"

„Und Sie können noch fragen?"

„Allerdings, denn bis auf diesen Augenblick weiß ich mir Ihre seltene, und fast möchte ich sagen, sonderbare Erscheinung, nicht zu erklären."

„Nein, diesen Spott habe ich nicht um Sie verdient; ich guter Mann, lasse mich von Ihnen heraussprengen, und nun, da ich da bin, treiben Sie Ihren Spott mit mir.“

„Ich hätte Sie herausgesprengt?“

„Freilich; Sie haben mir sagen lassen, Sie wären gefährlich krank, und wünschten mich auf der Stelle zu sprechen.“

„Das hätte ich gethan?“

„Wer sonst als Sie? Den Augenblick werfe ich mich in den Wagen, komme hier an, finde Alles ruhig und still im Schlosse; ohne zu fragen, eile ich nach Ihrem Zimmer, es ist offen, kein Licht brennt, und Sie liegen im tiefsten Schlafe.“

„Herr Graf, wenn Sie nicht geträumt haben, oder noch träumen, so weiß ich bei Gott nicht, was ich davon denken soll. Ich hätte Ihnen sagen lassen, daß ich gefährlich krank sey und Sie zu sprechen wünschte? Das ist mir unbegreiflich.“

„Und doch ist es so.“

„Ich sage Ihnen aber, es kann nicht so seyn, denn nie befand ich mich besser, als seit einigen Tagen. Ihre unerwartete Erscheinung hat mich erst krank gemacht, denn sie hat mich

so sehr in Schrecken gesetzt, daß ich wirklich werde nach dem Arzt schicken müssen."

„Ich will Ihrer Jungfer läuten" — und damit griff er nach der Klingel. Die Gräfin verhinderte ihn glücklicher Weise daran.

„Lassen Sie sie schlafen, es hat Zeit bis morgen früh."

„Soll ich Ihnen Ihr Riechfläschchen reichen?"

„Nein, dies würde nur mein Kopfweh vermehren. Alles was ich jetzt nöthig habe, ist Ruhe, und um diese bitte ich Sie allein."

„O, von Herzen gern, liebes Frauchen; wer könnte Ihnen etwas abschlagen? — Aber zuvor müssen Sie mich versichern, daß Sie nicht mehr böse auf mich, und auch nicht krank sind." — Hier ergriff er ihre Hand, und küßte sie mit einer komischen Zärtlichkeit.

„Ich habe es Ihnen schon gesagt, und wiederhole es nochmals, daß es mir nicht eingefallen ist krank zu seyn, und noch weniger, Sie holen zu lassen."

„Nun, das freut mich, aber doch gereut es mich nicht, zu Ihnen herausgekommen zu seyn."

„Sie hätten es zu einer viel bequemern Zeit eben so gut thun können."

„Ich glaube schwerlich, und wenn ich den Weg, um den nämlichen Preis, noch einmal

machen müßte, ich thäte es, so wahr ich General und Ihr Gemahl bin."

„Auf diesen Schwur muß ich es Ihnen ja wohl glauben. Aber wenn ich nicht irre, so sind Sie heute ungewöhnlich galant, und dieses ist doch eben nicht oft Ihr Fall."

Der Gouverneur sah dieses als eine Herausforderung an, da es doch nichts weiter als eine, nach seinem Alter berechnete, feine Manier war, ihn auf eine geschickte Art los zu werden, und glaubte sich daher verbunden, seiner Gemahlin zu beweisen, daß es nur von ihr abhinge, wenn er ihr eine unbezweifelte Probe davon geben sollte. In diesem Wahne setzte er sich zu ihr aufs Bette, ergriff ihre beiden Hände, küßte sie heftig, warf ihr einen schmachtenden Blick zu, und rief, im Bewußtseyn seiner schnell vorüber eilenden Stärke: „Frauchen! Frauchen! Wenn Sie wollten, Sie könnten mich zum glücklichsten Menschen von der Welt machen!"

Diese mit Feuer ausgesprochene Worte, und der ihr gegebene Kuß, den sie nicht hindern konnte, öffnete der Gräfin Dükastel über die Wünsche ihres Gemahls die Augen; sie sah nur zu spät ein, daß sie sich zu weit mit ihm eingelassen hatte; ihre Verlegenheit wuchs mit jeder Sekunde, und erreichte endlich einen so hohen

Grad, daß sie nicht fähig war, irgend einen Vorwand aufzufinden, um den rüstigen Ehemann von sich abzuhalten. Dieser hingegen, nahm ihr Stillschweigen für Einwilligung, und bedeckte sie mit den feurigsten Küssen. Die Nähe der Gefahr gab ihr indeß die nöthige Fassung wieder. Sie stieß ihren Gemahl mit Ungestüm von sich, raffte sich im Bette auf, und verlangte von ihm, nachdem sie ihm seine Verwegenheit in den stärksten Ausdrücken verwiesen hatte, daß er sich, auf der Stelle, aus ihrem Zimmer entfernen sollte.

Je gewisser dieser geglaubt hatte, wenn nicht Zuvorkommen, doch wenigstens leidende Ergebung zu finden, je unerwarteter kam ihm dieses ganz entgegengesetzte und unfreundliche Betragen seiner Gemahlin. — „Aber Frauchen, bedenken Sie doch, daß ich Ihr Gemahl bin," war Alles, was er ihr darauf zu erwiedern vermochte.

„Leider lassen Sie mich es nur zu sehr empfinden. Ist es schicklich, seine Gattin um diese Stunde so unerwartet zu überraschen, sie im Schlafe zu stören, und ohne Rücksicht auf ihre Bitten, sich nicht entfernen zu wollen, weil es dem Herrn Gemahl gerade jetzt einfällt, den galanten Ehemann auch einmal mit dem zärtlichen zu vertauschen?"

„Ich fühle diesen Vorwurf, aber —"

„Schweigen Sie davon, Herr Graf, ich bitte Sie, denn ich muß mich Ihrer schämen." — Graf Eugen schob hier die Vorhänge unbemerkt aus einander, und flüsterte: „ich will Sie rächen!"

Die Frau von Dükastel verstand nicht gleich den wahren Sinn dieser Worte, und fing an zu befürchten, er möchte irgend eine Unvorsichtigkeit begehen, und sie dadurch in noch größere Verlegenheit setzen. Sie war also bemüht, den Gouverneur so schnell als möglich zu entfernen, und wandte abwechselnd, Bitten und Drohungen gegen ihn an. Allein zu ihrem Unglück mußte er, nach so vielen Jahren, sich gerade diese Nacht einbilden, daß seine Ehre daran gebunden sey, wenn er den Kampfsplatz anders als Sieger verließe. Da er, als ein erfahrner Kriegsheld, gewahr worden war, daß er mit Gewalt nichts ausrichten würde, so nahm er zur List seine Zuflucht, und fing an über die Erlaubniß, sich aufs Bette setzen zu dürfen, zu unterhandeln. Die Gräfin Dükastel wandte alles Mögliche an, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Allein da er weder auf ihre Bitten noch Drohungen achtete, und am Ende auch das vorgeschützte Kopfweh nicht mehr gelten lassen wollte, so

mußte

mußte sie in sein Verlangen willigen. Diese Nachgiebigkeit, anstatt ihn billiger zu machen, schmeichelte seiner Eigenliebe zu sehr, als daß er nicht auch jeden fernern Widerstand noch zu besiegen hätte hoffen sollen.

Aber immer seinem Plane getreu, rückte er nur allmählich dem Zweck desselben näher, und suchte seinen Feind, bald durch unschuldige Liebkosungen einzuschläfern, bald zu überrumpeln. Daraus entstanden die komischsten Auftritte für einen Dritten, und die peinlichsten Lagen für die arme, so taktisch angegriffene Gemahlin des Gouverneurs. Manches wurde dabei gesprochen, das keinen Zuhörer, mancher Versuch gewagt, der keinen Zuschauer litt. Der Widerstand reizte den aufgebrachten Gemahl immer mehr, und ich weiß nicht, ob er am Ende doch nicht seinen Zweck erreicht haben würde, wenn nicht ein neuer Zufall dem Kampfe ein plötzliches Ende gemacht hätte.

Für einen großen Taktiker hatte der Herr Gouverneur, beim Eintritt ins Zimmer, einen Fehler begangen, den man kaum einem Fähnrich verzeihen würde. Er hatte das Terrain, auf welchem er seinen Feind angreifen mußte, zuvor nicht genau untersucht, und keine Maaßregeln genommen, um alle Hindernisse, die ihm

auf demselben den Sieg erschweren könnten, bei Seite zu räumen. Demzufolge war der Nachttisch mit der argantischen Lampe auf seinem Platze am Bette stehen geblieben, und dieser Umstand, so unbedeutend er scheint, verbunden mit dem glatten Fußteppich, das im Zimmer ausgebreitet war, entriß ihm ganz unerwartet den Sieg, dessen er sich schon gewiß glaubte.

Indem er alle Augenblicke seine Angriffe erneuerte, und eben so oft zurückgeschlagen wurde, manchen Kuß raubte und auch nicht selten Terrain gewann, bald schmeichelte, bald drohte und immer nichts ausrichtete; so raffte er endlich seine wenigen noch nicht erschöpften Kräfte zusammen, und versuchte es, einen Posten mit Gewalt einzunehmen, den man ihm durch Kapitulation nicht übergeben wollte. Aber da seine Gemahlin schon aufs Aeußerste gebracht war, und diesen Angriff vorher gesehen hatte, so traf sie den Augenblick die nöthigen Gegenanstalten, sammelte ihre Kräfte, und wandte sie so zweckmäßig an, daß der Herr Gouverneur das Gleichgewicht verlor, ausglitt und im Fallen den Nachttisch umwarf, und die argantische Lampe auslöschte.

Es hätte ihr in dieser Lage nichts Erwünschteres begegnen können, als dieser Fall, und als

Frau von Kopf wußte sie ihn vortrefflich zu benutzen. Kaum war das Nachtlicht ausgelöscht, kaum lag ihr Gemahl auf der Erde, als sie dem Grafen ein Zeichen gab, sich zu entfernen. Aber dieser hatte nicht darauf gewartet; als er sah, daß der Moment zu entwischen günstig war, kroch er hinter dem Bette hervor, und tappte nach der Thüre, welche so eingerichtet war, daß man sie, ohne das geringste Geräusch zu verursachen, auf- und zumachen konnte. Indem er aber bei dem Bette vorbeischleichen wollte, ließ ihn sein unglückliches Gestirn auf den Gouverneur stoßen, der sich eben wieder von der Erde erhoben hatte. Dieses unerwartete Zusammentreffen der beiden Männer war mit einem Stoße begleitet, der den alten Grafen rücklings umwarf, und dem jungen die Flucht aus dem Zimmer erleichterte.

Der betroffene General schrie nun aus vollen Kräften: Diebe! Diebe! und raffte sich vom Boden auf. Seine Gemahlin ahnte, was im Dunkeln vorgefallen seyn mochte, sprang aus dem Bette, schrie mit ihm: Diebe! Diebe! klingelte ihrer Jungfer, und lief im Zimmer auf und ab, bis man Licht brachte. Da sie sich vorher schon versichert hatte, daß der Graf glücklich entkommen sey, so stellte sie nun ihren Gemahl über das fürchterliche Geschrei, das er ge-

macht hatte, so ernsthaft als möglich zur Rede. Ich sage so ernsthaft als möglich, denn sein Aufzug war wirklich so komisch, daß es schwer hielt, sich dabei des Lachens zu enthalten.

Ein Blick von ungefähr in den Spiegel geworfen, belehrte ihn selbst über die Unordnung seines Anzuges; er rückte geschwind die Perücke zurechte, und verbesserte, so schnell es sich thun ließ, seine Toilette. Als er damit fertig war, verlangte er zu wissen, wer im Zimmer versteckt sey. Die Gräfin Dükastel foderte ihn auf, Alles zu durchsuchen, und erst nachdem es geschehen war, machte sie Gebrauch von dem Beweise, den er sich von ihrer Unschuld verschafft hatte.

„Sie sind ein Träumer, ein Visionär, Herr Graf" — fing sie mit einer klagenden, aber doch festen Stimme an, als sie ihre Jungfer fortgeschickt hatte. — „Bald glauben Sie, ich sey krank, und erlauben sich, mich unangemeldet zu überraschen, dann fällt Ihnen, weiß Gott, was ein, und wenn Sie sich selbst nicht mehr aufrecht erhalten können, oder ausgleiten, so müssen es Diebe oder sonst Jemand seyn, die Sie umstoßen. Ich bin sehr unglücklich, mit einem Manne verbunden zu seyn, der so undelikat ist und über ein Hirngespinst sich heraus-

nimmt, mich bei meinen Leuten in Verdacht zu bringen."

Der arme Ehemann war so beschämt, daß er nicht wußte, was er darauf antworten sollte. Seine erste Hitze war verflogen, er war wieder ganz in seinen gewöhnlichen Zustand zurückgekehrt, und fühlte, daß er eine Unvorsichtigkeit begangen und seine Gemahlin außerordentlich beleidigt hatte. Von diesen Empfindungen durchdrungen, sah er kein anderes Mittel vor sich, sie zu besänftigen und sich wieder mit ihr auszusöhnen, als sie um Verzeihung zu bitten, und seinen vorschnellen und unbesonnenen Schritt wieder gut zu machen. Da seiner Gemahlin Alles daran gelegen war, ihn sobald als möglich los zu werden, so ward ihm dieses leichter, als er erwartet hatte, und er durfte sich aus ihrem Zimmer entfernen, nachdem er ihr versprochen hatte, daß er es nie mehr ohne ihre Einwilligung betreten werde.

Aber unterdessen war Alles im Schlosse wach geworden, Eins lief im Dunkeln gegen das Andere; man glaubte das ganze Haus sey von Dieben umringt, Niemand wagte sich hinaus, alle Winkel wurden durchsucht, und nirgends entdeckte man eine Spur von dem, was zu diesem allgemeinen Aufruhr Veranlassung gegeben haben

sollte. Ein ungeschickter Lakai war dem Grafen im Saale in den Weg getreten, als er sich eben zu demselben hinaus und auf sein Zimmer schleichen wollte. Eine derbe Ohrfeige und einige Rippenstöße machten, daß ihm Hören und Sehen verging; er schlüpfte bei ihm vorbei, und glaubte sich nun völlig in Sicherheit. Aber der Lakai raffte sich geschwind wieder zusammen, lief hinter ihm her und schrie aus vollem Halse: Halt auf! Diebe! Diebe!

Da der Graf merkte, daß er ihm nun schwerlich entkommen würde, ohne sich zu verrathen, und keinen sichern Ausweg mehr fand, so bog er in den Gang ein, der zu den Zimmern der Marquise Julie führte. Zu seinem Unglück fand er sie verschlossen, und er stand schon im Begriffe, wieder umzukehren und sich seinen Verfolgern zu erkennen zu geben, als es ihm einfiel, den erhaltenen Schlüssel zu probiren. Er öffnete wider alle Erwartung auch diese Thüre, und bahnte ihm den Weg bis ans Schlafzimmer der Marquise.

Der Lakai hatte indessen alle Bedienten im Hause zusammengebracht, um mit ihnen den vermeinten Dieb, der so derbe Ohrfeigen gab, aufzusuchen. An ihrer Spitze befand sich der Herr Gouverneur selbst, dem man, als er das

Zimmer seiner Gemahlin verlassen hatte, sogleich von Allem, was vorgefallen war, Bericht erstattet hatte. Er befahl alle Ausgänge zu besezzen und den Grafen zu wecken, um mit ihm vereint auf den verwegenen und listigen Feind loszugehen. — Diese Maaßregeln wurden getroffen, als unser Held eben den Schlüssel probirte, und kaum hatte er die Thüre geöffnet, als er auch schon die ganze tapfere Dienerschaft gegen sich anrücken hörte.

„Um Gotteswillen retten Sie mich, Marquise," — rief er, als er zu ihr ins Zimmer trat — „ich bin verloren; man verfolgt mich mit der größten Wuth, der Gouverneur mit allen seinen Bedienten eilt mir auf dem Fuße nach.

Die Marquise saß in einem eleganten Deshabillee an ihrem Schreibpulte, und schien über das, was sie so eben geschrieben hatte, tief nachzudenken. Da sie einen Flügel des Schlosses bewohnte, der von dem, wo der Lerm zuerst entstanden war, ziemlich weit entfernt war, so hatte sie nichts davon wahrgenommen, und auch dann, als er sich ihr näherte, erlaubte ihr das tiefe Nachdenken, in welches sie versunken war, nicht, ihn zu bemerken. Um so unerwarteter war ihr also diese späte, und von so seltenen Umständen begleitete Erscheinung des Grafen; sie

begriff nicht, oder schien wenigstens kein Wort von dem zu begreifen, was er ihr sagte, und sah sich ganz außer Stand, ihm in seiner gegenwärtigen Lage zu rathen und noch vielweniger zu helfen.

Und dazu ließ ihr auch der Gouverneur keine Zeit, denn kaum hatte sich der Graf in ihr Zimmer geflüchtet, als er sich ebenfalls davor meldete und eingelassen zu werden verlangte. Da ihm Niemand antwortete, so trat er, ohne die Erlaubniß abzuwarten, ein, und wurde gewahr, daß sich in dem nämlichen Augenblicke Jemand hinter den Kaminschirm verkroch.

„Verzeihen Sie, liebenswürdige Marquise" — rief er im Eintreten ganz außer Athem — „daß ich Sie noch so spät belästige. Es ist ein Dieb im Hause, und meine Leute behaupten, daß er sich in Ihre Zimmer geflüchtet habe."

„Ein Dieb wäre hier?" — erwiederte die Marquise ganz gelassen — „würde ich dann wohl so ruhig seyn, als ich es wirklich bin?"

„Freilich sollten Sie es nicht; aber fragen Sie nur den Lakaien, aus dem Vorzimmer der Gräfin, sein Backen ist noch ganz roth von der Ohrfeige, die er ihm versetzt hat, als er sich hierher geflüchtete."

„Nun, bei Gott, Herr Graf, ich begreife

Sie heute nicht. Um in Froheneck einen vermeintlichen Dieb aufzusuchen, kommen Sie von Strasburg hierher, setzen Alles im Schlosse in Bewegung und Unruhe, und stehen auch dann noch nicht von Ihrer Meinung ab, wenn Ihnen Alles das Gegentheil beweiset. Wahrhaftig, wenn ich nicht eine zu gute Meinung von Ihrem Verstande hätte, ich könnte Sie bedauern, aber so muß ich über Ihre Träumereien nur lachen."

„Lachen Sie so viel Sie wollen, Sie sollen mich dadurch nicht irre machen. Ich weiß was ich weiß. Es hat Jemand im Dunkeln zu entfliehen gesucht, und dieser Jemand, wer er auch sey, hat sich in Ihre Zimmer geflüchtet. Sie mögen es mir nun übel nehmen oder nicht, ich bestehe darauf ihn kennen zu lernen, und das aus sehr guten Gründen, aus denen ich ihnen aber, — fügte er mit sehr wichtiger, bedeutender Miene hinzu — „so lange noch ein Geheimniß machen muß, bis ich meiner Sache gewiß bin."

„So will ich mir also auch nicht darüber den Kopf zerbrechen; aber das versichere ich Sie, daß in mein Kabinet Niemand gekommen ist. Wahrscheinlich hält er sich noch irgendwo im Vorzimmer versteckt, dort lassen Sie erst nachsuchen, ehe Sie Ihren Eigensinn bis aufs Aeußerste treiben.

Es geschah, und dadurch erhielt der Graf die nöthige Zeit, in dem Kamin hinauf zu kriechen. Da alle Ausgänge versperrt waren, und er die Marquise nicht vor der ganzen Dienerschaft kompromittiren wollte, so nahm er zu diesem verzweifelten Mittel seine Zuflucht. Dieses war um so dringender, da der Gouverneur, als er Niemand gefunden hatte, sogleich wieder ins Zimmer zurückkam, und nun auch dort Nachsuchungen anzustellen verlangte. Seine Gemahlin, die dazu gekommen war, und die Marquise Julie bemühten sich vergeblich, ihm die Existenz eines Diebes auszureden. Er blieb fest bei seiner Meinung, und behauptete, daß nur ein Dieb oder sonst Jemand, der Ursache sich zu verstecken habe, ihn umgeworfen und dem Lakaien eine so derbe Ohrfeige gegeben haben könne. Die Frauenzimmer setzten ihm nichts destoweniger immer mehr zu, und trieben ihn endlich so sehr in die Enge, daß er ihnen nichts mehr zu antworten wußte. Dafür aber ergriff er nun plötzlich eine Kerze, und sprang damit hinter den Kaminschirm, als wenn er dort Jemand ergreifen wollte. Aber seine Bestürzung übertrifft alle Beschreibung, als er Niemand dahinter fand, und also nicht im Stande war, ihnen den gehofften materiellen Beweis zu stellen.

Die Frauenzimmer, welche seine Absicht errathen hatten, brachen in ein lautes Gelächter aus; die Frau von Dükastel konnte besonders ihre Freude nicht bergen, denn ihr war es am allerwenigsten eingefallen, daß der Graf hier wirklich versteckt sey. Aber je mehr sie lachten, je mehr fand sich die Eitelkeit des Gouverneurs dadurch beleidigt, und was er vorher mehr aus bloßer Neugierde, als aus Ueberzeugung gethan hatte, geschah nun, um sich an ihnen zu rächen. Er wollte ihre Schadenfreude zu Schanden machen, und ließ sich daher nicht mehr abhalten, alle Winkel des Zimmers zu untersuchen, indem er bei jedem vergeblichen Versuche nichts destoweniger zu behaupten fortfuhr, daß irgend Jemand in demselben versteckt seyn müsse.

Darauf aber hatte unser Held nicht gerechnet, als er sich in den Kamin verkroch. Seine Lage war äußerst unangenehm, er mußte sich mit Händen und Füßen anklammern, um sich festzuhalten, und als er einen Augenblick die Spannung, welche dazu erfodert wurde, nachließ, fing er an zu gleiten und fiel, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, es zu verhindern, in den Kamin herunter. Als die beiden Frauenzimmer diese schwarze Figur ganz unverhofft erscheinen sahen, erhoben sie ein fürchterliches Geschrei.

Der Gouverneur, welcher ihnen und dem Kamin den Rücken zukehrte, wandte sich plötzlich um und prallte, als er sie ebenfalls gewahr worden war, einige Schritte davor zurück. Dieses rettete den Grafen; er lief, ohne sich lange zu bedenken, zur Thür hinaus, und kam glücklich auf sein Zimmer, wo er, um allen Verdacht zu vermeiden, sich verschloß und sogleich zu Bette legte.

„Hab ich's nicht gesagt, daß hier Jemand versteckt sey" — rief nun der Gouverneur triumphirend, als er sich von seinem Schreck erholt hatte. — „Ich lasse mich nicht so leicht anführen, und wenn ich einmal einer Sache gewiß bin, so bringt man mich nicht mehr davon ab. Aber nun sagen Sie uns auch, Frau Marquise, wer der schlaue Dieb ist, der alle Leute neckt, und am Ende doch sich blos geben muß. Wenn ich nicht wüßte, daß der Graf so fest schläft, daß er gar nicht zu erwecken ist, so würde ich auf ihn rathen; aber so mag es wohl ein anderer Amoroso gewesen seyn. Gestehen Sie es nur, wir Beide verrathen Sie gewiß nicht, davon können Sie gewiß seyn.

„Sie sehen, Herr Graf" — sprach die Marquise, als sie von ihrer Bestürzung zurückgekommen war — „wie sehr mich Alles, was

vorgeht, befremdet. Ich kann Ihnen keine Erklärung darüber geben, denn ich begreife es eben so wenig wie Sie. Aber daß ich nicht einigen Verdacht, gewisse Muthmaßungen deswegen haben sollte, will ich nicht in Abrede seyn. Ueberlassen Sie jedoch die Aufklärung dieses Räthsels der Zeit, vielleicht bin auch ich in der Folge im Stande, Ihnen Gewißheit zu geben, da ich jetzt nur unsichere Wahrscheinlichkeiten aufstellen könnte."

Bei diesen Worten sah sie ihre Freundin mit einem viel bedeutenden Blick an. Sie verstand ihn, oder glaubte ihn doch wenigstens zu verstehen, brach auf und zog ihren Gemahl mit sich fort. Es war Ein Uhr vorbei; die Ruhe war im Schlosse wieder hergestellt, Jedermann schlief, nur in die Augen der beiden Frauenzimmer und des Grafen Eugens kam kein Schlummer.

Die Gräfin Dükastel ging in ihrem Gedächtnisse alle Auftritte durch, an welchen sie Theil genommen hatte, oder von denen sie Zeuge gewesen war. Sie konnte nicht begreifen, wie der Graf in ihr Schlafzimmer gekommen sey, da sie sich bestimmt erinnerte, es verschlossen zu haben; sein freies und vertrautes Betragen in

demselben war ihr ein Räthsel, die Ankunft ihres Gemahls und seine Behauptung, daß man ihn habe rufen lassen, waren ihr unerklärbar; sie schämte sich vor sich selbst, daß ein Dritter Alles, was zwischen ihnen Beiden vorgefallen war, mit angehört und gesehen hatte; ihr Stolz fand sich dadurch außerordentlich gedemüthigt; sie glaubte dem Grafen Eugen nun nichts mehr abschlagen zu dürfen, und es war sehr natürlich, daß der fürchterlichste Verdacht sich ihrer bemächtigte, als sie sich das Benehmen der Marquise Julie, wie er aus dem Kamin herunter fiel, lebhaft vorstellte.

Unter ähnlichen Gedanken brachte auch der Graf Eugen den größten noch übrigen Theil der Nacht zu. Die Erscheinung des Unbekannten im Park und seine Warnung stimmten so sehr mit dem, was er erfahren hatte, überein, daß er an der Einmischung einer höhern Macht in seine Schicksale nicht mehr zweifelte. — Wagen Sie es nicht, Herr Graf, sich des Schlüssels zu bedienen, — sprach er zu sich selbst, — waren des Unbekannten Worte. Woher konnte er wissen, daß man mir einen Schlüssel gegeben habe? Wie kennt er Sophien, wie kennt Sophie ihn? Würde sie wohl in allen

ihren Briefen ein so tiefes Stillschweigen beobbachtet haben, wenn ihr meine Verirrungen bekannt wären? — Wie soll ich mir ferner — fuhr er nach einer Pause fort — das befremdende Betragen der Gräfin Dükastel erklären, als ich zu ihr ins Zimmer trat? Hätte man nicht gesagt, ich sähe sie zum erstenmal ohne Zeugen? Ihr Eigensinn fängt mir an unausstehlich zu werden, und wahrhaftig, wenn sie diese Komödie wiederholt, so überlasse ich sie ihrem Schicksal.

Der Schlummer setzte endlich gegen Morgen seinem Nachdenken Grenzen. Als er erwacht war, überreichte man ihm verschiedene Briefe.

Sophie beklagte sich bitter über seine Verbindungen auf Froheneck, und drohte ihm nachzureisen, wenn er sie nicht sogleich wieder aufgäbe. — „Ich bin von Allem unterrichtet;" — schrieb sie — „lange zweifelte ich an deiner Untreue, aber nun bin ich davon überzeugt, und Martern der Hölle sind an die Stelle des beruhigenden Bewußtseyns, daß Sophie dir Alles ist, getreten."

Die Marquise Julie, welche, da noch Alles im Schlosse schlief, abgereiset war, hatte für ihn folgendes Billet hinterlassen:

„An der Möglichkeit, von Ihnen je geliebt „zu werden, verzweifelnd, strebte ich nach Ge„nuß, und er ward mir. — Eine andere em„pfing, worauf ich glaubte Verzicht leisten zu „müssen. — Dadurch beleidigten Sie meinen „Stolz, und dies heischt Rache."

Julie.

Ende des zweiten Abschnitts.

Dritter Abschnitt.

Aber auch sie war hintergangen, die Marquise Julie; gerade da hintergangen, wo sie am mei- sten über die Erfüllung ihrer ungestümen Wün- sche triumphiren zu können geglaubt hatte. Sie sollte sie erreichen, sie sollte genießen, aber auf eine Art, die den Grafen Eugen unmöglich an sie fesseln konnte. — Nach ihrer Meinung kam es also jezt nur noch darauf an, ihm den Schleier von den Augen zu ziehen, den lezten gefährli- chen Schritt zu wagen, und sich ihm, entblößt von jeder magischen Kraft des Geheimnisses, dar- zustellen. Schlug auch dieser zu ihrem Vortheile aus, dann hatte sie gewonnen, und seine Freun- de mußten andere Triebfedern in Bewegung sez- zen, wenn sie ihrem Ehrgeize eine Beute entzie- hen wollten, die für höhere Dinge bestimmt war.

Wie die Marquise den hohen Gedanken fas- sen konnte, sich einem Zwecke nähern zu wollen, bei dessen Verfolgung ihr die bekannten Verhält-

nisse der handelnden Personen fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen mußten; diese Kühnheit, dieses Selbstvertrauen in die ihr zu Gebote stehenden Kräfte der Intrigue und Koketterie muß man sich allein durch die Erziehung erklären, die sie genossen, und die aus ihr das verschlagene, listige Weib gemacht hatte, das man in den vorhergehenden Abschnitten schon in ihr geahnet haben wird.

Obgleich die einzige Tochter eines reichen und bei Hofe geachteten Edelmannes aus der Normandie, war sie doch nichts destoweniger, schon in ihrer frühen Jugend, für die Kirche bestimmt, und im sechsten Jahre ihres Alters in eins der ansehnlichsten Klöster zu Caen zur Erziehung gegeben worden. Ihre Eltern hingen so sehr an ihrem ältesten Bruder, daß sie, um ihm den ganzen Besitz des väterlichen Vermögens zu sichern, sie und ihren jüngern Bruder aufzuopfern, und ihnen eine Lebensart anzuweisen beschlossen hatten, worüber sie es nicht der Mühe werth hielten, Beide zu Rathe zu ziehen. Unglücklicherweise mußte in der Folge der jüngste Sohn durch einen Fall lahm werden. — Er durfte sich nun also nicht einmal mehr schmeicheln, in der Armee ein Fortkommen zu finden. Aber im geistlichen Stande konnte er eine sehr glänzende

Laufbahn betreten, Bischof werden, und, ohne seinen Eltern viel zu kosten, sich leicht zu einer Höhe empor schwingen, die seinen körperlichen Fehler bald wieder in Vergessenheit bringen mußte. War er einmal Bischof, dann durfte seine Schwester auch erwarten, Aebtissin zu werden, und war sie dieses, so blieb von dieser Seite ihren Eltern ebenfalls nicht der geringste Wunsch mehr übrig.

Die kleine Julie hatte schon ihr zwölftes Jahr erreicht; alle ihre Anlagen hatten schon angefangen, sich zu entwickeln; sie spielte das Klavier und sang vortrefflich; sie zeichnete und tanzte, und besaß mehr Kenntnisse und Geschicklichkeiten, als man von ihrem Alter erwarten konnte. Aber neben diesen hatte sich auch ihr Hang zur Intrigue entwickelt, und sie äußerte ihn bei jeder Gelegenheit auf eine Art, die sie für den Hof und für die Kirche gleich geschickt zu machen versprach. Es war ihr indessen noch nie eingefallen, über ihre Bestimmung nachzudenken; sie verlebte ihre Jugend und arbeitete an ihrer Ausbildung, ohne sich weiter darum zu bekümmern. Darüber war sie jedoch schon längst mit sich einig geworden, daß ihr der geistliche Stand auf keinen Fall würde behagen können. Sie fühlte einen gewissen dunkeln Trieb in sich, in der gro-

ßen Welt irgend eine Rolle zu spielen, und ihr Blut strömte viel zu schnell und feurig durch die Adern, als daß sie hätte hoffen dürfen, es je durch Ave oder Paternoster abzukühlen.

Ihre Eltern ließen sie nicht lange in dieser schwankenden Ungewißheit. Sobald sie das Alter erreicht hatte, in welchem sie im Stande war, sich für irgend eine Lebensart zu entscheiden, kam ihr Vater selbst nach Caen, um sie dort, gemeinschaftlich mit der Aebtissin, für diejenige vorzubereiten, welche man ihr bestimmt hatte. Sollte sie einen größern Widerwillen gegen das Klosterleben bezeigen, als man von ihr erwartete, so war beschlossen worden, sie durch List oder Gewalt sogar dazu zu zwingen. Dies machte ihr der Vater vor seiner Abreise mit trokkenen Worten bekannt, und sie mochte dawider einwenden, was sie wollte, ihr Schicksal war einmal entschieden, und nichts in der Welt schien es mehr abändern zu können.

Um die nämliche Zeit wurde die Gräfin Dükastel, als ein Mädchen von zwölf Jahren, in eben das Kloster gethan, und so, wie sie, für den geistlichen Stand bestimmt. Die Aehnlichkeit ihrer Schicksale vereinigte sie zuerst mit einander, und ward in der Folge die Veranlassung zu einer Verbindung, die nur der Tod trennen zu kön-

nen schien. Sie klagten von nun an gemeinschaftlich über die Härte ihrer Eltern, und fanden Trost und Linderung ihrer Schmerzen in diesen Ergießungen. Jedoch schien Karoline mehr bereit zu seyn, sich darein zu ergeben, als Julie; bei dieser war auch der Gedanke dazu noch nicht ein einziges Mal in der Seele aufgestiegen; sie dachte im Gegentheile auf nichts anders, als wie sie ihm ausweichen sollte. Der lebhafte, feurige Charakter der Einen, und die stille, sanfte Festigkeit der Andern, bildeten zwischen ihnen einen so glücklichen Kontrast, daß man vorhersehen konnte, nur ein ungewöhnlich heftiges Zusammentreffen des persönlichen Vortheils auf einen Punkt, werde sie einst zu entzweien im Stande seyn.

So verlebten sie mehrere Jahre in der innigsten Vertraulichkeit; jeder Wunsch, jede Neigung, welche in dem Busen der Einen aufstieg, wurde sogleich in dem Busen der Andern übergetragen, und je ausschweifender, je schwerer zu befriedigen sie oft waren, je mehr fanden sie Vergnügen daran, sich damit zu beschäftigen oder sie in Erfüllung zu bringen. Am meisten mußten die Frauen von ihnen leiden, denen die Aufsicht über sie anvertrauet war. Alles, was sie nur immer ersinnen konnten, wurde jenen zum Possen gethan, und sie konnten sich oft halb todt

darüber lachen, wenn es ihnen gelang, sie auf irgend eine Art anzuführen. Vorzüglich ausgelassen zeigten sie sich dann, wenn man sie mit den Pflichten ihres Standes bekannt machen wollte. Jemehr man ihnen von den himmlischen Freuden vorpredigte, je größern Werth legten sie auf die irdischen; den Annehmlichkeiten des Klosterlebens setzten sie die Vergnügungen der Welt entgegen, und behaupteten keck, es gäbe kein größeres Glück, als am Hofe zu leben, und Opern, Bälle und Assembleen besuchen zu dürfen. — Da man ihnen durch Strenge das Klosterleben nicht noch gehässiger machen wollte, so ließ man ihnen diese Unarten meistentheils hingehen, und hoffte Alles von der Zeit und ihrem zunehmenden Alter.

Ein Ungefähr verschaffte endlich der Marquise Julie einen neuen, reellern Gegenstand des Nachdenkens, welchen sie der größten Aufmerksamkeit würdig hielt. Ihr Bruder besuchte sie eines Tages in Gesellschaft des jungen Marquis v. L.... Da man jederzeit sorgfältig vermieden hatte, ihr Männer zu zeigen oder sie mit ihnen sprechen zu lassen, so war es kein Wunder, wenn er ihr ungewöhnlich liebenswürdig vorkam. Unaufhörlich von der Gewißheit gefoltert, daß sie bestimmt sey, den Schleier zu nehmen, hatte sie schon längst den Entschluß gefaßt, die

erste Gelegenheit, welche sich ihr darbieten würde, um diesem Unglücke auszuweichen, zu benuzzen. Eine, obgleich nur sehr kurze und fast einsylbige, Unterredung mit dem Freunde ihres Bruders, war hinreichend gewesen, um ihr in ihm den Mann erkennen zu lassen, der zu ihren geheimen Absichten und zu ihrem Ehegemahl alle erforderliche Eigenschaften besäße. Mit der größten Feinheit wußte sie sich so zu betragen, daß er es unmöglich bei diesem ersten Besuche bewenden lassen konnte; er mußte wiederkommen, wenn ihm auch weniger daran gelegen gewesen wäre, ihre Bekanntschaft fortzusetzen, als es wirklich der Fall war.

Anfänglich geschah dies allezeit in Gesellschaft ihres Bruders, der sich Geschäfte halber einige Zeit in Caen aufhielt. Aber als sie einmal genauer mit einander bekannt geworden waren und sich verstanden, da geschah es auch ohne ihn, und sogar ohne im Kloster Aufsehen zu erregen. Die Aebtissin erfuhr nicht eher etwas von dieser Intrigue, als bis ihr Juliens Eltern schrieben, sie möchte sie nicht hindern, den Marquis so oft zu sprechen, als dieser verlangen würde. So ungezogen sich Julie auch im Ganzen allezeit betragen hatte, so war der Aebtissin diese Nachricht doch nicht angenehm, nicht weil sie

eine Braut des Himmels verlieren sollte, sondern weil sie es gern gesehen haben würde, wenn sie die einzige Tochter aus einem großen und angesehenen Hause unter die Zahl ihrer Klosterfrauen hätte zählen können.

Der Marquis v. L. hatte, als er sich ihrer Einwilligung gewiß glaubte, bei ihren Eltern um sie angehalten. Sie wurde ihm das erstemal abgeschlagen; denn man befürchtete, man würde ihr denjenigen Antheil ihres Vermögens verabfolgen lassen müssen, auf welchen sie, nach den Gesetzen, Ansprüche machen konnte. Da er diesen Grund nicht errieth, und, wegen seiner Verbindungen und des Alters seiner Familie, von Niemand eine abschlägige Antwort zu erhalten erwarten durfte, so fand sich sein Stolz dadurch außerordentlich beleidigt. Doch die Liebe erhielt bald wieder die Oberhand; er trat nun mit Juliens Bruder in Unterhandlungen, sie erklärten sich gegen einander, und das Resultat davon war, die erlangte Einwilligung der Eltern.

Die schöne und liebenswürdige Julie wurde, kurze Zeit darauf, aus dem Kloster abgeholt und mit ihrer neuen Bestimmung bekannt gemacht. Sie empfing die erste Nachricht davon mit jener jungfräulichen Verlegenheit, die, sie mag natürlich oder erkünstelt seyn, jedem Mädchen seltene

Reize leiht. Als gehorsame Tochter wagte sie indeß nicht, sich den Absichten ihrer Eltern zu widersetzen, und wenn sie auch noch zu sehr dadurch überrascht zu seyn schien, so fand sie doch bald die nöthige Fassung wieder, um eine Wahl durch ihre Einwilligung zu bestätigen, über die sie schon längst im Geheim entschieden hatte. — Die Vermählung wurde in der Stille vollzogen; Niemand war glücklicher, als ihr Gemahl, und in der That, Niemand hatte mehr Ursache, es zu seyn, als er.

Dies zeigte sich sogleich, als Julie bei Hofe vorgestellt wurde, und dort, so wie in Paris, nun Gelegenheit fand, ihre seltenen Fähigkeiten zu entwickeln und ihnen die, ihren Grundsätzen und ihrem Temperamente angemessene, Richtung zu geben. Sie hatte kaum ein Jahr in dieser Hauptstadt des Luxus, der Moden und der Intrigue zugebracht, als sie auch schon mit allen Kunstgriffen der Galanterie und der großen Welt so genau bekannt war, daß sie es mit Allen aufnehmen konnte, die sich darin einen gewissen Ruf erworben hatten. So sehr sich anfänglich die Eigenliebe des Marquis dadurch geschmeichelt fand, wenn sie einen großen Schwarm von Anbetern um sich her versammelte und dem Neide der Weiber täglich neue Nahrung gab; so sehr

verdroß es ihn am Ende, zumal als er sich von ihr vernachlässiget, gemißhandelt und sogar lächerlich gemacht sah. Er versuchte es, sie durch Vorstellungen wieder zu ihrer Pflicht zurück zu führen; aber was vermögen diese über eine junge leichtsinnige Frau, die, von dem Geschmacke ihrer Zeit und von einer unbegrenzten Eitelkeit hingerissen, nur in der Sphäre zu glänzen wünscht, für welche sie geschaffen zu seyn wähnt, und die mit ihren achtzehn Jahren und den Wünschen, die sie nährt, am meisten übereinstimmt?

Seine Vorstellungen, anstatt sie zu bessern, machten nur übel ärger, und brachten endlich eine förmliche Spaltung zwischen beiden Eheleuten zuwege. Der Marquis befolgte die Grundsätze seines Standes, und da er in den Salons nicht zu glänzen hoffen durfte, so trieb er sein Wesen hinter den Koulissen; und seine Gemahlin, ohne sich um ihn zu bekümmern, sah ihn von nun an nicht anders mehr, als von ungefähr, und allezeit an einem dritten Orte. Zu ihren Füßen schmachteten und verschmachteten oft schöne und witzige Herren aus allen Ständen. Da sie der Liebe, als einer Leidenschaft, welche mit der Größe, die sie zu erreichen strebte, nicht harmonirte, gänzlich entsagt hatte, und sich auch

wirklich äußerst selten vergaß, so ward es ihr leicht, jede Rolle mit ausgezeichneter Geschicklichkeit zu spielen, und aus den Männern, die um ihre Gunst buhlten, immer nur blinde und lenksame Werkzeuge ihrer geheimen Absichten zu machen.

Ein einziges Mal, sagt jedoch die Lästerchronik, habe sie sich von der Liebenswürdigkeit und den Talenten eines angesehenen Prälaten so sehr einnehmen lassen, daß manches bei Hofe und in Frankreich geschah, ohne daß sie die Hände dabei mit im Spiel hatte. Aber dieser Taumel dauerte nur kurze Zeit; sie fand bald ihre glückliche Geistesunabhängigkeit wieder, und ehe es sich der Bischof versah, hatte sie ihn schon durch einen begünstigten Nebenbuhler ersetzt. Sein Bitten, sein Flehen und sogar seine Vorwürfe dienten zu weiter nichts, als sie noch mehr von ihm zu entfernen; und nur dann erst durfte er sich ihr wieder nähern, als er vernünftiger geworden war, und seine romanhaften Vorstellungen von ewiger Liebe und Treue aufgegeben hatte.

Mitten in diesem Strudel von Intriguen und Galanterien hatte die Marquise jedoch ihre im Kloster zurückgelassene Freundin nicht vergessen. Auf ihre Bemühungen änderten die Eltern derselben ihren Entschluß in Ansehung ihrer

künftigen Bestimmung, und durch ihren Einfluß brachte sie es dahin, daß der Graf Dükastel sich um ihre Hand bewarb und sie erhielt. Nachdem dies geschehen war, suchte sie ihre unerfahrne Freundin in die Mysterien des Hoflebens einzuweihen und ihr Geschmack daran beizubringen. Allein diese hatte, seit ihrer Entfernung aus dem Kloster, eine ganz andere Richtung genommen, und war in Allem das Gegentheil von dem geworden, was sie als Mädchen zu werden versprochen hatte. Ihre Lieblingsbeschäftigung waren die schönen Künste und Wissenschaften; ihr Vorsatz, die ihr nun obliegenden Pflichten gewissenhaft zu erfüllen, und überhaupt nichts von allem dem zu seyn, was ihre Freundin und fast alle andere jungen Frauen ihres Standes für den höchsten Grad der feinen Ausbildung und des guten Tons hielten.

Da auf diese Art die Marquise Julie sah, daß sie aus ihr keine gelehrige Schülerin würde bilden können, so gab sie ihr Projekt auf, ließ es sogar geschehen, als diese beschloß, ihrem Gemahl, den die Marquise durch ihren Einfluß zum Gouverneur von Strasburg hatte ernennen lassen, in die Provinz zu folgen. Ein häufiger und sehr interessanter Briefwechsel *) fand jetzt

*) Ich besitze die Sammlung dieser Briefe in französischer

zwischen Beiden statt, und auf diese Art ward ihre Verbindung ununterbrochen fortgesetzt. Es vergingen mehrere Jahre, ohne daß sie sich sahen. Die Marquise Julie hatte unterdessen ihren Gemahl verloren; nach seinem Tode hatten sich ansehnliche Schulden vorgefunden, welche die größte Hälfte des zurückgelassenen Vermögens wegrafften; sie mußte sich große Einschränkungen gefallen lassen, und da überdies die Anzahl ihrer Anbeter abnahm und sich dadurch ihr Einfluß verminderte, so beschloß sie endlich, sich auf einige Monate von Paris zu entfernen. Ihre Freundin wünschte sie bei sich zu sehen; allein gewisse Familienangelegenheiten, die sie in der Normandie abzumachen hatte, erlaubten ihr dies nicht. Sie reis'te also zu ihren Verwandten dahin ab.

Sie zählte damals nach ihrer Rechnung nur erst fünf und zwanzig Jahre, und war doch schon so sehr aus der Mode gekommen, daß nur noch ganz junge unerfahrne Muttersöhnchen, wenn sie zum erstenmale an den Hof kamen, sich in ihre Netze verstrickten. Die berühmtesten Roue's und liebenswürdigsten Libertins gingen schon längst bei ihr vorüber, ohne sich die Mühe zu nehmen,

Sprache, und kann, wenn gewisse Umstände eintreten, sie vielleicht nach einiger Zeit dem Publiko mittheilen.
A. d. H.

eine Intrigue mit ihr anzuspinnen, und wenn ja einer oder der andere ihr noch diese Freude machte und sie an die vergangenen Zeiten erinnerte, so wurde sie nur zu bald gewahr, daß eine vorübergehende Leidenschaft alles sey, was man bei ihr suchte, und was sie von den Helden des Tages erlangen konnte.

Von ihrer Abwesenheit von Paris versprach sie sich sehr viel, fand aber zu ihrem Verdruß, nach ihrer Zurückkunft aus der Normandie, daß sie noch eben so wenig Aufsehen machte, wie vor ihrer Abreise. Jetzt kam es darauf an, irgend einen festen Entschluß zu fassen und sich für eine neue Rolle zu bestimmen. Sie hatte drei Wege vor sich, um noch eine Zeitlang ihr gesunkenes Ansehen zu behaupten und ihrem Einfluß neue Dauer zu geben. Die Finanzen, die Kirche und die Akademie ließen sie alle gleich hoffen, ihren Zweck zu erreichen, nur mußte sie sich für eine von ihnen ausschließend bestimmen, und dies so bald als möglich. Für die ersten besaß sie indeß zu viel Delikatesse und Stolz, und für die andere war sie noch zu jung; es blieben ihr also die Wissenschaften nur allein, von welchen sie die Erfüllung ihrer Wünsche erwarten durfte. Im Besitz verschiedener Kenntnisse und Anlagen, war sie nun bemüht, die einen zu erweitern und die

andern

andern auszubilden, und es gelang ihr in kurzer Zeit so gut, daß sie es wagen durfte, einen Zirkel von schönen Geistern um sich her zu versammeln und mit ihnen um den Lorbeer zu wetteifern. Um aber ihrer Sache noch gewisser zu seyn, fand sie von neuem für nöthig, sich wieder eine Zeitlang von Paris zu entfernen; ihre Absicht dabei war, dadurch wo möglich den Reiz der Neuheit zu erlangen und sich im Stillen zu der Rolle vorzubereiten, die sie nun zu spielen entschlossen war.

Die Gräfin Dükastel erhielt diesmal vor ihren übrigen Bekannten den Vorzug. Der Karneval war kaum vorüber, als sie bei ihr in Strasburg eintraf, und ihr gleich nach den ersten Umarmungen versicherte, daß sie bis tief ins Spätjahr bei ihr zu bleiben gesonnen sey. Ihrem Plane getreu, ließ sie sich durch einige leichte Galanterien nicht abhalten, an der Ausbildung ihres Verstandes mit seltenem Fleiße und großer Anstrengung zu arbeiten. Diejenigen Männer waren ihr nun die liebsten, mit welchen sie sich über wissenschaftliche Gegenstände unterhalten konnte, und man mußte das Feld derselben zuvor mit ihr durchlaufen seyn, wenn man eine Belohnung erhalten wollte, die sie jetzt nicht mehr dem Bedürfniß und der Mode ertheilte.

Aus diesem Grunde ward der Ritter Peyrier, gleich nach seiner Ankunft in Strasburg, ihr beständiger Gesellschafter; ich würde ihn ihren Liebhaber nennen, wenn Beide zu lieben fähig gewesen wären.

Indessen fand sich doch seine Eitelkeit sehr beleidigt, als ihm die Marquise Julie mit vielem Feuer erzählte, daß sie einen jungen Officier kennen gelernt habe, der sie bewegen könnte, eine Thorheit zu begehen, wenn irgend Jemand in der Welt sie dazu noch zu verleiten im Stande wäre. Es fand sich, daß dieser junge liebenswürdige Officier, dem sie so viel Gewalt über ihr Herz zutraute, des Ritters Freund und unser Held war. Ohne seine Verbindung mit ihm zu ahnen, erzählte sie ihm ganz offenherzig, wenn und wo sie ihn gesehen, und was er für einen Eindruck auf sie gemacht habe. Der Ritter ließ sich nicht das Geringste davon merken, daß er ihn kenne, und erfuhr dadurch um so leichter Alles, was er zu wissen verlangte. So unterrichtet, eilte er den Grafen aufzusuchen. Meine Leser wissen schon, was er ihm gleich bei dem ersten Besuche für Rathschläge gab; die Ursache zu diesem Betruge, wenn man sie nicht schon errathen hat, bleibt mir jetzt noch zu entwickeln übrig.

Ein unangenehmes Geschäft hielt den Ritter Peyrier in Strasburg länger zurück, als er anfangs dort zu bleiben gedacht hatte. Gewohnt unter Menschen zu leben, die ganz so, wie er, dachten, fühlten und handelten, bemerkte er zu seinem größten Mißvergnügen, daß er hier auf alle Unterhaltung würde Verzicht leisten müssen, welche ihm die großen Zirkel in Paris auf so mannigfaltige Weise anboten. Schon war er fast geneigt, sich entweder zum Einsiedler oder zum Philosophen umzuschaffen, als ihm ein Ungefähr die Marquise Julie zuführte. Er hatte sie sonst in Paris gesehen und viel von ihr gehört. Eine berühmte Frau in einer Provinzialstadt wird selten von Kennern übersehen, wenn sie auch wirklich weniger, als die unsrige, zu ihrem Vortheile aufzuweisen hat. Der Ruf einer geistreichen Frau war hinreichend für ihn, um sie aufzusuchen und sogar einen Roman mit ihr anzufangen. Aber kaum war es geschehen, als er nicht mehr begreifen konnte, wie ihr die große Welt so wenig Gerechtigkeit habe wiederfahren lassen können. Freilich mochte zu diesem günstigen Urtheile der Mangel an Unterhaltung viel beitragen; indessen wenn es auch nichts weiter war, so war doch eben dieser Umstand schon hin-

reichend, um ihn zu bewegen, sich ihren Umgang auf alle mögliche Weise zu erhalten.

Und aus diesem Grunde kam ihm die Dazwischenkunft des Grafen Eugens ganz und gar nicht gelegen, und das um so weniger, da er, als vortrefflicher Weiberkenner, seinen nahen Abschied schon in der Art erkannt hatte, mit welcher ihm die Marquise ihre erste Zusammenkunft mit ihm erzählt hatte. Er hatte also das größte Interesse, den Projekten, die sie gewiß schon auf ihn gemacht hatte, vorzubeugen, und so viel es sich thun ließ, sich zum Mentor seines Freundes aufzuwerfen. Dies war die Ursache, warum er ihn gleich bei der ersten Unterredung auffoderte, durch irgend eine Intrigue Aufsehen zu machen. Er nannte ihm alle Strasburger Schönen, aber die Gräfin Dükastel und die Marquise Julie verschwieg er weislich; erstere, weil er sie wirklich für unüberwindlich hielt, und befürchtete, daß sein Freund, durch jeden auf sie gewagten Versuch, sich endlich doch nur in die Netze der letztern verstricken würde; und diese führte er nicht an, weil er nicht gern Körbe annahm, sondern lieber selbst gab, hier aber aus Mangel an Gegenständen keinen hinlänglichen Ersatz dafür zu finden hoffen durfte.

Die Marquise hielt hingegen den Ritter für

vernünftiger, und daher fiel es ihr nicht ein, daß er es übel nehmen werde, wenn sie ihn nächstens durch den Grafen Eugen ersetzte. Ihr war weit mehr daran gelegen, zu erfahren, was die Gräfin Dükastel von ihm dachte, und ob er auch auf sie einen so lebhaften Eindruck gemacht habe. Daß dies wirklich geschehen sey, erfuhr sie sehr bald. Zum ersten Mal in ihrem Leben befand sie sich in einer so delikaten Lage, daß sie nicht wußte, wozu sie sich entschließen sollte. Nach langem Hin- und Hersinnen hielt sie es indeß für's Beste, ihrer Freundin aus ihren eigenen Gefühlen ein undurchdringliches Geheimniß zu machen, aber auch nichts unversucht zu lassen, um die in ihrem Herzen aufkeimende Liebe schon in ihrem Entstehen wieder zu ersticken. Den Ritter, der ihr bei jeder Gelegenheit mit beißendem Spotte zusetzte und ihr die lächerliche Seite ihres Unternehmens stets vor Augen hielt, entfernte sie auf eine geschickte Weise, und zwar so, daß ihre Trennung keinem offenbaren Bruche glich.

Als sie es mit ihm dahin gebracht hatte, arbeitete sie unaufhörlich daran, das Gebäude, welches die Gräfin Dükastel schon in ihrem Kopfe und Herzen hatte, wieder zu zerstören. Ihr Stolz gab ihr, gegen sie, die wirksamste Waffe dazu in die Hand; sie zeigte ihr, wie sehr sich eine Frau von ihrem

Rufe erniedrige, wenn sie sich einem Manne hingäbe, an dessen Gegenliebe sie zweifeln müsse; erzählte mit der unbefangensten Miene von der Welt bald diese, bald jene Anekdote von dem Grafen Eugen, stellte ihn als einen jungen, unerfahrnen Flattergeist dar, und goß so allmählig und unbemerkt ein Gift in ihr Herz, das jeder aufkeimenden Leidenschaft gefährlich werden mußte. Aber dadurch kam sie selbst ihrem Ziele um keinen Schritt näher; denn wenn ihre Freundin so große Gefahr mit ihm liefe, so hatte sie ja das nämliche Schicksal zu befürchten, und durfte, um jeden Widerspruch mit sich selbst zu vermeiden, ihre Worte durch keine entgegen gesetzte Handlungen vernichten. Aus diesem Grunde, und noch mehr aus Schonung für die Gräfin Dükastel, ward es ihr zur Pflicht, sich in ein undurchdringliches Geheimniß zu hüllen. Aber da sie glaubte, daß man sie auf dem Lande weniger bemerken, und daß sie dort weit leichter, als in der Stadt, Gelegenheit finden würde, sich ihrem Zwecke zu nähern, so wußte sie es so einzuleiten, daß man früher dahin abging, als man es anfänglich willens gewesen war. Wenn der Graf auch nicht dahin eingeladen wurde, so war sie doch überzeugt, daß kein Monat vergehen

würde, ohne daß er sie unter irgend einem Vorwande daselbst überraschte.

Der Ritter durchschaute ihren Plan auf den ersten Blick, und nahm die nöthigen Gegenmaaßregeln. Es war nicht mehr der Wunsch, sie zu besitzen, der ihn zur Thätigkeit antrieb; Rache hieß das Gefühl, das jetzt seinen Busen füllte; er konnte es der stolzen Schönen nicht verzeihen, daß sie ihn so leichtsinnig aufgeopfert hatte. Sie sollte es bereuen, und indem sie seine Ueberlegenheit anerkannte, ihn gleichgültig gegen ihre Reize und unbiegsam in seinen Entschlüssen finden.

Die beiden Damen hatten kaum die Stadt verlassen, als er keinen Schritt mehr von seinem Freunde wich, und Alles anwandte, um ihn in irgend eine andere Intrigue zu verwickeln. Allein dazu war er theils zu flatterhaft, theils auch Sophien zu sehr ergeben; wie ein Schmetterling flog er von Blume zu Blume, ohne sich auf irgend einer zu fixiren. Diese Stimmung beruhigte den Ritter, und er glaubte schon Alles gewonnen zu haben, wenn er ihn nur auch von dem Besuche auf Froheneck abhalten könnte. Zu diesem Ende umgab er ihn mit geheimen Aufpassern, die ihm von Allem, was sein Freund vornahm, genaue Nachricht geben mußten. Auf diese Art ward es ihm leicht, seinen beschlossenen

Spazierritt noch zeitig genug zu erfahren und die bekannte Mystifikation auf dem Wege nach Froheneck mit ihm vorzunehmen. *) Die an das Thor abgeschickte Ordonnanz war so, wie der Reiter im Park, nicht mehr und nicht weniger, als sein Kammerdiener. Die erste mußte sich ihm bloß zeigen, um seine Neugierde zu reizen und ihn aufmerksam zu machen, und der Unbekannte sollte ihn durch die, auf eine genaue Kenntniß seiner Stimmung und der Verhältnisse, in welchen er mit Sophien stand, sehr richtig berechnete Wahrscheinlichkeit gegründeten und im Vorbeireiten ausgesprochenen Worte, vor jeder Verführung und den seltenen Künsten der Koketterie der Marquise sichern.

Dieser Plan war so fein ausgedacht, und beruhte auf einer so seltenen und genauen Kenntniß des menschlichen Herzens und der Stimmung seines Freundes, daß nur ein unglücklicher Zufall, wie der war, welcher dem Grafen Eugen im Parke von Froheneck zustieß, und dessen sich meine Leser aus dem ersten Abschnitte dieser Geschichte noch erinnern werden, scheitern machen konnte. Der Ritter erfuhr denselben Tag noch, was vorgefallen war, und hielt seinen Freund für verloren, denn er schloß sehr richtig, daß

*) Siehe ersten Abschnitt Seite 36.

es von nun an nur von der Marquise abhängen würde, aus ihm zu machen, was sie, ihren Absichten gemäß, für das vortheilhafteste erachten würde.

Aber ganz anders urtheilte diese, von diesem Tage an, über den Grafen Eugen. Die Szene im Park hatte sie überzeugt, daß es ihr, aller angewandten Bemühungen ungeachtet, dennoch nicht gelungen war, in ihrer Freundin jenes Feuer zu dämpfen, welches sein erster Anblick schon in ihr entzündet hatte. Sie stand wie versteinert da, als sie diese neben ihm niederknieen sah und ihm ewige Liebe schwören hörte, und es war ihr unmöglich, bei aller ihrer Gewandtheit und Gegenwart des Geistes, irgend ein Mittel zu erfinden, wodurch sie hätte hoffen können, ihren Zweck zu erreichen. Die größte Vorsicht und Zurückhaltung war alles, was sie nun auf das strengste beobachten zu müssen glaubte. Sie mußte erst sehen, was für eine Wendung dieser Vorfall den Gefühlen ihrer Freundin geben würde, um sich ihrer bemeistern zu können, und vor allen Dingen durfte der Ritter von ihren Planen nicht das geringste erfahren.

Es schien jedoch, als hätte sie in dieser Hinsicht am Allerwenigsten zu befürchten; denn, außer daß er einigemal seinen Kammerdiener nach

Froheneck schickte, um sich nach dem Befinden des Grafen zu erkundigen, ließ er weiter nichts von sich sehen noch hören. Daß dieses affektirte Betragen nur eine täuschende Windstille sey, auf welche gemeiniglich ein heftiger Sturm zu folgen pflegt, sah sie sehr gut ein und war nur destomehr auf ihrer Hut. Aber von seinen geheimen Machinationen hatte sie noch nichts gemerkt, und ihn eben so wenig in dem Unbekannten entdeckt, der dem Grafen zweimal auf eine so sonderbare Weise erschienen war. Und hier war es gerade, wo ihr Scharfblick nicht zugereicht hatte, ja sie war um so näher daran, von dem Ritter überlistet zu werden, jemehr sie sich auf ihre eigene Verschlagenheit verließ, und je weniger sie von der seinigen befürchten zu haben glaubte.

Während sie bemüht war, die Gesinnungen ihrer Freundin auszuspähen, um sie nach ihren Absichten zu lenken und den Grafen auf ihre eigenen Vorzüge aufmerksam zu machen, wurde der Ritter täglich durch seine Aufpasser von allem, was im Schlosse vorfiel, unterrichtet. Er konnte daraus abnehmen, daß sie noch weit von ihrem Ziele entfernt sey, und daß sie es, so lange sein Freund das Bette hüten müßte, auch sobald noch nicht erreichen würde. Demzufolge ging er so langsam als möglich zu Werke, und nahm

sich besonders in Acht, durch zu große Eile nicht alles zu verderben. Erst als er die Nachricht erhielt, daß die Gräfin Dükastel Leidenschaft für den Grafen Eugen fühlte, glaubte er sich seinem Ziele um einen Schritt nähern zu dürfen. Es kam jetzt darauf an, seine Einbildungskraft immer mehr zu erhitzen, ihren Stolz herabzustimmen, und Beide in die Lage zu setzen, daß nichts mehr im Stande wäre, den Gang dieser ihm so gelegen kommenden und ganz unerwarteten Intrigue aufzuhalten; dann hatte er gewonnen, und die Marquise mußte beschämt zurücktreten.

Er ritt jetzt nach Froheneck, und brachte es wirklich durch seine Geschicklichkeit dahin, daß der Graf, wenn er nicht ganz Neuling war, unmöglich seinen Zweck mehr verfehlen konnte. Zufrieden mit sich selbst, und in der Hoffnung, die Süßigkeit der Rache bald ganz zu genießen, kehrte er in die Stadt zurück, und glaubte nächstens von seinem Freunde die gewünschte Entwikkelung dieser Intrigue zu erfahren.

Aber so fein er es angefangen zu haben meinte, so war er doch diesmal dem Scharfblick der Marquise nicht entwischt. Seine Ankunft auf Froheneck hatte ihre ganze Neugierde aufgeregt, und sie bewogen, ihn nicht eine Minute aus den Augen zu lassen. Auf diese Weise merkte sie

schon seine geheimen Absichten an der erkünstelten Art, mit welcher er ihrer Freundin erzählte, was für einen lebhaften Eindruck das Unglück des Grafen auf die ganze schöne Welt von Strasburg gemacht habe; sie belauschte ihn, als er mit ihr im Konzerte sprach, und glaubte die wenigen Worte verstanden zu haben, die er beim Abschiede seinem Freunde ins Ohr flüsterte. Von nun an kannte sie also ihren Feind und seine Absichten, und mußte bemüht seyn sie zu vereiteln. Sich selbst vertrauend, hoffte sie, dem Ritter ihre Ueberlegenheit bald fühlbar zu machen, und ein neuer Sporn trieb sie an, nichts unversucht zu lassen. Aber die zweite Entdeckung, welche sie an dem nemlichen Tage gemacht hatte, ließ sie größere Schwierigkeiten befürchten, als sie erwartet hatte. Die Gräfin Dükastel hatte sich nicht gescheut, dem Grafen Eugen den ganzen Umfang ihrer Liebe, vor einer zahlreichen Gesellschaft, zu erkennen zu geben; sie hatte ihm durch ihr stummes, aber ausdruckvolles Benehmen mehr gestanden, als sie ihm mit Worten würde haben sagen können, und indem sie ihn dadurch zu allem aufforderte, sah die Marquise voraus, daß er keinen großen Widerstand finden würde, wenn er nach der Befriedigung seiner nun nicht mehr zweifelhaften Wünsche streben sollte.

Dies mußte sich indeß bald entscheiden, und es kam alles darauf an, daß sie jetzt die erste geheime Zusammenkunft, zu welcher sie sich auch ohne Verabredung einfinden würden, auf eine oder die andere Art stöhrte, und Zeit zu gewinnen, um in der Folge wirksamere Maaßregeln dagegen nehmen zu können. Die angestrengteste Aufmerksamkeit auf ihre Freundin und den Grafen war alles, wozu sie sich vor der Hand entschloß, welche sie auch ihrer Jungfer und ihrem Kammerdiener, den treuen Gehülfen und Mitwissern bei allen ihren Intriguen, anempfahl. Wie nothwendig dies war, davon überzeugte sie sich noch den nemlichen Abend; denn kaum hatte sie sich in ihr Kabinet zurückgezogen, als man ihr hinterbrachte, daß die Gräfin ganz allein in den Park spazieren gegangen sey. Auf diese Nachricht erwartete sie, daß der Graf ihr dahin folgen werde, und es geschah wirklich, noch ehe sie mit dem Plane, sie zu stöhren, ins Reine gekommen war. Eine vor einigen Tagen erst gemachte Entdeckung von einer vieljährigen Verbindung mit einer gewissen Sophie, die er geliebt habe oder noch liebe, schien ihr die schicklichste Veranlassung dazu zu seyn, und ließ sie um so mehr hoffen, daß sie ihren Zweck dadurch erreichen werde, da sie sich eben die Kunstgriffe

bediente, durch die ihn der Ritter schon mehrmals mystifizirt hatte.

Ihr Kammerdiener wurde geschwind verkleidet, und mußte jene Rolle in der Pyramide spielen, die in dem ersten Abschnitte weitläuftig beschrieben ist.

Noch ehe der Ritter vom Grafen selbst erfuhr, was ihm begegnet war, hinterbrachten ihm seine Spione die ganze Geschichte. Daß die Marquise sie veranstaltet hatte, sah er auf den ersten Blick ein, aber alle dabei vorgefallenen Umstände konnte er unmöglich auf ihre Rechnung schreiben, und doch auch sie sich auf keine andere Art erklären. Am meisten machte ihm der Alte zu schaffen, welchen der Graf den folgenden Tag in der Pyramide angetroffen hatte; er fürchtete die Einwirkung noch einer dritten Person, und da diese einen ganzen andern Plan zu verfolgen schien, so stand er in Gefahr, den seinigen am Ende scheitern zu sehen. Indessen da sie die Mystifikation vervielfältigte und den Grafen zum Nachdenken über fremde Gegenstände reizte, so durfte er erwarten, daß dieser keine Zeit mehr haben werde, sich neben seiner Liebe, auch noch mit der Marquise Julie zu beschäftigen. Es würde ihm ein leichtes gewesen seyn, alle ihre Plane auf einmal zu vereiteln, er brauchte nur

seinen Freund vor ihr zu warnen, und ihn mit ihren geheimen Absichten bekannt zu machen. Allein dann würde seine Rache nur unvollständig gewesen seyn, und sie mußte erst auf den Punkt gelangen, auf welchen er sie haben wollte, wenn sein Triumph über ein schlaues und verschlagenes Weib so seyn sollte, daß er sich nicht zu sagen schämen durfte: dies ist mein Werk!

Die Marquise sah dies voraus, und eilte, sich wenigstens in den Besitz des Grafen zu sezzen, da sie unter diesen Umständen keine Möglichkeit sah, ihm Liebe einzuflößen. Es war ihr jetzt blos um Genuß zu thun, sie wollte ihn berauschen und alsdann erst ihm Fesseln anlegen, wenn ihn die Sinnlichkeit ihr näher gebracht hätte. Zweimal sah sie ihn in der Laube der Diana. Zwar bemerkte sie bei dieser Gelegenheit, daß er wähnte, sich in den Armen der Gräfin Dükastel zu befinden; allein sie traute nichts destoweniger der Größe der Seligkeit, die sie ihm gewährt hatte, und ihren verführerischen Reizen so viele Gewalt zu, daß sie sich unmöglich einbilden konnte, er würde sie verschmähen, wenn sie es endlich wagte, den Schleier der Täuschung vor seinen Augen wegzuziehn. Dieses und der nicht ungegründete Verdacht, daß der Ritter sie errathen habe, vermochten sie, ihm bei der zweiten

Zusammenkunft den Schlüssel zu ihrem Kabinette zu geben.

Sie hatte dabei auf die Verschwiegenheit und Delikatesse des Grafen gerechnet. Nach allem, was vorgefallen war, schloß sie nicht ohne Grund, daß er mißtrauisch gegen den Ritter seyn müßte; und wenn er nur bis Mitternacht ihr Geheimniß bewahrte, so schmeichelte sie sich, in der Folge den geheimen Künsten der Intrigue Trotz bieten zu können. Die unvermuthete Ankunft des Ritters auf Froheneck brachte sie aber aus aller Fassung, und sie glaubte von seiner schlauen Gewandtheit, mit welcher er den Grafen zu umstricken und ihm jedes Geheimniß zu entreißen wußte, das Schlimmste befürchten zu müssen. Das einzige Mittel dieses zu verhindern, wäre gewesen, wenn sie sich ihm entdeckt hätte. Aber ohne alle Vorbereitung, ohne ihn vorher in die gehörige Stimmung gesetzt zu haben: wie konnte, wie durfte sie erwarten, daß er den ihm gespielten Betrug ihr verzeihen, und das Gewebe der feinsten Koketterie nicht auf einmal vernichten werde? Es blieb ihr nichts übrig, als ihn, so lange der Ritter auf dem Schlosse war, nicht aus dem Gesichte zu lassen. Wußte sie, was er mit jenem verhandelte, so hing es nachher noch immer von ihr ab, diejenigen Maaßregeln

regeln zu ergreifen, welche die Umstände und ihre Lage nothwendig machen würden.

Der Ritter hatte kaum das Schloß verlassen, als sie auch schon erfuhr, daß ihm der Graf das ihm anvertraute Geheimniß verrathen hatte. In dem ersten Augenblicke war sie außer sich; sie kannte den Ritter, sie wußte wessen er fähig war, und war überzeugt, daß er eben so leicht, als er den Grafen zum Geständniß gebracht hatte, auch die verabredete Zusammenkunft würde hindern, und sie noch obenein dem Gespötte der Welt blos stellen können.

Um ihm diesen Triumph nicht zu gewähren, beschloß sie für diesmal darauf Verzicht zu leisten; aber doch so, daß der Graf nicht aus dem Irrthum gezogen würde, zu welchem ihm die Gräfin Dükastel die natürlichste Veranlassung gegeben hatte. Auf ihren Befehl mußte ein Reiter im Park den Grafen warnen, sich des erhaltenen Schlüssels zu bedienen, und ihn mit Sophien zu schrecken suchen. Freilich war dieser Kunstgriff schon ein wenig abgenutzt; aber sie rechnete auf des Grafen Hang zur Schwärmerei, sie wußte, wie leicht er zu hintergehen war, wenn man ihn überraschte, und da sie überzeugt war, daß außer dem Ritter, sonst Niemand von dem Schlüssel Kenntniß hatte, so durfte sie mit

Recht erwarten, daß jede darauf Bezug habende Erklärung ihn stutzig machen, irre führen und von der festgesetzten Zusammenkunft nothwendig abhalten werde.

Und irre führte sie ihn wirklich damit; da er aber ihre geheimen Machinationen nicht ahnete, und den Ritter nur allein allenthalben sah oder zu erkennen glaubte, so verfehlte sie ihren Zweck. So unwahrscheinlich es der Graf, bei dem geringsten Nachdenken, gefunden haben würde, daß der Ritter dabei mit im Spiele seyn könne, so sehr hing er, von Mißtrauen gegen ihn eingenommen, an dieser Idee, und vergaß sogar, daß jener, nach seiner Abreise von Froheneck, nicht einmal die nöthige Zeit gehabt haben konnte, um diese neuen Mystifikationen einzuleiten. Auch war seine Sinnlichkeit, durch die beiden Zusammenkünfte im Park, schon zu sehr aufgeregt worden; Genuß durch Liebe war jetzt der einzige Wunsch, der seine Seele füllte, und wenn ihm keine physische Unmöglichkeit dabei in den Weg trat, so blieben alle moralische Gründe ihn davon abzuhalten, zwecklos und ohne Wirkung.

In diesem Betracht hatte der Ritter seinen Freund weit besser gekannt; er sah voraus, daß ihn jeder Widerstand nur noch mehr reizen würde, und hielt es für rathsamer, ihn vorerst in

seinem Vorhaben zu bestärken, um alsdann im Geheim demselben so entgegen zu arbeiten, daß er von selbst davon abstehen müßte. Indem er die Kühnheit der Marquise — denn daß diese dem Grafen den Schlüssel gegeben hätte, bezweifelte er nicht — bewunderte, mußte er zu gleicher Zeit erröthen, daß er sich von ihr hatte überlisten lassen. Er sann hin und her, wie er sie an der Ausführung ihres Plans noch hindern könnte, und kam in Strasburg an, ohne mit sich etwas darüber ausgemacht zu haben.

Wie wäre es, dachte er endlich, wenn ich den alten Gouverneur nach Froheneck sprengte? Seine späte Ankunft muß nothwendig Aufsehn erregen, sein Poltern im Schlosse Lärm machen, jedermann wird aus dem Schlafe geweckt werden, und wenn die Marquise nicht über alle Begriffe keck ist, so muß sie auf eine Zusammenkunft Verzicht leisten, die sie mit so vieler List und Feinheit herbei zu führen gewußt hat.

Ein Bediente meldete nach zehn Uhr dem Grafen Dükastel, daß seine Gemahlin sich nicht wohl befände und es gern sehen würde, wenn er sogleich zu ihr nach Froheneck käme. Da der Gouverneur wußte, daß sie schon seit einigen Tagen kränklich gewesen war, so erkundigte er sich nicht weiter nach den nähern Umständen ihrer

Unpäßlichkeit, ließ anspannen und fuhr von Strasburg ab.

Unterdessen war es Mitternacht geworden, und der Graf Eugen, wie wir gesehen haben, in das Schlafzimmer der Gräfin Dükastel geeilt. Der erhaltene Schlüssel, ein Hauptschlüssel, in welchem sich die Marquise vergriffen hatte, öffnete ihm die Thür zu demselben, und es war natürlich, daß es ihm nicht einfiel, von jemand anderm, als von ihr, zu dieser Zusammenkunft bestellt worden zu seyn.

Die Marquise ließ ihn, der Warnung, die sie ihm gegeben hatte, ungeachtet, den ganzen Abend nicht aus dem Gesichte. Sie war im höchsten Grade über seine Kühnheit bestürzt, als sie ihn im Dunkeln in den Saal eintreten und auf das Schlafzimmer ihrer Freundin zueilen sah. Die Furcht sich zu verrathen, und die Martern der Eifersucht quälten sie gleich stark; sie sann auf Mittel, Beide wieder zu trennen, machte im Vorzimmer Geräusch, und als dieses nicht helfen wollte, ging sie in den Garten und warf von da mit kleinen Steinen an die Fenster. Diese verursachten das Geklirre, das unser Held im Kabinette vernahm, und auf welches gleich darauf der Gouverneur gefolgt war. Die Marquise hörte ihn kommen

und zog sich in ihr Zimmer zurück, wo sie, mit der größten Ungeduld, den Ausgang dieses Abentheuers erwartete.

Aber lange war im Schlosse nicht das Geringste zu vernehmen, und sie fürchtete schon, dem Grafen einen Sieg erleichtert zu haben, den ihm der Stolz und die erhabene Tugend ihrer Freundin, unter andern Umständen, nicht gewähret haben würden. Mit dem größten Verdrusse mußte sie sich eingestehn, daß sie von nun an sich keine Rechnung mehr auf ihn machen dürfe, und da es jetzt auch nothwendig zwischen ihnen zu einer Erklärung kommen mußte, so hielt sie es für rathsamer, um den Folgen davon vorzubeugen, den Grafen mit ihren Planen in so fern bekannt zu machen, als es ihre eigene Sicherheit erfodern würde.

Sie war eben beschäftigt, ihre Ideen darüber zu ordnen, als er zu ihr ins Zimmer stürzte und sie um Rettung anflehte. Alles war ihr ein Räthsel, seine bange Furcht und das ungestüme Eindringen des Gouverneurs in ihr Kabinet, um einen vermeintlichen Dieb in demselben aufzusuchen. Die Ankunft der Gräfin gab ihr endlich Gewißheit; sie durfte an ihrer Schuld nun nicht mehr zweifeln, und was sie jetzt noch

that, geschah mehr aus Schonung für die Freundin, als für die glückliche Nebenbuhlerin.

Aber länger konnte sie nun auch nicht auf Froheneck bleiben. Verrathen, getäuscht und blos gegeben, wie durfte sie es wagen, ihre Freundin noch anzusehn, und dem Grafen unter die Augen zu treten? An die Möglichkeit, daß ihr Geheimniß dennoch unaufgedeckt geblieben seyn könnte, dachte sie nicht; sie fürchtete die Rache und Eifersucht des Ritters, die Unerfahrenheit und den Lichtsinn des Grafen, und den Unwillen und die Verachtung der Gräfin. Von diesen Vorstellungen bestürmt, beschloß sie zu fliehen, und kaum graute der Tag, als sie schon auf Strasburg zueilte, wo sie einen bestimmtern Entschluß über ihr künftiges Benehmen zu fassen gedachte.

Der Graf erfuhr ihre schnelle und unerwartete Abreise mit dem größten Erstaunen, und wohl zehnmal las er das erhaltene Billet durch, ehe er den Sinn desselben errieth. Aber auf einmal ging ihm ein Licht auf; er begriff nun den Zusammenhang der geheimnißvollen Rendezvous im Park, das ungewöhnlich kalte und befremdende Betragen der Gräfin Dükastel, als er in ihr Schlafzimmer getreten war, und den noch abschreckendern Empfang, welchen er bei der Marquise gefunden hatte. Der Ritter stand auf ein-

mal rein und unschuldig vor ihm da; oft hatte er ihn vor der Verschlagenheit dieser Frau gewarnt; dies konnte nur die aufrichtigste Freundschaft thun, und der Erfolg bestätigte, daß er ihm gut gerathen hatte. Er begriff nun auch, warum er nicht hatte glauben wollen, daß ihm die Gräfin Dükastel den Schlüssel gegeben, und es fiel ihm auf, daß er nicht ebenfalls wegen ihres geheimnißvollen Betragens Verdacht geschöpfet, und ihrer Freundin Dinge zngetrauet hatte, die mit ihrem übrigen Benehmen und mit ihrer Lage so wenig übereinstimmten.

Was er am wenigsten begreifen konnte, war die unerwartete Ankunft des Gouverneurs, und die auf seine nunmehrigen Verhältnisse gegründeten Vorwürfe Sophiens. Die Marquise mußte auch davon die Urheberin seyn, ob er gleich nicht recht einsah, was sie für ein Interesse dabei gehabt haben konnte. Aber je mehr er sie schuldig glaubte, je reiner stand der Ritter vor ihm da; er hatte sein ganzes Zutrauen wieder erhalten, und auf die Marquise fiel von nun an einzig und allein sein Verdacht: er hielt sie zu allem fähig.

Indessen konnte er doch nicht umhin, sich einzugestehen, daß sie viel für ihn gethan und noch mehr für ihn gewagt hatte. Davon konnte

Liebe nur allein die einzige Triebfeder seyn, und wenn diese es war, wie hätte seine Eitelkeit sie ganz verdammen können? Aber sie hatte ihm von seinem Zwecke abgebracht, ihn an Sophien verrathen, und gleich einem unerfahrnen Knaben, nach ihrer Willkühr geleitet, und dies konnte er ihr nicht verzeihen. Hätte sie seine Eigenliebe nur mehr geschont, wäre sie offener zu Werke gegangen, und hätte sie ihm nicht alles Verdienst der Mitwirkung dabei benommen, die Rückerinnerung an die im Park vorgefallenen mitternächtlichen Auftritte würde gewiß noch lauter für sie gesprochen haben, als es jetzt auch ohnedies geschah. So mußte er sich nun ihre große Ueberlegenheit nur erröthend eingestehn; denn wenn er auch noch so wenig Selbstständigkeit besaß, so verlangte er doch, daß man ihm viel davon zutrauen sollte.

Der Gouverneur unterbrach ihn in seinen Grübeleien. „Sie sind mir ein schöner Soldat!" — war der Morgengruß, den er ihm in der Stubenthür entgegenrief.

„Sie hier, Herr Graf, und schon so früh? Was für einem Zufalle verdanken wir das sonderbare Glück?"

„Ja wohl Zufall, wenn es nicht Gaukeleien von, ich weiß selbst nicht, wem sind."

„Ich begreife kein Wort."

„Hätten Sie nicht so fest geschlafen, Sie würden durch meine Anwesenheit auf Froheneck nicht so überrascht seyn. Aber da mag man rufen und klopfen, so viel man will, der Herr Graf rühren sich nicht."

„Mich hätte man geweckt?"

„Wen dem sonst? Sie sollten uns zu Hülfe kommen; wir haben diese Nacht eine förmliche Attake gehabt, den Feind bis in seine innersten Verschanzungen verfolgt, ihn belagert, und wären Sie zu erwecken gewesen, ich bin gewiß, er würde uns nicht entwischt seyn, und hätte kapituliren oder sich ergeben müssen."

Der Gouverneur erzählte nun dem Grafen mit seiner gewöhnlichen Weitschweifigkeit alles, was vorgefallen war, und bedauerte nichts mehr, als daß er nicht zu erwecken gewesen sey, um diesem Spaße, wie er ihn nannte, mit beizuwohnen. Aus seiner Rede nahm der Graf ab, daß er himmelweit von der Wahrheit entfernt war, und dieses setzte ihn in den Stand, ihn noch mehr irre zu führen.

„Man hat mich überreden wollen" — fuhr jener fort — „es wären Diebe gewesen, die diesen Spektakel gemacht haben; ja schöne Diebe, die der Marquise das Herz zu stehlen kamen, und

weiter nichts. Ich bin nicht so einfältig, als es sich die Weiber einbilden, und habe in meiner Jugend manches erfahren. Dafür soll sie auch nun beim Frühstück recht ausgelacht werden. Kommen Sie mit hinunter, Sie müssen bei ihrer Rechtfertigung zugegen seyn. Wir sind allein mit ihr; denn die Gräfin Dükastel ist von dem gestrigen Auftritte so sehr angegriffen worden, daß sie sich nun wirklich nicht wohl befindet."

Der Graf durfte sich nicht verrathen; er ging also mit hinunter in den Saal. An der Treppe kam ihnen der Bediente schon mit der Nachricht entgegen, daß die Marquise mit Tagesanbruch abgereiset sey, ohne zu hinterlassen, wohin?

„Nun, hab' ich recht oder unrecht?" — fragte der Gouverneur selbstgefällig. — „Sie hat einer Erklärung ausweichen wollen, weil sie sich schuldig wußte, und ist davon gefahren. Aber lassen Sie das gut seyn, entgehen soll sie uns nicht; sie muß noch in Strasburg seyn, dort suche ich sie auf, sobald ich wieder in die Stadt komme, und es müßte arg hergehen, wenn wir nicht erführen, wer der feine Herr gewesen ist, der bei ihr im Kamin gesteckt hat."

„Ich rathe auf den Ritter" — sagte der Graf.

„Das kann seyn, ob es mir gleich nicht recht in den Kopf will; denn ich sah ihn gestern Abend zurückkommen, und Sie wissen wohl, daß ohne meine Erlaubniß Niemand mehr zur Stadt hinausgelassen wird, wenn die Thore einmal geschlossen sind."

Der Graf wußte nun auch dem Gouverneur die Nothwendigkeit seiner eigenen Anwesenheit in Strasburg von einer Seite darzustellen, wodurch er schneller zu der gewünschten Entdekkung zu gelangen hoffen durfte, und daher in seine Rückkehr willigte. Er ging in seiner Gefälligkeit noch weiter, und nahm es sogar auf sich, ihn deswegen bei der Gräfin Dükastel zu entschuldigen, und sie, in seinem Namen, um Verzeihung zu bitten, daß man sie ganz allein auf Froheneck zurücklasse.

Nichts hätte dem Grafen erwünschter kommen können; er fühlte, daß sein längeres Bleiben von nun an nur zu seinem Nachtheile ausschlagen mußte, und verzweifelte, seinen Zweck bei der Gräfin je zu erreichen. Sein Herz machte ihm nun auch Vorwürfe über die Untreue, die er an Sophien begangen hatte, und er hielt sich daher für verbunden, das ihr angethane Unrecht so schnell als möglich wieder gut zu machen. Seine Seele war noch rein in diesem Augen-

blicke; der Wunsch, die Marquise wieder zu sehen, schien nicht den geringsten Antheil daran zu haben. — Heinrich erhielt Befehl zum Einpacken, und sich im Park einzufinden, wenn Alles fertig wäre.

Der Entschluß, in die Stadt zurück zu kehren, war nicht in dem Augenblicke gefaßt worden, als er ihn dem Gouverneur bekannt machte. Die erhaltenen Briefe hatten ihn schon dazu bestimmt; nur darüber hatte er noch nicht mit sich einig werden können, wie er ihn, ohne Aufsehen zu erregen und die Gräfin Dükastel zu beleidigen, ausführen sollte. So sehr er sich es zu verbergen suchte, so hing er doch noch an ihr, und er würde viel darum gegeben haben, wenn man ihm nicht den glücklichen Wahn benommen hätte, der, einige Tage hindurch, ihn mit Allem, was die Liebe Beseligendes hat, erfüllt hatte. Auch seine Eitelkeit war dadurch beleidigt worden, und um diese zu rächen, wäre er im Stande gewesen, noch manche Thorheiten zu begehen, von welchen ihn eine schnelle Abreise allein zurückhalten konnte.

Er fühlte auch die Nothwendigkeit davon selbst so sehr, daß er auf seinem Spaziergang im Park mehrere Male ganz laut zu sich selbst

sagte: „Ja, ja, es ist besser ich gehe; damit hat Alles ein Ende.“

„Glauben Sie, Herr Graf?“ — fragte eine Stimme, die aus der Grotte der Diana herkam, vor welcher er sich eben befand, und die ihm bekannt zu seyn schien.

„Wer spricht hier?“

„Ein Wesen, das Ihnen stets nahe, obgleich durch Ihre Schuld noch immer fremd ist“ — war die Antwort, und vor ihm stand der Alte, den er vor einiger Zeit in der Pyramide angetroffen hatte.

„So spät erst sehen wir uns wieder? Ich hatte mir geschmeichelt, es würde früher geschehen.“

„Daß es nicht geschah, darüber klagen Sie sich selbst an, wenn es Ihnen leid ist.“

„Leid ist es mir nun eben nicht, sonst würde ich Sie aufgesucht haben. Aber meine Neugierde wünschte ich befriedigt zu sehen, und da wir uns gerade jetzt treffen und vielleicht nie mehr wiederfinden, so ersuche ich Sie, mir einige Fragen zu beantworten.“

„Fragen Sie, Graf Rosenau. Bin ich im Stande Sie zu befriedigen, so rechnen Sie auf meine Bereitwilligkeit, es zu thun.“

„Also ohne Umstände, wer sind Sie? wie heißen Sie?"

„Wer ich bin? Die Beantwortung dieser Frage allein möchte Ihnen heute mehr Zeit rauben, als Sie mir schenken können, und mein Name ist das Allerunbedeutendste an mir, ein leerer Schall, den der Wind wegbläs't, der Sie eben so wenig interessiren kann, als der Punkt, um welchen sie ohne alle Absicht, ohne alle Bedeutung, einen Kreis ziehen."

„Sie weichen mir aus."

„Das thue ich nicht. Gestehen Sie selbst, kennte ich Sie nicht, was würde ich mir denken können, wenn ich nichts weiter von Ihnen wüßte, als daß Sie Rosenau heißen? So wenig Bedeutung an und für sich in diesen drei Silben liegt, so wenig will auch mein kahler Name sagen."

„Also geben Sie ihm Bedeutung."

„Die hat er, und zwar eine große, schwere Bedeutung, die Sie aber noch nicht fassen können, und ich fürchte, vielleicht auch nie zu fassen lernen werden."

„Gehört so viel dazu, daß es mehr als einer flüchtigen Unterredung bedarf?"

„Sie sind bei Laune, Herr Graf, wie ich sehe, so wenig Sie es auch Ursache haben, es

zu seyn. Aber ich will das übersehen. Sagen Sie mir, gedenken Sie in Strasburg zu bleiben?"

„Noch haben Sie mir auf keine meiner Fragen geantwortet, und wollen schon, ich soll Ihnen die Ihrigen beantworten."

„Stellen Sie sie anders, und ich will es thun."

„Nun gut. — Wenn ich also den unbedeutenden Schall, Ihren Namen, nicht hören soll, so werden Sie mir doch hoffentlich bestimmt sagen können, ob Sie aus Strasburg sind, oder hier in der Nähe wohnen? was Sie für ein Gewerbe treiben, und in welcher Absicht Sie sich hier in diesem Park gerade nur vor mir und vor keinem andern blicken lassen?"

„Das nenne ich bestimmt fragen; jetzt sollen Sie Antwort erhalten. Ich wohne nicht in Strasburg, noch in der hiesigen Gegend; aber Baiern ist mein Vaterland. Mein Gewerbe ist mancherlei; am liebsten gebe ich mich mit der Erziehung ab. Sie suchte ich, weil ich glaubte, aus Ihnen etwas machen zu können, und gewiß schon gemacht haben würde, wenn nicht zwei ganz heterogene Wesen mir entgegen gearbeitet hätten, ohne mich jedoch von meinem Ziele zu entfernen."

„Nennen Sie das bestimmt antworten?"

„Ich sollte es meinen."

„Ich nicht; denn nun weiß ich von Ihnen eben so viel, wie vorher, und anstatt meine Neugierde zu befriedigen, haben Sie sie nur noch mehr aufgeregt."

„Das bedaure ich. Deutlicher kann ich mich indeß jetzt nicht erklären; denn Ihre Augen sind noch viel zu blöde, um das helle Licht, das ich Ihnen vorhalten könnte, zu ertragen. Indessen rathe ich Ihnen, sie zu stärken, durch Umsichblicken und genaues Merken auf sich selbst und das Treiben der Menschen. Große Dinge liegen in dem Schooße der Zukunft verborgen, die Vergangenheit hat sie empfangen; sobald ihre Formen ausgebildet sind, stellt sie der Meister dar zur Bewunderung der Menschheit, zum Heil und Segen allen zukünftigen Geschlechtern, ein Monument, wie kein Jahrhundert, kein Volk es noch besessen hat, worauf Greise stolz sind und Jünglinge mit hohem Vollgefühle sich stützen; ein Monument des Verstandes, der Zeit, der Kraft und der größten Anstrengungen, zu welchem einen einzigen Stein beigetragen zu haben schon Verdienst ist, seinen Bau aber bewirkt zu haben, in die Hallen der Unsterblichkeit führt. — Fühlen Sie, was das sagen will, Graf? O möchten Sie es doch tief

empfin-

empfinden und mehr darüber nachdenken, als Sie es über das gethan haben, was ich Ihnen vor einiger Zeit sagte."

„Wie kann ich mich mit Dingen beschäftigen, die, gleich luftigen Traumgebilden, mir alle Augenblicke entwischen?"

„Das Streben nach dem Höhern, dem Vollkommenern, wäre ein Traumgebild?"

„Das will ich nicht behaupten; aber wie es mit Ihrem Monumente zusammenhängt, sehe ich nicht ein."

„Bilden nicht vollkommen schöne Theile das höchste Ideal des erhabenen Schönen?"

„Wo finde ich diese in der Natur?"

„Die Stoffe dazu liegen in ihr; man suche sie nur herauszufinden, gehörig zu bearbeiten, und wenn es geschehen ist, geschickt an einander zu fügen, und das Ganze wird dem Meister, so wie sich selbst, nichts mehr zu wünschen übrig lassen, als jenen Abglanz der Gottheit, den der Eingeweihte nur allein verträgt. — Doch ich halte Sie länger auf, als ich es willens war. Sehen Sie, Herr Graf; man wartet schon auf Sie, der Gouverneur möchte ungeduldig werden."

„Lassen Sie ihn ungeduldig werden; mir liegt weniger daran, als Sie genauer kennen zu lernen."

„Dies möchte nun wohl heute nicht geschehen; aber in Paris hören Sie mehr von mir."

„Wer sagt Ihnen, daß ich nach Paris gehe?"

„Ich sage es."

„Darf ich Sie fragen, woraus Sie dies schließen?"

„Fragen Sie mich nicht darüber; aber seyn Sie gewiß, daß es geschieht, so wenig auch Anschein dazu da seyn mag. In Paris erwartet Sie das Ziel; übrigens seyn Sie ruhig, was Ihnen auch noch begegnet."

„Sollte mir etwas bevorstehen?"

„Die Folgen Ihrer Unvorsichtigkeit."

„Ist es noch Zeit, ihnen auszuweichen?"

„Der Ball ist geworfen, er muß fortrollen. — Ueber Sophien seyn Sie ruhig. Vor Täuschung nehmen Sie sich in Acht; nicht ein Jeder ist Ihr Freund, der sich so nennt. — Schonen Sie des schwachen Weibes und gebieten Sie Ihrer Eitelkeit. — Nun leben Sie wohl; — nochmals, in Paris hören Sie mehr von mir."

Der Alte entfernte sich; lange sah ihm der Graf nach. Schon stand er im Begriffe ihn zu verfolgen, als das Windspiel der Gräfin an ihm hinansprang. Es hatte ein zerrissenes Blatt Papier zwischen den Zähnen; er entwand es ihm

mit vieler Mühe, und erkannte darauf die Schriftzüge seiner Gebieterin. Das Ganze war ihm jedoch unmöglich wieder herzustellen. Aus einzelnen abgerissenen Zeilen vermuthete er, daß der Brief an ihn selbst gerichtet gewesen war; die Rede schien von Untreue, von Falschheit und Versöhnung zu seyn; von Liebe stand kein Wort darin, aber die Nothwendigkeit einer baldigen wechselseitigen Erklärung war an verschiedenen Stellen berührt.

Er achtete nicht mehr darauf, als es die Art, wie er dazu gekommen war, verdiente, und entfernte sich schnell aus einer Gegend, in welcher er so mancherlei und so wunderbare Auftritte gehabt hatte. Der Gouverneur war im Begriffe, ohne ihn abzureisen; man hatte ihn allenthalben gesucht und nirgends gefunden.. Unterweges erzählte er ihm, daß die Gräfin, sobald es ihre Gesundheit zuließe, ebenfalls in die Stadt kommen würde; die schnelle Abreise der Marquise habe sie sehr erschüttert, und sie hätte ihn ersucht, Alles anzuwenden, um ihren Aufenthalt zu entdecken und sie wieder in ihr Haus zurück zu bringen.

Im Grunde aber war sie allen Martern der schrecklichsten Eifersucht hingegeben, und hielt für Plan von Seiten der Marquise und des Gra-

fen, was Ungefähr oder bloße Nothwendigkeit war. Sie glaubte zwischen Beiden ein geheimes Einverständniß zu bemerken, und Liebe und Eitelkeit verbanden sich gegen ihren Stolz und ihre unerschütterliche Tugend, um, wenn ein solches statt fand, es wieder zu zerstören.

Der Graf verlebte mehrere Tage in Strasburg sehr ruhig. Von dem Aufenthalte der Marquise hatte man nicht das Geringste erfahren können; der Ritter war der Meinung: sie sey nach Paris zurückgegangen, und diese war von allen die wahrscheinlichste. Ihm war es nicht gelegen, daß es so gekommen war, er hätte sie noch empfindlicher zu demüthigen gewünscht. Indessen benutzte er das Vorgefallene, um sie seine Rache auch sogar in Paris fühlen zu lassen; allen seinen Freunden wurde ihre Flucht von Froheneck gemeldet, und, wie man sich leicht denken kann, mit Umständen, die sie in einem sehr nachtheiligen Lichte darstellten.

Sophien hatte der Graf durch seine Rückkehr nach Strasburg zu beruhigen gesucht, und sein fester Vorsatz war nun auch wirklich, ihr nie mehr Veranlassung zu Kummer zu geben. Des Unbekannten Worte beschäftigten ihn vorzüglich; er dachte oft und viel darüber nach, und glaubte seinem Verlangen zu entsprechen, wenn

er sich die Ausbildung seines Kopfes und Herzens immer mehr angelegen seyn ließe. Aber wie er nach Paris kommen würde, sah er nicht ein; zumal da es ihm seine Mutter unlängst zur ausdrücklichen Bedingung gemacht hatte, sie den nächsten Winter in Strasburg zu erwarten. Der Ritter war sein beständiger Begleiter; sie schwärmten in allen Gesellschaften umher, machten den Weibern den Hof, ohne sich in irgend eine ernsthafte Intrigue einzulassen, und lachten oft von ganzem Herzen über die Netze, die ihnen von allen Seiten gestellt wurden. Nichts ist dem schönen Geschlechte empfindlicher, als wenn man es zu vernachlässigen oder gar zu verachten scheint; eine Geliebte vergiebt offenbare Untreue, jedes Weib setzt sich über Mißhandlungen hinweg: Spott aber und Gleichgültigkeit erträgt keine. Wer indessen Selbstbeherrschung genug besitzt, um ihnen entgegen zu gehen, kann sicher darauf rechnen, daß sie die ersten Schritte thun werden; dadurch gelangt man oft weit schneller und sicherer zum Ziele, als wenn man nach gethaner Aufforderung jeden Punkt der Uebergabe mit ihnen weitläuftig erörtern muß.

Die Gräfin Dükastel war schon mehrere Tage in Strasburg und unser Held hatte sie noch nicht gesehen. Es war nicht Gleichgültigkeit, die

ihn zu diesem sonderbaren Betragen vermochte; es war Schonung für ihren Ruf, der durch die Begebenheiten in Froheneck gelitten hatte, Delikatesse und die Ueberzeugung, daß jeder Augenblick, den er dem Streben nach ihrem Besitze weihte, verloren sey. Er sah sie an einem dritten Orte zuerst wieder. Sie erblaßte, als er in den Saal trat, und war nicht im Stande, ihm zu antworten, als er ihr zu ihrer Wiederherstellung Glück wünschte. Der Graf nahm ihr Betragen für Kälte oder Verachtung, aber dem Ritter entging der wahre Grund davon nicht, und er beschloß, seinen Freund mit ihr wieder in nähere Verbindung zu bringen. — Jede Aufmerksamkeit, die er der Gräfin bezeigte, mußte, dies wußte er, der Marquise ein Dolchstich ins Herz seyn.

Ohne sich etwas von seinem Plane merken zu lassen, verstand er es, die Sachen so zu veranstalten, daß der Graf, beinahe den ganzen Abend hindurch, der beständige Begleiter einer Frau ward, die hinlängliche Reize besaß, um jeder Nebenbuhlerin den Verlust des Geliebten fürchten zu lassen. Sein Mittel wirkte schneller, als er es erwartet hatte; die Gräfin verließ sehr bald die Gesellschaft, und trug dem Ritter auf, seinem Freunde Glück zu seiner neuen

Eroberung zu wünschen. — Von einer klugen Frau war dies entweder sehr unvorsichtig gehandelt, oder es verrieth einen Grad der Leidenschaft, der keine Grenzen mehr kennt.

Den folgenden Tag fuhr der Graf bei ihr vor und ward nicht angenommen; Nachmittag aber erhielt er eine Einladung. Die Gesellschaft war sehr zahlreich, es wurde gespielt und Musik gemacht. Die Scenen der Vergangenheit stellten sich seinem Gedächtniß dabei so lebhaft dar, daß er von seinem Vorsatze abwich und Gefühle gegen die Gräfin äußerte, die sie wieder seine völlige Rückkehr hoffen ließen. Aber kaum war die Musik vorbei, als er auch sein kaltes Bewußtseyn wieder erhielt, und durch die feinste Galanterie bei ihr gut zu machen suchte, was er verdorben zu haben glaubte. Dies machte die Gräfin völlig irre an ihm, und sie beschloß, seine wahren Gesinnungen durch irgend einen auffallenden Schritt zu erforschen und sich von einer Unruhe zu befreien, der sie auf die Länge zu unterliegen befürchten mußte.

Ein bischen Koketterie sollte das Mittel dazu werden. Es war bekannt in Strasburg, daß der Baron F. schon längst für sie brannte, ohne je von ihr erhört worden zu seyn. Diesen suchte sie den nämlichen Abend noch auf, zog ihn

hervor, und wußte es so einzurichten, daß er, und Alle, die es sahen, ihre Niederlage für gewiß hielten. Nur der Graf wurde es nicht gewahr, und schien nicht eher darauf zu achten, als bis man ihn darauf aufmerksam machte.

Alles konnte er ertragen, nur nicht Gleichgültigkeit; es schmeichelte seiner Eitelkeit, wenn eine Frau seinen Verlust tief fühlte, und es nicht verbarg, und seinen Triumph berechnete er weniger nach den Anstrengungen, die er ihm gekostet hatte, als nach dem Schmerze, den seine Untreue verursachte. Er wurde also kaum diese scheinbare Zurücksetzung der Gräfin gewahr, als er es sich vornahm, sie dafür zu bestrafen, und ohne Rücksicht auf Sophien und ihren Ruf eine Intrigue wieder anzuknüpfen, die er schon ganz aufgegeben hatte.

Die Bekanntschaft, welche ihm der Ritter verschafft hatte, kam ihm dabei trefflich zu statten; er drängte sich an sie auf eine so auffallende Weise, daß jede Andere, als die Gräfin, seine Absicht dabei würde errathen haben. Aber ihr trugloses Herz war viel zu weit entfernt davon, es hatte ihr schon Anstrengung genug gekostet, sich gegen den Baron F. zu verstellen, und als sie gewahr wurde, daß ihr Betragen gerade die entgegen gesetzte Wirkung hervorbrachte,

beschloß sie, eine Rolle aufzugeben, für die sie nicht Geschicklichkeit genug besaß, um sie bis zur höchsten Täuschung zu spielen. Sie überließ sich nun ganz ihrem Schmerze, und beweinte im Geheim einen Geliebten, der ihren Werth verkannte, und von seiner Sinnlichkeit hingerissen, ein Opfer verlangte, dessen Gewährung sie als den zweideutigsten Beweis wahrer Liebe ansah, und ihm zu verweigern fest entschlossen war.

In dieser Stimmung traf sie eines Tages der Graf, der nun von Zeit zu Zeit bei ihr vorzufahren pflegte. Sie war allein, schien geschrieben zu haben, und vor ihr lag ein Blatt, auf welchem er eine Zeile fand, die mit den Worten des Blattes, welches er dem Windspiel im Park zu Froheneck abgenommen hatte, auf das genaueste übereinstimmte. Er schloß ganz richtig daraus, daß er sie noch immer weit mehr interessirte, als sie es sich merken ließe, und war begierig zu sehen, was ihre Unterredung, die erste, welche seit Froheneck zwischen ihnen ohne Zeugen statt fand, für eine Wendung nehmen würde. Da er gefaßt auf Alles war, so ward es ihm leicht, jene Unbefangenheit zu beobachten, die sich nichts bewußt ist, oder die dem Weltmann durch lange Uebung endlich so sehr zur Gewohn-

heit wird, daß sie ihn auch dann nicht verläßt, wenn er sich in der kritischsten Lage befindet.

Das Gespräch war anfänglich unbedeutend; von seiner Seite der richtigste Abdruck der Gleichgültigkeit, von der ihrigen durch oft zurückgehaltene Seufzer und Abwesenheiten unterbrochen. Ein heftiger Kampf ging in ihr vor, dies sah der Graf an Allem was sie that; ihre Bewegungen waren krampfartig, bald versagte ihr die Zunge den Dienst, bald verrieth ihr Auge etwas ganz Anderes, als ihre Worte anzudeuten schienen. Für einen Dritten würde ihre Unterredung äußerst interessant gewesen seyn; hier ein junger Mann voll aufbrausender Eitelkeit, im Gefühle seiner Uebermacht, nicht kalt, nicht gefühllos, aber nicht nachgebend und im höchsten Grade kokett; dort ein schönes Weib, mit allen Reizen der Jugend und Gesundheit ausgestattet, die das Gefühl der heftigsten Leidenschaft noch anziehender macht; stolz ohne Hochmuth, ihres Werthes sich bewußt, und von der Eifersucht aufs schmerzlichste gefoltert, wünscht sie Gewißheit über ihr Schicksal zu erhalten, ohne mehr von ihren Gefühlen verrathen zu wollen, als es ihre Würde zuläßt, und ohne Liebe zu äußern, wenn sie keine Erwiederung hoffen darf. — Wer je in einem gleichen oder ähnlichen Falle sich be-

funden hat, wird das Peinliche ihrer Lage besser fühlen, als es sich beschreiben läßt; man muß schon eine Andere lieben, oder so gefallsüchtig seyn', als der Graf es war, um dabei jedes Wort, jede Bewegung kalt vorher berechnen zu können.

Der Graf nannte, wie von ungefähr, den Namen der Marquise, und dies gab der Gräfin Dükastel ihre völlige Besinnung wieder. — „Gut, daß Sie mich daran erinnern" — hub sie an — „schon längst habe ich gewünscht, mich mit Ihnen über sie zu erklären. Es waltet ein Mißverständniß zwischen uns ob, das ich zu meiner Rechtfertigung, zur Entschuldigung meiner Freundin, und, wie ich hoffe, auch zu Ihrer Beruhigung, gehoben sehen möchte."

Sie schien hier die Antwort des Grafen abzuwarten. Er schwieg, und sie fuhr fort:

„Wahrscheinlich erinnern Sie sich noch der Scene in meinem Schlafzimmer, an die ich nicht anders als mit Erröthen denken kann. Bis jetzt ist mir Alles, was dabei vorgefallen ist, das dunkelste Räthsel. Sie allein sind im Stande, es mir zu lösen, da die Marquise sich entfernt hat und alle meine Briefe unbeantwortet läßt; und wenn es dessen bedarf, so wage ich sogar, Sie darum zu ersuchen: dies sind Sie sich selbst und meiner Ehre schuldig."

Der Graf stand im Begriffe ihren Wunsch zu erfüllen, als die Kammerjungfer eintrat und den Gouverneur meldete. Die Gräfin wollte ihn nicht annehmen, allein er wartete ihre Antwort nicht ab, und nahm mit einer sehr wichtigen Miene bei ihnen Platz.

„Ich müßte mich sehr irren" — redete sie ihn an — „oder Sie haben mir etwas Interessantes mitzutheilen."

„Das habe ich" — war seine Antwort — „wenn Sie mich geduldig anhören wollen."

„Nur, um Gotteswillen! keine lange Vorrede; Sie wissen, ich kann sie nicht ausstehen, und Sie haben meine Neugierde gereizt."

„So muß ich mich denn freilich ganz kurz fassen. — Hören Sie also, und bewundern Sie meine Verschlagenheit. — Ich habe die Marquise entdeckt."

„Große Dinge; als wenn es so schwer hielte, zu erfahren, ob Jemand in Paris ist oder nicht."

„Meinen Sie? — Nun, wenn Sie wollen, so mag es seyn; ich behalte jetzt den Rest meiner Nachricht für mich, und an dem Spaße, den sie mir hoffentlich noch bringen wird, sollen Sie nicht Theil nehmen."

„Sie sind unausstehlich mit ihren Weitläuf-

rigkeiten. Geschwind sagen Sie uns, was Sie von ihr erfahren haben."

„Wenn Sie nur nicht so ungeduldig wären. Hätten Sie mich nicht gestört, ich würde Ihnen schon Alles haarklein erzählt haben."

„Es soll nicht wieder geschehen."

„Unter dieser Bedingung fahre ich fort. Die Marquise habe ich entdeckt, ja, das heißt, ihren Kammerdiener."

„Nun, da haben wir's. Dachte ich es doch gleich, daß das Ganze auf eine Kleinigkeit hinauslaufen würde, mit denen Sie sich immer so gern wichtig machen."

„Erlauben Sie, Frau Gräfin" — unterbrach sie hier der Graf Eugen — „diese Entdekkung kann von Folgen seyn; ein kluger General, wenn er seinen Feind überraschen will, läßt auch den unbedeutendsten Umstand nicht außer Acht."

„Gut gesprochen" — rief der Gouverneur — „sie verstehn das Handwerk, wie ich sehe, besser wie meine Frau." —

„Ich mache auch keine Ansprüche darauf," fiel sie ihm ins Wort. — „Aber nur weiter im Texte."

„Geduld! — Also den Kammerdiener habe ich ausgespürt, und wo der ist, das wissen

Sie wohl, da ist die Marquise nicht weit entfernt."

„Das läßt sich hören."

„Folglich sage ich Ihnen, daß sie noch hier in Strasburg oder in der Nähe ist, denn ihr Kammerdiener ist gestern von der Polizei in der Stadt bemerkt worden."

Die Gräfin wurde nachdenkend über diese Nachricht, und dem Grafen fiel der letzte Theil ihres zurückgelassenen Briefes ein. Er zweifelte nicht, daß sie noch Absichten auf ihn habe, so wenig sie sich bis jetzt davon hatte merken lassen. Die Gräfin sah sich schon in ihren schönsten Hoffnungen getäuscht, sie fürchtete eine gefährliche Nebenbuhlerin, und war unentschlossen, wozu sie sich nun bestimmte sollte.

„Nun, hat's gewirkt? Wie sie Beide auf einmal nachdenkend geworden sind! — Aber das ist noch nicht alles."

„Was haben Sie noch mehr erfahren, Herr Gouverneur?" — unterbrach ihn der Graf. — „Ich bitte, theilen Sie es uns mit; selbst die geringste Kleinigkeit kann, unter diesen Umständen, von Wichtigkeit werden."

„Das sollte ich auch meinen," — war seine selbstgefällige Antwort. — „Es gehn noch andere Dinge hier vor, über die man bis jetzt aber

keine rechte Auskunft hat erhalten können. Sie Herr Graf, scheinen gewissen Leuten, von denen man nicht mehr weiß, als daß sie sehr zweideutig sind, nicht gleichgültig zu seyn, und der Kammerdiener der Marquise steht mit diesen in Verbindung. Ich rathe Ihnen also, seyn Sie vorsichtig; man kann nicht wissen, was sie beabsichtigt."

„Um Gotteswillen, Sie werden doch nicht" — fuhr hier die Gräfin heftig auf, und bedeckte das Gesicht mit ihrem Tuche.

„Nein, fürchten Sie nichts, schöne Frau," — sprach der Graf, und küßte gerührt ihre Hand — „ich stehe meinen Mann so gut wie einer; und nehme es mit jedem auf."

Die Kammerjungfer trat herein und übergab dem Grafen ein Billet, das große Eile haben sollte. Er las es und beurlaubte sich, ohne ein Wort über die Ursache seiner schnellen Entfernung zu sagen. Die Gräfin war außerordentlich betroffen darüber, sie hatte in seinem Gesichte Ueberraschung gelesen; ein Versuch auf sein Herz oder auf seine Person konnte sie nur allein bewirkt haben, und beide mußten sie, in ihrer gegenwärtigen Stimmung, höchst unruhig machen.

Das Billet foderte den Grafen nach Hause; es schienen Sophiens Züge zu seyn, mit Recht

erwartete er, sie habe ihre Drohung erfüllt und sey ihm nach Strasburg nachgereiset. Hieraus kann man sich die Bestürzung erklären, welche die Frau von Dükastel an ihm bemerkte, als er das Billet gelesen hatte; der Inhalt desselben erlaubte ihm nicht, sie mit der Ursache seiner schnellen Entfernung bekannt zu machen, denn seine Verbindung mit Sophien sollte ihr nie von ihm verrathen werden, und noch weniger jetzt, da er wieder neue Hoffnung, sie endlich doch zu besitzen, geschöpft hatte.

Man denke sich aber sein Erstaunen und seinen Unwillen, als er nach Hause kam, und nicht einmal jemand von seinen Leuten antraf. Heinrich war ausgegangen, der Stallknecht war bei den Pferden, und der Jockei hatte ihn zur Gräfin Dükastel begleitet. Der Schweizer gab ihm die feste Versicherung, daß während seiner Abwesenheit, weder jemand bei ihm gewesen sey, noch nach ihm gefragt habe. Es litt keinen Zweifel, daß man ihn zum besten gehabt, und wahrscheinlich eine Unterredung hatte unterbrechen wollen, die ihm über manche Dinge Aufschluß gegeben, oder ihn einen Zweck hätte erreichen lassen, von welchem alles sich vereinigt zu haben schien, ihn abzuhalten. Aber es schienen doch Sophiens Schriftzüge zu seyn, dies konnte er auch dann

nicht

nicht leugnen, als er sie mit ihren Briefen verglichen hatte. Sie mußte also wohl in der Stadt seyn, und der Gedanke, daß auch sie ihn im Geheim beobachten könnte, erhielt einen so hohen Grad von Gewißheit, daß er sich fest vornahm, ihr näher auf die Spur zu kommen. Die Kammerjungfer, die ihm das Billet übergeben hatte, glaubte er, müßte wissen, von wem sie es erhalten habe, und dies könnte vielleicht auf Entdeckungen führen, die das größte Interesse für ihn hatten.

Er beschloß, sie durch seinen Heinrich, der sich gut mit ihr zu stehen schien, auskundschaften zu lassen, als sie zu ihm ins Zimmer trat, und ein Billet von ihrer Frau brachte, in welchem sie ihm schrieb, daß sie sobald als möglich die heute abgebrochene Unterredung fortzusetzen wünschte. Da sie aber befürchtete, in ihrem Hause nochmals darin gestört zu werden, so würde sie es gern sehen, wenn er nach Sonnenuntergang sich auf der Promenade einfinden wollte. Dort würde man ihm ein Zeichen mit einem weißen Tuche geben; diesem sollte er folgen, und ohne ein Wort zu sprechen, sie geduldig in dem Hause erwarten, in welches man ihn führen würde.

Beides, die Kammerjungfer und das Billet, kamen dem Grafen so erwünscht, daß er sich

nicht enthalten konnte, die Ueberbringerin desselben, eine schöne schlanke Gestalt, zu umarmen. —

„Lassen Sie, Herr Graf, Sie vergessen sich!" — und erröthend entzog sich die Zofe seiner Umarmung. Aber jemehr sie sich sträubte, je reizender erschien sie ihm; er konnte nicht begreifen, wie er sie so lange habe übersehen können, und ehe sie es sich versah, hatte er sie schon zehnmal geküßt.

„Soll ich diese Antwort meiner Gebieterin bringen?" — fragte sie schalkhaft, als er sie endlich los ließ.

Dies brachte den Grafen zu sich selbst, setzte ihn aber auch so in Verlegenheit, daß er nicht wußte, was er darauf antworten sollte. Mechanisch zog er seinen Geldbeutel hervor und drückte ihr zwei Karolinen in die Hand; damit glaubte er alles wieder gut gemacht zu haben.

Lisette schlug sie nicht aus, aber befriedigt war sie damit nicht, sie drang von neuem auf Antwort.

„Verlangt man eine schriftliche Antwort?" — fragte sie endlich der Graf. —

„Steht es nicht im Billet?"

„Kein Wort; allein wenn das schöne Kind nicht Eile hat, so will ich sie geschwind aufsetzen."

„Dies möchte mich zu lange aufhalten und bei meiner Gräfin Verdacht erregen.“

„Sie hätte allerdings Ursache dazu.“

„Spotten Sie nur“ — und dabei schlug sie ihr schönes schwarzes Auge mit einer gewissen Empfindlichkeit nieder, die ihr der Graf wieder nicht anders, als durch einen Kuß benehmen zu können glaubte.

Aber dadurch machte er nur Uebel ärger, und sie schien, ohne eine Antwort abzuwarten, sich mit Gewalt entfernen zu wollen. An der Thür ließ sie sich indeß wieder unter der Bedingung zurückhalten, daß er sie nicht mehr anrühren wollte. Auf seine Fragen erzählte sie ihm ganz naiv und mit einer Anmuth ohne Gleichen, daß sie aus Paris und von der Marquise Julie, für die Gräfin, in Dienst genommen worden sey; daß es ihr aber in der Provinz gar nicht gefalle, und daß sie wünsche, sobald als möglich wieder nach dem allerliebsten Paris zurückzukehren. Der Graf bot sich an, sie dahin zu begleiten. Sie nahm es für das, was es eigentlich war, und versicherte, daß sie noch nie mit einem ledigen Herrn sich so weit eingelassen habe. Ein Blick in den Spiegel ließ sie nun ihre in Unordnung gebrachte Toilette bemerken; ganz unbefangen stellte sie sich vor demselben und verbesserte

sie, indem sie ihm über seine Zudringlichkeit die ernsthaftesten Vorwürfe machte. Als dies geschehen war, sagte sie mit einer tiefen Verbeugung: „Keine Antwort ist auch eine Antwort, und diese bringe ich der Gräfin." — Ehe sich der Graf besinnen konnte, war sie zum Zimmer hinaus und die Treppe hinunter.

Er hörte nicht auf, sich Vorwürfe darüber zu machen, daß er dieses holde Geschöpf jetzt erst bemerkt habe, und nahm sich fest vor, bei ihr wieder anszugleichen, was er durch seine Unachtsamkeit bis jetzt versehen hatte. Aber das erhaltene Billet fiel ihm nun auf; er fand so etwas romantisch-Ungewöhnliches darin, daß er beinah Verdacht geschöpft hätte, und gewiß unter andern Umständen, sich schwerlich davon würde haben losmachen können. Auch fiel ihm nun ein, worüber er Lisetten hatte auskundschaften wollen; es ärgerte ihn, daß er durch ihre Reize verführt, was ihm am wichtigsten war, vergessen hatte, und wenn es möglich gewesen wäre, so würde er das schöne Kind, das schuld an aller seiner Unachtsamkeit war, wie seinen ärgsten Feind verwünscht haben. Er beschloß, dem Ritter das Vorgefallene mitzutheilen und seine Meinung zu vernehmen, ob er sich zu dem bestimmten Rendezvous einfinden sollte. — Nach reiflicher Ueberlegung

kam man überein, daß er sich zur festgesetzten Zeit einstellen, und wenn sonst keine verdächtigen Umstände dabei obwalteten, seinem Führer folgen sollte. Der Ritter vermuthete, daß die Marquise mit im Spiele sey; die Anwesenheit ihres Kammerdieners und die Art und Weise, wie man den Grafen am Morgen von der Gräfin Dükastel zu entfernen gesucht hatte, ließen es ihn vermuthen. Er versprach in der Nähe zu seyn, wenn etwa der Graf seine Hülfe nöthig haben sollte.

Mit einem Paar Sackpistolen versehn, stellte dieser sich zur bestimmten Zeit auf der Promenade ein. Die Sonne war eben untergegangen und die Anzahl der Lustwandler ungewöhnlich groß, ein Umstand der ihm nicht sonderlich behagte. Indessen was wollte er machen? er mußte das Abentheuer, das ihm bevorstand, abwarten, und auf jeden Fall durfte er auf den Ritter rechnen, der ihm unmerklich das verabredete Zeichen von seiner Anwesenheit gegeben hatte. In Gedanken vertieft ging er einigemal auf und ab, ohne gewahr zu werden, daß ihm jemand auf dem Fuße nachfolgte, und wie es schien, eine Unterredung mit ihm anzuknüpfen bemüht war. Als er dies bemerkte, wich er ihm aus und versuchte es, sich unter der Menge vor ihm zu verbergen. Aber kaum glaubte er ihm aus dem

Gesichte gekommen zu seyn, als er ihn wieder, von einer andern Seite, grade auf sich zukommen sah. Dieser Mensch konnte seine Zusammenkunft verrathen, wenn er sie nicht ganz hinderte. Um ihn los zu werden oder von ihm zu erfahren, was er wollte, setzte er sich auf eine bevorstehende Bank, nachdem er dem Ritter zuvor das Zeichen gegeben hatte, sich in seiner Nähe aufzuhalten.

Der Unbekannte wurde dieses kaum gewahr, als er sich zu ihm setzte. Jetzt konnte sich der Graf nicht mehr halten; er redete ihn an, und verlangte ohne alle Umstände und mit einem festen Tone, zu wissen, aus was für Absichten er ihn, den ganzen Abend hindurch, nicht einen Augenblick aus dem Gesichte gelassen habe.

„Weil ich Sie retten will" — war seine kurze und trockene Antwort.

„Woher wissen Sie denn, allzudienstfertiger Herr, daß ich in Gefahr bin?"

„Die Pistolen, die Sie in der Tasche tragen, sagen mir es."

Dies überraschte den Grafen; aber er faßte sich sogleich wieder und fuhr fort: — „Wissen Sie denn, ob ich sie nicht gegen Sie selbst bei mir führe?"

„Von mir haben Sie nichts zu befürchten."

„Das merke ich, denn man braucht Sie nur anzusehn, um sich davon zu überzeugen."

„Der Schein trügt oft; diese Erfahrung, sollte ich meinen, hätten Sie schon häufig genug gemacht, um nicht mehr so ängstlich an der Außenseite zu kleben."

„Was gehn meine Erfahrungen Sie an?"

„Mehr als Sie glauben," — war seine Antwort."

Es erfolgte eine Pause; — der Ritter gab ein Zeichen, dies riß den Grafen aus dem Nachdenken, in welches er unwillkührlich versunken war. — „Ich verfolge meinen Weg" — sagte er zu dem Unbekannten, indem er aufstand — „und Ihre Neugierde soll Ihnen theuer zu stehen kommen, wenn Sie es wagen, mir noch ferner nachzugehn."

„Ich fürchte mich vor Ihnen nicht, und noch weniger vor denen, deren gegebene Zeichen Ihnen Muth zu machen scheinen?"

„Sie bleiben zurück."

„Ich werde thun was mir beliebt." — Hier ward das Signal mit dem weißen Tuche gegeben. — „Sehn Sie Graf, ein zweites Zeichen, das längst erwartete, das, warum Sie hier sind, fodert Sie ab; aber Sie folgen ihm nicht, oder Ihr Unglück ist gewiß."

„Unbegreiflicher Mensch, wer sind Sie?" — rief hier der Graf erstaunt aus und riß ihn mit sich nieder auf die Bank.

„Welche kühne Frage! Sie wollen Andere ergründen und kennen sich selbst nicht."

„Wie soll ich es anfangen, um diesen Zweck zu erreichen?"

„Sie wissen es." — Der Unbekannte stand auf. — „Jetzt verlasse ich Sie Graf" — fuhr er fort — „denn für diesmal sind Sie gerettet, und Sophie kann ruhig seyn."

Der Graf wollte ihn festhalten, aber er hatte kaum die letzten Worte ausgesprochen, als er sich unter der Menge verlor; weder er, noch der Ritter, noch das Signal mit dem weißen Tuche ließen sich mehr blicken. In der größten Unruhe mußte der Graf nach Hause gehen. Alles was vorgefallen war, ja er selbst, war sich ein Räthsel; dunkle Gefühle umschwebten ihn, in weiter Entfernung erblickte er ein schwaches Licht; wenn er nicht hineilte es anzufachen, drohte es zu erlöschen. Seine Seele glich den tobenden Fluten der vom Sturmwind aufgeregten See.

Am andern Morgen war er kaum aufgestanden, als der Ritter bei ihm vorfuhr, um ihm, — wie er sagte — zu seinem gehabten Abentheuer Glück zu wünschen.

„Den Teufel auch hast du Ursache mir Glück zu wünschen" — erwiederte der Graf mit sichtbarem Unmuth.

„Wie so? Ich habe doch nicht das geringste vernommen, was mir verdächtig geschienen hätte."

„Geprellt haben sie mich wieder darum, wie es schon mehrmals geschehen ist."

„Ich glaube du träumst."

„Die ganze Nacht habe ich kein Auge zugethan."

„Gingst du denn nicht gestern mit der Gestalt, die das Signal mit dem weißen Tuche gab?"

„Ich konnte nicht."

„Und was hielt dich davon ab?"

„Ein Teufel oder weiß Gott wer; der nemliche Kerl, mit welchem du mich auf der Bank hast sitzen sehen."

„Ich erinnere mich nicht, dich sitzen gesehen zu haben."

„Wie ist das möglich? als ich auf der Bank saß, gabst du mir das verabredete Zeichen zum zweitenmal."

„Nicht daran gedacht habe ich. Einmal that ich es, als du eben auf der Promenade angekommen warest; kurz darauf sah ich, daß man

das Signal mit dem Tuche gab, du folgtest der Gestalt, die sich dir dadurch zu erkennen gegeben hatte, ich schlich euch nach, und ihr gingt in ein Haus, dessen ich mich noch sehr gut erinnern würde. Um dich nicht zu stören und doch bei der Hand zu seyn, wenn etwas vorfallen sollte, blieb ich in der Nähe stehen. Aber alles war still, und da ich keine Gefahr sah und die Zeit mir endlich lang wurde, verließ ich meinen Posten."

„Nun, so möchte ich!" — rief hier der Graf außer sich vor Wuth, und sprang in der Stube, wie ein Wahnsinniger, umher.

„Aber, um Gotteswillen! was widerfährt dir? Bist du von Sinnen, oder welcher Teufel regiert dich?"

„Der furchtbarste von allen, sag' ich dir. Ich bin geprellt. Wie einen Schuljungen haben sie mir mitgespielt; ich war es nicht, der der Figur und dem Signale folgte."

„Aber wie ist das möglich? Es war doch nicht so dunkel, daß ich mich in deiner Person hätte irren können."

„Genug, ich war es nicht; Jemand, den ich nicht kenne, der aber der Teufel selbst seyn muß, wenn nicht Alle, die mich und die Gräfin umgeben, Verräther sind, spiegelte mir Gefahr dabei vor; ich verlangte eine bestimmtere Erklä-

rung von ihm, er wich ihr aus, das Signal wurde gegeben, und er selbst machte mich aufmerksam darauf, ohne mich ihm folgen zu lassen. Mit unsichtbaren Stricken hielt er mich gefesselt, und als ich mich frei fühlte, fand ich weder dich, noch die Gestalt, die mir das Signal gegeben hatte."

„Und der Unbekannte?"

„Hatte sich unter der Menge verloren; es war mir unmöglich, ihn wieder zu Gesicht zu bekommen."

„Aber nun möchte ich wohl wissen, wer es war, der dem Signal folgte, und was die Gräfin gesagt haben mag, als sie den Irrthum bemerkt hat."

„Dies, Freund, müssen wir durchaus zu entdecken suchen, denn ich glaube schwerlich, daß die Gräfin diese Verwechselung bemerkt hat; tiefes Stillschweigen war die Bedingung unsrer Zusammenkunft, und so —"

„Ich verstehe dich; dein Nebenbuhler kann glücklich gewesen seyn."

„Ich muß es leider befürchten, und möchte vor Eifersucht wahnsinnig werden."

„Eben fällt mir Etwas ein. Ich glaube das Haus noch zu erkennen, in welches du gestern geführt werden solltest. Laß es uns aufsu-

chen, vielleicht leitet uns dies auf wichtige Entdeckungen."

Der Graf war des Ritters Meinung; sie eilten ohne Verzug auf die Promenade. Von dort verfolgten sie den Weg, welchen die unbekannte Gestalt den Abend vorher war geführt worden. Der Ritter bezeichnete ein Haus als dasjenige, in welches sie gegangen sey; aber als sie es näher untersuchten, erfuhren sie, daß kein einziges Zimmer in demselben sey, wo die Gräfin ihren Geliebten mit Anstand hätte erwarten können. Schon glaubten sie sich geirrt zu haben, als sie gewahr wurden, daß in dem Hause ein Durchgang war, der auf eine andere Straße führte. Es war also mehr als wahrscheinlich, daß dort das Rendezvous gewesen sey; sie war abgelegen, wenig bewohnt, und ganz dazu gemacht, um unbemerkt verstohlene Freuden zu genießen.

Beide waren nun begierig, zu erfahren, ob die Gräfin sich habe täuschen lassen. Der Graf versprach, bei ihr vorzufahren und seinem Freunde sogleich von den gemachten Entdeckungen Nachricht zu geben. Sie verbanden sich, nichts zu unterlassen, um jenen Unbekannten auf die Spur zu kommen, die, Gespenstern gleich, sich ihnen allenthalben in den Weg stellten, und sie nur

dann frei handeln ließen, wenn ihre Handlungen entweder unbedeutend, oder ihren geheimen Absichten nicht zuwider waren.

So trennten sie sich. Der Graf eilte nach Hause. In der Thür begegnete ihm Lisette, die reizende Kammerjungfer der Gräfin Dükastel. Sie kam, sich im Namen ihrer Herrschaft, nach dem Befinden des Grafen zu erkundigen. Da er nicht über Unpäßlichkeit geklagt hatte, so wußte er nicht, was er davon halten sollte, und bezeugte der liebenswürdigen Botschafterin sein Befremden darüber.

„Ich weiß nicht, wie das zusammenhängt" — erwiederte sie — „aber meine Gräfin ist seit gestern außerordentlich besorgt um Sie. Ich habe sie mehrmals in Thränen gefunden, und wenn sie allein war, Ihren Namen mit einem Ausdruck nennen hören, wie ihn nur die heißeste, feurigste Liebe aussprechen kann."

„Aber sage mir, Lisette, wie ist sie auf den Gedanken gekommen, mich für krank zu halten?"

„Gestern, als sie aus der Gesellschaft kam, versicherte sie es, und wenn ich nicht irre, so fügte sie hinzu, daß Ihnen in ihrer Gegenwart übel geworden sey."

„Weißt du, wo sie gestern in Gesellschaft war?"

„Ich bekümmere mich um die Gänge meiner Herrschaft nicht, und da sie beinah alle Abende ausgeht, so hätte ich viel zu thun, wenn ich meine Neugierde darüber jedesmal befriedigen wollte.“

„Wenn kam sie zurück?“

„Zeitiger, als gewöhnlich.“

„Und also beim Auskleiden erzählte sie, daß ich krank geworden sey?“

„Sie sprach von nichts anderm.“

„Das ist sonderbar — sehr sonderbar,“ — sagte der Graf nach einigem Nachdenken.

„Ich finde nichts Sonderbares darin“ — unterbrach ihn Lisette — „die Gräfin liebt Sie, und Sie wissen wohl, wenn man liebt, welch' einen Antheil man an dem geliebten Gegenstande nimmt.

„Bist du dessen so gewiß?“

„Selten verbirgt sich darüber eine Frau vor andern ihres Gleichen, am allerwenigsten vor ihrer Kammerjungfer; wir errathen einander auch da schon, wo wir oft selbst an unsern Gefühlen noch zweifeln.“

„Und doch kann ich mich davon nicht überzeugen.“

„Dies ist Ihre Schuld. Sie kennen uns Weiber noch viel zu wenig; wir verweigern oft

am hartnäckigsten, was wir zu gewähren brennen; aber es soll uns entrissen werden; diese Entschuldigung fodert unser Stolz, wir wollen mit Ehren unterliegen, und uns nicht ohne Kampf einen nur wenig ruhmvollen Sieg verschaffen."

„Glaubst du, daß deine Gebieterin sich in diesem Falle befindet?"

„Sie ist ein Weib, wie jede Andere, mehr brauche ich Ihnen nicht zu sagen."

„Ich habe aber das Gegentheil erfahren."

„Desto schlimmer für Sie; an Ihrer Stelle würde ich so Etwas nie eingestehen, denn es zeigt von einer gänzlichen Nichtkenntniß unserer geheimen Schwächen; Sie haben sich durch den Schein täuschen lassen, und dieser trügt nie mehr, als wenn wir lieben."

„Ich bewundere dich, Lisette; du hast tiefe Blicke in das weibliche Herz gethan."

„Gehöre ich nicht zu diesem Geschlechte? Ein Mädchen von funfzehn Jahren weiß mehr darüber, als ein Mann von dreißig."

„Ihr seyd unerklärbar."

„Wir sind es, weil der Eigendünkel der Männer uns dazu macht."

„Fast hätte ich Lust vor dir zu erröthen."

„An Ursache dazu fehlte es Ihnen wenig-

stens nicht. — Doch wieder zu meinem Auftrage, was soll ich der Gräfin antworten?"

„Noch sind wir nicht so weit," — erwiederte hier der Graf, indem er sie auf's Sopha niederzog — „du mußt mir erst über gewisse Dinge Aufklärung geben, die mir räthselhaft sind."

„Betreffen sie unser Geschlecht? Dann habe ich Ihnen schon entweder zu viel oder zu wenig davon verrathen."

„Nein, diesmal sollt ihr hoffentlich aus dem Spiel bleiben."

„Nun, das bin ich begierig zu hören; denn unter uns gesagt, ich kann mir nicht gut einen Fall denken, woran die Weiber nicht mehr oder minder Antheil haben sollten."

„Du kannst recht haben; aber vor allen Dingen sey aufrichtig mit mir, und du wirst es nie bereuen."

„Also mit Bestechung fangen Sie an; die Sache muß sehr wichtig seyn; Lisette erregt Mißtrauen! Herr Graf, diesen Vorwurf hätte ich nicht zu verdienen geglaubt."

Was war zu thun? er küßte ihr die finstern Falten, die sich auf ihrer Stirn zusammen zogen, hinweg; Lisette schien dies gewollt

zu haben; ihre vorige Freundlichkeit stellte sich wieder ein. — „Also zur Sache" — unterbrach sie den Grafen.

„Sag' mir, Lisette, von wem erhieltest du letzthin das Billet, das du mir brachtest, als ich bei der Gräfin war?"

„Von unserm Thürsteher. Ich hörte ihn stark läuten, lief hinunter, weil gerade kein Bedienter im Vorzimmer war, nahm es ihm ab und brachte es Ihnen, weil er mir sagte, daß es Eil hätte."

„So, so!" — war Alles, was der Graf darauf antwortete. Ein leiser Verdacht gegen Lisetten selbst, stieg in seiner Seele auf; er betrachtete sie mit forschendem Blicke, aber nichts war im Stande, sie außer Fassung zu bringen. Um das Unrecht, das er ihr im Stillen angethan hatte, wieder gut zu machen, überhäufte er sie mit Liebkosungen, und entließ sie mit der Antwort, daß er die Gräfin heute noch zu sehen hoffte.

Nichts war gewisser, als daß ein Anderer an seiner Stelle ihre Schwäche benutzt, und durch List und Zufall genossen hatte, was er mit aller Verschlagenheit und dem größten Aufwande von Koketterie nicht hatte erlangen können. Hätte er sie auch nicht geliebt, wie es wirklich seit

ihrer Aussöhnung wieder der Fall war, sein Stolz und seine Eitelkeit würden nichts destoweniger unendlich darunter gelitten haben. Aber nun fand Beides statt; er liebte, zwar nicht mit aller Reinheit der Seele, wie die Gräfin geliebt zu werden verdiente, denn dieses Gefühl besaß Sophie ausschließend; aber er konnte ihr seine Achtung nicht versagen, sie hatte ihm, neben dem Wunsche sie zu besitzen, eine gewisse Ehrfurcht eingeflößt, die ihr den zweiten Platz in seinem Herzen zusicherte, und auf Augenblicke sogar den ersten an sich riß. Wenn das, was ihm heilig war, auch Andern heilig blieb, so tröstete er sich, denn seine Eigenliebe blieb ungekränkt; aber er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß irgend Jemand Vorzüge erhalten sollte, die ihm verweigert wurden. Und nun denke man sich seine Lage, als er sich Dinge von Andern eingestehen mußte, die stets seine kühnsten Erwartungen übertroffen hätten! Da, wo er gedarbt, geschmachtet hatte, und beinahe vor Entbehrung umgekommen war, hatte ein Anderer geschwelgt und Seligkeiten genossen, deren Vorstellung jede seiner Fibern mit elektrischen Schlägen durchzückte.

Die heftigste, die furchtbarste aller Leidenschaften, die Eifersucht, schwang ihre Schlan-

gengeißel über ihn, und in seinem Busen tobten die widersprechendsten Gefühle. Er befand sich in einer der schrecklichsten und zugleich sonderbarsten Lagen, in welchen je ein Geliebter gewesen ist. Von der, mehr als wahrscheinlichen, Untreue seiner Geliebten überzeugt, durfte er ihr doch keine Vorwürfe darüber machen; wenn sie fiel, so glaubte sie in seinen Armen zu fallen; eine gleiche Täuschung hatte er selbst schon erfahren *), und rein und vorwurfsfrei in Rücksicht auf ihn, verdiente sie nur Mitleid und die größte Schonung. Aber Rache dem Verräther! Rache dem hinterlistigen Betrüger, der ihre Schwäche benutzt, sein Geheimniß entdeckt, sich an seiner Stelle der Gräfin dargestellt, und ihr eine Gunst entlockt hatte, die ihm nicht zugedacht war! Dieser Gedanke söhnte ihn wieder mit sich selbst aus; er genoß schon im Voraus die Seligkeiten der heilig geschwornen Rache, und nahm sich fest vor, von nun an kein anderes Gefühl mehr in seiner Brust aufkeimen zu lassen, bis er nicht Gelegenheit gefunden, es mit Blut wieder daraus zu vertilgen.

Aber auf welche Art, durch welche List sollte er den Urheber dieses Betrugs entdecken? Aus

*) Man erinnere sich seiner Zusammenkünfte in der Grotte der Diana im ersten Abschnitte.

Schonung durfte er es nicht wagen, sich von der Gräfin über das Vorgefallene bestimmte Auskunft geben zu lassen. Lisette und der Ritter wußten nicht mehr davon, wie er selbst; die geheime Hand der Marquise ahnete er, ohne dessen gewiß zu seyn; an ihren Werkzeugen sich zu rächen, dazu dachte er viel zu großmüthig, und wenn die Unbekannten, die ihm allenthalben in den Weg traten, ohne daß er ihnen näher auf die Spur kommen konnte, auch hier mit im Spiel gewesen waren, wo sollte er diese finden, wie sich an ihnen rächen, da sie, gleich Sternschnuppen, sich ihm nur auf Augenblicke zeigten, und eben so schnell wieder in dunkle Nacht zurücksanken? Seine Lage war höchst peinlich; ein heftig tobendes Blut bei Mangel an Gelegenheit, es abzukühlen, — wer möchte da nicht verzweifeln!

Vor allen Dingen mußte er die Gräfin sprechen; er wollte sie sehen, die gefallene Unglückliche, und in ihrem Auge den Triumph seines ihm unbekannten Nebenbuhlers lesen. Er fuhr bei ihr vor, und fand sie; aber von einem Zirkel umgeben, der es ihm unmöglich machte, ein Wort mit ihr im Geheim zu sprechen. Sie, und mit ihr die ganze Gesellschaft, erkundigten sich sogleich bei seinem Eintritte mit vieler

Theilnahme nach seiner Gesundheit; er mochte leugnen so viel er wollte, daß er von keinem Uebelbefinden etwas wisse; alle anwesenden Weiber behaupteten, es ihm anzusehen, und schalten ihn, daß er das Zimmer verlassen und keinen Arzt zu Rathe gezogen habe. Die Gräfin konnte sich nur wenig mit ihm beschäftigen; er bemerkte an ihr eine gewisse Melancholie, die ganz dazu geeignet war, ihn in seinem Verdachte zu bestärken, und diese Entdeckung setzte ihn in eine zu peinliche Stimmung, als daß er seinen Besuch nicht so schnell als möglich hätte abbrechen sollen.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß er die Gräfin allein sprechen konnte. Der Ritter glaubte sich gewisse Beweise verschafft zu haben, daß die Marquise selbst in der Nähe sey und mit irgend einem großen Projekte schwanger gehe. Ihr Kammerdiener hielt sich noch immer im Geheim in Strasburg auf, man hatte ihn mit Leuten umgehen sehen, wodurch er sich sehr verdächtig machte, und bemerkt, daß einer oder mehrere von ihnen den Grafen, die Gräfin Dükastel und den Ritter selbst auf allen ihren Schritten beobachteten, und sie mochten sich hinbegeben, wohin sie wollten, sie keinen Augenblick aus dem Gesichte ließen. Dafür aber hörte man nichts von

dem Unbekannten; auch Sophie schien ganz beruhigt zu seyn, und von seiner Mutter erhielt er mit jedem Posttage angenehme Nachrichten. Aber beide Freunde wollten sich endlich einmal Gewißheit darüber verschaffen, und die Marquise, wenn sie neue Pläne schmiedete, zwingen, sich damit blos zu geben. Dies war wenigstens die Absicht des Ritters, der in der Rache des Grafen nun einen Gehülfen erlangt hatte, auf welchen er vorher nur unvollständig hatte rechnen können. Den Grafen selbst trieb jetzt das Verlangen, die Schuld oder Unschuld der Gräfin außer allen Zweifel zu setzen. Noch war es ihm nicht gelungen, sie allein zu sehen; er wünschte ein neues Rendezvous; dadurch nur allein konnten seine und des Ritters Wünsche befriedigt werden; Lisette mußte es von ihr in seinem Namen fodern, und es ward ihm unter den nämlichen Bedingungen, wie das erste Mal, zugestanden.

Der Ritter wurde sogleich davon unterrichtet; sie versammelten alle ihre Freunde auf der Promenade, und waren entschlossen, Gewalt zu gebrauchen, wenn sich irgend Jemand unterfangen sollte, den Grafen abzuhalten, dem Signale zu folgen. Damit aber auch keine Täuschung oder Verwechselung der Personen statt finden

konnte, kam man überein, ein gewisses Zeichen am Huthe zu tragen, und der Ritter sollte, als Frauenzimmer verkleidet, dem Grafen allezeit so nahe bleiben, daß, im Fall der Noth, er ihm die Hand reichen konnte. Zur festgesetzten Stunde stellten sie sich, sechs an der Zahl, auf der Promenade ein; sie waren aber nicht wenig betroffen, als sie schon mehrere Personen daselbst fanden, die, mit dem nämlichen Zeichen am Huthe versehen, zu ihrer Parthei zu gehören schienen. Zufall konnte dies nicht seyn, denn Niemand trug sich so, und es blieb ihnen nichts anders übrig, als auf Verrath zu schließen, und darum nur noch mehr auf ihrer Hut zu seyn. Um den Grafen drängten sich jene besonders sehr stark, und brachten es endlich dahin, daß ihn der Ritter auf einige Augenblicke aus dem Gesichte verlor. In dieser Zwischenzeit flüsterte ihm einer ins Ohr: „Sophie weiß Alles, und bald wirst du sie näher wissen."

Der Graf suchte ihn festzuhalten; aber Jemand trat dazwischen, und er entschlüpfte ihm unter der Menge. Jetzt fand sich der Ritter wieder zu ihm; er wagte es nicht, diesem das Gehörte mitzutheilen, um ihn nicht zu verrathen; aber er empfahl ihm größere Aufmerksamkeit durch Zeichen, und von nun an verlor er ihn

keinen Augenblick mehr aus dem Gesicht. — Der Abend war schön und angenehm, kühle Lüfte milderten die Hitze eines schwülen Tages, zwischen Wolken hindurch leuchtete der Mond; bald erhellte er die Gegend, bald fielen nur einzelne Strahlen auf sie herab, und ließen mit Mühe die Gegenstände unterscheiden. Dies hinderte den Grafen jedoch nicht, das gegebene Signal gewahr zu werden; unbemerkt drückte er dem Ritter die Hand und folgte ihm, von ihm und einigen der Seinigen, wie es schien, in einer gewissen Entfernung begleitet.

Eine weibliche, in dunkle Farben gekleidete, Gestalt ging vor ihm her und schwenkte von Zeit zu Zeit das weiße Tuch in der Luft. Sie führte ihn gerade auf das Haus zu, in welchem er vor einiger Zeit, als er es mit dem Ritter untersuchte, einen Durchgang gefunden hatte. Um seine Freunde nicht aus dem Gesichte zu verlieren, machte er sich an der Thür etwas zu schaffen, und folgte dem Führer, der im Gange nicht aufhörte zu husten und ihm zu winken, nicht eher, als bis seine Begleiter an ihn herangekommen waren. Der Ritter warnte ihn, im dunkeln Gange vorsichtig zu seyn, und besetzte mit seinen Freunden den Eingang zu demselben; er selbst aber folgte dem Grafen dahin nach.

Der Weg führte ihn in die schon erwähnte enge Straße, die sie quer durchschnitten und dann in eine breitere kamen, in welcher Gärten und petites maisons zum Vergnügen und zur Gemächlichkeit, eben so viel Tempel der Freude, ihnen entgegen glänzten. Der vorsichtige Führer des Grafen sah sich nach allen Seiten um, und als er Niemand, außer ihm, gewahr wurde, stand er vor einer Gartenthür still und zog dreimal die daran befestigte Klingel. Die Thür öffnete sich, und er trat in den Garten.

Da der Graf keine Ursache hatte, Verdacht zu schöpfen, und den Ritter auch in einiger Entfernung erblickte, so glaubte er nichts dabei zu wagen, wenn er seinem Führer unbedingt folgte. Die Thür fiel hinter ihm wieder zu, und vor sich sah er einen weitläuftigen Garten, über dessen dunkles Gebüsch im Hintergrunde ein hoher Pavillon hervorragte. Sein Führer bedeutete ihn, daß er in demselben das Ziel seiner Wünsche erreichen würde, wenn er durch die große Mittelallee gerade auf ihn zugehen wollte. Sollte ihn jemand aufhalten, so brauchte er nur die Worte „Liebe und Verschwiegenheit" zu nennen, und man würde ihn ungehindert seinen Weg fortsetzen lassen. — „Ich gehe voran" — fuhr seine Führerin fort, — „Ihre Ankunft

zu melden; Sie können nun nicht mehr fehlen. Die Hausthür finden Sie offen, eine Treppe zur Linken führt Sie in das erste Stockwerk, dort sehen Sie eine wenig erleuchtete Gallerie, an deren Ende eine halbgeöffnete Thür Sie einladet, in einen geräumigen Saal zu treten. Die Zimmer zu Ihrer linken Hand sind alle offen, im letzten lassen Sie sich nieder und warten stillschweigend die Ankunft derjenigen ab, die Sie suchen. Ein Wort von Ihnen vernemlich gesprochen, beraubt Sie auf immer der Freuden, die Ihnen bestimmt sind." — Sie verließ ihn zweifelnd und unschlüssig, was er thun sollte.

Als er noch darüber nachdachte, vernahm er das Zeichen von der Nähe des Ritters, der mit einigen Freunden an der Gartenthür Posto gefaßt hatte. Dadurch aufgemuntert, schlug er getrost den Weg ein, der, nach der Versicherung seines Führers, auf die große Mittelallee stoßen sollte. Er mochte kaum hundert Schritte vorwärts gegangen seyn, als er jemand auf sich zukommen sah, dessen Aeußeres ihm nichts weniger als beruhigend schien. Ein geladenes Pistol in der Rechten, einen Dolch in der Linken, ging er kühn auf ihn los und war auf alles gefaßt. Als er an ihn herangekommen war, blieb er stehn, um ihn bei sich vorbeigehn zu lassen. Aber

in dem nemlichen Augenblick stand auch der Unbekannte still, und nachdem er ihn ungefähr eine Sekunde von den Füßen bis auf den Kopf betrachtet hatte, fragte er mit heiserer Stimme: was er so spät und allein in einem Garten machte, der nicht für jedermann offen sey. Der Graf war schon im Begriff, Mißtrauen gegen ihn zu äußern, als er sich glücklicher Weise der Worte erinnerte, die ihm sein Führer gesagt hatte. — Liebe und Verschwiegenheit, war seine Antwort, und kaum hatte er sie gegeben, als der Unbekannte auf die Seite trat, und ihn neben sich vorbei gehn ließ. Aber in dem nemlichen Augenblicke klopfte er ihm auf die Schulter nnd flüsterte ihm ins Ohr: „Sophie weiß alles!" Schnell wie der Blitz wandte sich der Graf um, um ihn fest zu halten, aber der Unbekannte war ihm schon gleichsam aus den Händen verschwunden.

Es konnte nicht anders seyn, er mußte, mit den Geheimnissen des Gartens bekannt, sich hinter die Hecke verborgen haben. Seine Erscheinung, und noch mehr die ausgesprochenen Worte, bewiesen dem Grafen, daß die Unbekannten wieder Mittel gefunden hatten, ihm auch hieher zu folgen. Je mehr er bemüht war, sich vor ihnen zu verbergen, je näher standen sie ihm, und er

mußte befürchten, sie sogar zwischen sich und der Gräfin Dükastel treten zu sehen, wenn er endlich alle Schwierigkeiten besiegt, und das Ziel seiner heißesten Wünsche erreicht haben würde. Gedankenvoll eilte er auf den Pavillon zu, den er jetzt in einiger Entfernung erblickte. Der Mond verbarg sich immer mehr hinter den Wolken, und es schien, als drohte ein Ungewitter die Stille der Nacht fürchterlich zu unterbrechen. Die Thür des Pavillons war offen, und er fand Treppe und Gallerie und Saal und Zimmer, wie man es ihm vorher gesagt hatte. Nichts im ganzen Hause rührte sich, es war, als wenn seine Bewohner ausgestorben wären; die Bewegungen einer Penduluhr, und der Wiederklang seiner Fußtritte waren die einzigen Laute, die er in dem Saale vernahm.

So viel Vorsicht, wenn sie überhaupt in dem Charakter der Gräfin lag, schien ihm doch überflüßig zu seyn. Wenn er aber wieder bedachte, wie schwer es halte, sich vor gewissen Menschen zu verbergen, die ein ihm unbekanntes Interesse, auf alle seine Schritte zu merken, hatten, und die Nähe der Marquise oder doch ihrer Aufpasser, als gewiß voraus setzte, so konnte er nicht umhin, der Gräfin Dükastel für eine Vorsicht Dank zu wissen, die ihr sowohl, wie ihm

selbst, bei diesen Umständen sehr zu statten kam. Unter diesen Bemerkungen war er in das letzte Zimmer gekommen, wo er die Ankunft seiner Gebieterin erwarten sollte. Es war durch eine Lampe erleuchtet, die in einer Vase von Alabaster mitten in demselben hing und gerade nur so viel Licht um sich warf, daß man die Objekte bemerken konnte, ohne jedoch ihre Formen genau zu unterscheiden. Die Helle, welche dadurch verbreitet wurde, glich dem Mondesschimmer, wenn dünne Wolken seine Scheibe bedecken, und ihn nur, wie hinter einem dichten Flor, bemerkbar machen. Sie hatte etwas so Sanftes und Melancholisches, daß sich der Graf unwillkührlich davon ergriffen fühlte; seine Pulse schlugen feuriger, ein heftiges Verlangen füllte seine Brust; er warf sich auf die Ottomane, die jede Berührung elastisch zurück gab.

Als er kaum einige Minuten so da gelegen hatte, und seine Sinne von den Wohlgerüchen, die in dem Zimmer verbreitet waren, umnebelt worden waren, sah er durch die Thür, durch welche er eingetreten war, eine Gestalt auf sich zukommen, die ihm Sophiens Bild so lebhaft ins Gedächtniß zurück rief, daß er sie selbst vor sich zu sehen glaubte. Die erste Bewegung seiner Seele trieb ihn an, auf sie zuzueilen und sie in sei-

ne Arme zu schließen. Aber er fürchtete Täuschung, fürchtete ihre Vorwürfe und selbst die Gefahr, welcher er sich aussetzte, wenn er sie *in* der Nähe einer Nebenbuhlerin umarmte. In einen Winkel gedrängt, beschloß er abzuwarten, was sie vornehmen würde. Langsam und ernst ging sie auf ihn zu; ihr rechter Zeigefinger war drohend empor gehoben, ein tiefer Seufzer entstieg ihrer Brust, sie schwebte bei ihm vorüber und verschwand, ehe er seine Fassung wieder erhielt.

In dem nemlichen Augenblicke sah er von der andern Seite die Gestalt der Gräfin, in leichten Flor gehüllt, und durch Zeichen, Stillschweigen gebietend, auf sich zukommen und sich vertraulich neben ihm auf die Ottomanne setzen. Aber er war noch zu sehr mit dem beschäftigt, was er so eben gesehen hatte, als daß ihre Erscheinung in ihm jene frohen Aufwallungen hätte erzeugen können, die das Nahen und die Gegenwart des geliebten Gegenstandes, in der Stunde der Mitternacht, bei der Stille und dem mystischen Dunkel einer geheimnißvollen Zusammenkunft, gewöhnlich hervorzubringen pflegt, und er sich so hätte äußern können, als es unter andern Umständen gewiß geschehen wäre, und wie die Geliebte es erwartet hatte. Sie schien jedoch

seine Unbeweglichkeit, seine Kälte und das starre Hinblicken auf einen Punkt nicht eher zu bemerken, als bis sie einen andern Gedanken, wie den, der sie hier dem Grafen näher gebracht hatte, zu fassen im Stande war. Da er fortfuhr, kein Zeichen des Lebens von sich zu geben, so glaubte sie ihn endlich selbst zum Bewußtseyn und in die Wirklichkeit zurück führen zu müssen. Ein tiefer Seufzer sollte ihn aufmerksam auf ihre Gegenwart machen. Aber alles, was sie dadurch erhielt, war ein gewisses Stöhnen mit einem so schweren Athemholen begleitet, daß es ihr unmöglich war, es für untrügliche Aeußerung der Liebe zu halten. Sie schlang zuletzt ihren Arm um ihn, und dies brachte ihn ganz wieder zu sich selbst.

Doch gewiß hätte sie weit lieber gewünscht, wenn er auf diese Art seine Besinnung nie wieder erhalten hätte. Als hätte ihn eine Schlange berührt, stieß er sie mit Entsetzen von sich, sein Mund zuckte gichterisch, unwillkührlich griff er nach dem Dolche. Er wußte selbst nicht, was er that; und was er auch in diesem Augenblicke unternommen hätte, die Schuld davon würde man ihm unmöglich haben anrechnen können. Glücklicherweise wurde er durch ihre Jungfer von einer That abgehalten, die den folgenden Tag

in ihrer ganzen Gräßlichkeit vor ihm dargestanden haben würde. — „Fort — fort von hier!“ rief sie außer Athem — wir sind verrathen! — Sie hatte kaum ausgesprochen, als man im Garten Degen klirren und einige Schüsse fallen hörte. Der Graf eilte den nemlichen Weg zurück, auf welchem er in den Pavillon gekommen war. Im Garten glaubte er jemand ängstlich rufen zu hören, er eilte nach dem Orte hin, wo die Stimme herzukommen schien, und fand einige Freunde, die, als sie ihn erblickten, ihm zuriefen, sie zu unterstützen. In einer Sekunde hatte er schon seine beiden Pistolen abgefeuert, ohne, wie es schien, jemand getroffen zu haben. Mit dem Dolche in der Hand mischte er sich unter die Streitenden, die gegen die Gartenthür hin flohen. Dort war so eben die Wache angekommen; der Graf wurde von ihr festgehalten, die Uebrigen hatten Mittel gefunden, sich in Sicherheit zu setzen. Man führte ihn auf die Hauptwache.

Da saß er nun betäubt von dem, was er gesehen und gehört hatte, und war geneigt das Ganze für Traum, für ein trügerisches Bild seiner feurigen Phantasie zu halten. Er konnte lange keinen einzigen Gedanken fassen und festhalten, das Vorgefallene spiegelte sich verworren in seiner Seele wieder; es war ihm unmöglich

Ord=

Ordnung und Schlußfolge hinein zu legen; eine Vorstellung verdrängte die andere, er hatte nicht Wahrscheinlichkeit, nicht Gewißheit, und ein ununterbrochenes Drängen der Gegenstände, die eben so schnell vor ihm verschwanden, als sie aufstiegen, machte es ihm unmöglich, irgend eine Idee festzuhalten, um an sie die folgenden anzureihen. Daß er Sophien gesehn, Lisetten sprechen gehört und die Gräfin neben sich erblickt habe, dies war Alles, was er aus dem Wirrwar seiner Vorstellungen heraus zu heben im Stande war. Wie diese aber unter einander zusammen hingen, wie sie mit dem, was vorhergegangen und darauf gefolgt war, in Verbindung standen, dies waren ihm Räthsel, zu deren Auflösung er jetzt nicht Ruhe und kaltes Nachdenken genug besaß. Der Ritter, meinte er, müßte mehr davon wissen, und so lange er diesen nicht gesprochen hatte, that er Verzicht darauf, das Vorgefallene von dem Scheine des Wunderbaren, der jeden seiner Theile charakterisirte, abzusondern, und reine Wahrheit und Wirklichkeit von geheimnißvoller Täuschung zu trennen.

Kein Schlaf kam die ganze Nacht hindurch in seine Augen; er überließ sich entweder seinem Nachdenken, oder spielte Schach mit dem wachthabenden Officier. Von ihm erfuhr er, als er

sich zu erkennen gegeben hatte, daß ein Frauenzimmer die Wache um Hülfe angesprochen und sie nach dem Garten hingeführt habe, wo er gefangen genommen worden sey; daß man aber eben so wenig wisse, wer es gewesen, noch wo es wieder hingekommen sey, als man ihm die verlangte Patrouille gegeben habe. Da Niemand bei dem Gefechte geblieben, und wie es scheine, auch keiner verwundet worden war, so glaubte der Officier, daß das Ganze ohne Folgen seyn, und der Graf den folgenden Tag wieder in Freiheit gesetzt werden würde.

Dies geschah auch wirklich. Der Platzmajor kam selbst und kündigte es dem Grafen, auf Befehl des Gouverneurs, an. Dieser hatte sich vorbehalten, die Sache im Stillen und ohne Zuziehung irgend eines Dritten zu untersuchen, und ihn daher um zehn Uhr zu sich bestellt. Der Graf war in großer Verlegenheit, was er ihm antworten sollte; denn es kam darauf an, die Gräfin Dükastel vor ihrem Gemahl blos zu stellen oder ihn mit irgend einer Erdichtung abzufinden. Er schickte nach dem Ritter, um mit ihm sein Benehmen abzureden; aber dieser war seit dem vorigen Abend noch nicht nach Hause gekommen, und seine Leute wußten nicht, was aus ihm geworden war. Die übrigen Freunde, wel-

che an dem Vorfalle Theil genommen hatten, ließen sich entweder entschuldigen, oder versprachen vor zehn Uhr zu ihm zu kommen, ohne sich jedoch einzustellen. Er war also sich selbst und seiner Klugheit ganz allein überlassen, und fuhr mit dem festen Vorsatze, der Gräfin nicht zu erwähnen, zur bestimmten Stunde zum Gouverneur. Als er ungefähr noch einige hundert Schritte von seiner Wohnung entfernt war, warf ein Vorübergehender ihm folgendes Billet in den Wagen:

„Danken Sie es, unvorsichtiger junger Mann, „Ihren Freunden, daß Sie der Schlinge glück„lich entgangen sind, die Ihnen gestern gestellt „worden war. Das Vorgefallene mag Ihnen „zur Warnung dienen; ein unsichtbarer Feind „belauscht alle ihre Tritte, und weiß jeden „Umstand zu Ihrem Verderben zu benutzen. — „Vom Gouverneur erfahren Sie das Nä„here. —"

Der Graf hätte seinem unbekannten Freunde gern die gegebene Warnung geschenkt, wenn er sich über das, was der Gouverneur von seiner Geschichte wisse, ausführlicher erklärt hätte. Sollten aber die letzten Worte des Billets soviel heißen, als: überlassen Sie den Gouverneur seiner Schwatzhaftigkeit, und Sie werden von ihm

Alles erfahren, was Sie zu wissen nöthig haben, um Ihre Antworten darnach einzurichten; dann durfte er ihm getrost unter die Augen treten und gewiß seyn, daß Niemand kompromittirt werden würde. — Auf der Treppe begegnete er Lisetten; sie schien auf ihn gewartet zu haben. Im Vorbeigehen flüsterte sie ihm zu: „Können Sie schweigen?“ und verfolgte ihren Weg.

So vorbereitet trat er vor den Gouverneur. Statt eines ernsthaften Vorgesetzten und Richters, fand er in ihm einen wohlmeinenden Freund, der die Absicht zu haben schien, ihn mehr zu bedauern, als zu bestrafen. — „Willkommen, Herr Nachtschwärmer“ — redete er ihn freundlich an, als er kaum die Thür zugemacht hatte — „sind Sie nun einmal angelaufen? Aber das wird Ihnen, hoffe ich, zur Warnung dienen. Wie kann man sich aber auch, nachdem was ich Ihnen letzthin von den verdächtigen Leuten gesagt habe, die Ihnen allenthalben aufpassen, so muthwillig der Gefahr aussetzen, von ihnen überfallen zu werden? Wäre die Wache Ihnen nicht zu Hülfe gekommen, wer weiß, was daraus entstanden wäre. Aber lassen Sie es gut seyn, ich bin Ihren Aufpassern schon auf der Spur, und nächstens, hoffe ich, ihnen das Handwerk ganz zu legen.“

„Nicht wahr" — fuhr er fort, ohne den Grafen zu Worte kommen zu lassen — „eine kleine Intrigue, so ein Rendezvous hatten Sie in dem Garten? Ja, ja, man kennt die jungen Herren schon! Wenn sich nur eine Schürze zeigt, so verlieren sie gleich den Kopf, und wagen, was kein vernünftiger Mensch thut und kaum Jemand einfallen würde. Indessen bin ich nur froh, daß es noch so gut abgelaufen ist; es ist ja gefeuert worden, als wenn ein ganzes Bataillon sich geschlagen hätte, und ich begreife nicht, wie es zugegangen ist, daß Niemand verwundet worden ist; wenigstens hat man mir bis jetzt noch nichts darüber gemeldet."

Der Gouverneur mußte Athem holen, und diesen Umstand benutzte der Graf, um sich nach den nähern Details des Vorgefallenen zu erkundigen. Aber zu seinem größten Erstaunen erfuhr er, daß jener im Grunde noch viel weniger davon wisse, als er selbst. Man hatte ihm blos gemeldet, was im Garten geschehen war; den Pavillon hatte Niemand untersucht, weil es bekannt war, daß ihn Niemand bewohnte; von den Theilnehmern war, außer dem Grafen, Niemand festgehalten worden, und der Gouverneur war der Meinung, daß eines Theils Eifersucht, andern Theils geheime Machinationen der Marquise zu

dem ganzen Lärmen Veranlassung gegeben hätten. — Er entließ ihn sehr freundschaftlich, und bat ihn, bei der Gräfin vorzusprechen, die diesen Morgen nicht wohl sey.

Ihr Uebelbefinden fiel dem Grafen auf; er sah es für eine Folge der Erschütterung an, die sie die vergangene Nacht gehabt haben mußte. Um so mehr war er begierig, sie zu sprechen und sich über sein kaltes Betragen gegen sie im Pavillon, und das, was im Garten vorgefallen war, zu rechtfertigen. Er war überzeugt, daß sie an Allem unschuldig sey, und es that ihm weh, daß er durch die Wirkung der erhaltenen Eindrücke, die, wie er glaubte, das Werk einer schlauen Mystifikation der Marquise war, sie unwillkührlich gekränkt, und der Gefahr, ihre Ehre und ihren guten Ruf zu verlieren, ausgesetzt hatte. Gewohnt, unangemeldet in ihr Zimmer zu treten, wollte er sich auch diesmal dieses Vorrechts bedienen. Aber an der Thür hielt ihn ein Bedienter auf, und erklärte ihm, daß seine Gebieterin auf das Strengste verboten habe, Niemand, und am allerwenigsten ihn, vorzulassen. Diese Nachricht wirkte wie ein elektrischer Schlag auf ihn; er bat, er flehte, nichts war vermögend die Gräfin zu einer Sinnesänderung zu bewegen; von Vorwürfen bestürmt, verließ er ihre Schwel-

ke, und eilte, Licht und Beruhigung bei dem Ritter zu suchen.

Dieser war eben nach Hause gekommen. Um sich allen Nachsuchungen zu entziehen, die der Gouverneur wegen des Vorgefallenen hätte anstellen können, war er bei einem Freunde über Nacht geblieben, und erst auf die Nachricht, daß der Graf wieder frei sey, hatte er es gewagt, aus seinem Hinterhalte hervorzugehen. Er wußte ihm nichts weiter zu sagen, als daß er mehrere ihm ganz unbekannte Menschen in den Garten habe schlüpfen sehen, und als er hierauf Degengeklirr vernommen, sey er nach der Wache gesprungen und habe sie bis an die Gartenthür geführt. Als er aber gewahr worden, daß die Haupturheber Mittel gefunden, sich zu flüchten, und da er sich gefürchtet, er möchte dem Gespötte der Stadt ausgesetzt werden, wenn man ihn in seiner weiblichen Verkleidung fest hielte, so habe er es für rathsamer gehalten, die Entwikkelung nicht abzuwarten, sondern sei zum Baron F. geeilt, der in der Nähe wohne, und habe bei ihm die Nacht zugebracht.

Der Graf erzählte ihm dagegen, was zwischen ihm und dem Gouverneur vorgefallen war; er theilte ihm die schlimme Aufnahme mit, die er bei der Gräfin Dükastel gefunden, und

machte ihn mit den verschiedenen Erscheinungen bekannt, die er im Garten und Pavillon selbst gehabt hatte. Sie kamen darin überein, daß die Marquise in der Nähe seyn müsse, und als sie seine Zusammenkunft mit der Gräfin erfahren, sie so, wie es geschehen war, gestört habe. Aber wie es ihr möglich gewesen sey, alle Details davon so genau kennen zu lernen, wie sie Sophien darin habe verwickeln können, wenn anders ihre Erscheinung nicht Täuschung war, und was für eine Verbindung zwischen ihr und den Unbekannten, die bald für, bald gegen sie zu wirken schienen und an dem letzten Vorfalle einen sehr großen Antheil hatten, statt finde — dies Alles, so wie hundert Kleinigkeiten, die ihnen nur nach und nach einfielen, wußten sie sich nicht zu erklären, und mußten sich beschämt eingestehen, daß sie von einer Frau überlistet worden waren, von der sie nichts mehr zu befürchten geglaubt hatten.

Aber dabei ließen es beide Freunde nicht bewenden. Ihre Eitelkeit war gleich stark gekränkt: Rache entflammte den Ritter, und Rache und Liebe zugleich geboten dem Grafen, das Aeußerste anzuwenden, ein Geheimniß zu entschleiern, das ihm bei jedem Unternehmen wie ein ungeheurer Riese in den Weg trat und seine schönsten Hoffnungen vereitelte. Nur wie sie es anfangen soll-

ten, in das Dunkel, das sie umgab, Licht zu bringen, darüber konnte sie sich lange nicht verständigen, und doch war es durchaus nothwendig, daß sie gemeinschaftlich wirkten, wenn sie ihren Zweck erreichen wollten. Liebe und Verlangen bestimmten endlich den Grafen, sich, es koste was es wolle, mit der Gräfin Dükastel wieder auszusöhnen, und sie alsdann zu einer dritten Zusammenkunft zu bereden, bei welcher er jeder Täuschung zu entgehen sich schmeichelte. Die Marquise und die Unbekannten, wenn sie mit ihnen in Verbindung stand, nahm der Ritter auf sich; er schwur sich und seinem Freunde, ihnen die Maske zu entreißen, hinter welcher sie bis jetzt so sicher und gewiß jeden ihrer Plane ausgeführt hatten. Alle ihre Freunde, denen sie trauen zu können glaubten, sollten in dieses Projekt eingeweiht werden; durch mehrere zu einem Zwecke vereinte Kräfte hofften sie um so gewisser, einen Bund zu trennen, der aus eben diesem Grunde nur allein so mächtig und furchtbar war.

Aber man denke sich des Grafen Erstaunen, als er von dieser Unterredung nach Hause kam und Heinrich ihm einen Brief übergab, an welchem er die bekannten Züge der Marquise bemerkte. — „Wer brachte diesen Brief?“ —

fragte er hastig den treuen Diener, und blickte ihm scharf ins Gesicht, ob es mit seiner Antwort übereinstimmen würde.

„Der Briefträger" — war Heinrichs kalte und gelassene Antwort.

„Verlaß mich!" — und Heinrich ließ seinen Herrn allein.

Es war ihre Hand, es war ihr Siegel. Brennend vor Begierde, ihn zu erbrechen, wagte er nicht, es zu thun. Hätte er bestimmt ihren Aufenthaltsort gewußt, er würde ihn uneröffnet zurückgeschickt haben. Aber der Brief konnte verloren gehen, und sein Inhalt mochte seyn, welcher er wollte, mehr Aufschlüsse mußte er ihm auf jedem Fall über sie geben, als er sich bis jetzt selbst hatte verschaffen können. Er erbrach ihn und las:

„Hören Sie mich an, Graf, und dann verdammen Sie mich, wenn dies das Loos ist, „das Ihre strenge Gerechtigkeit mir bestimmt „hat. Von Ihnen allein will ich es empfangen, von Ihnen, und nicht von jenen Menschen, deren Leidenschaft Sie zum blinden „Werkzeuge ihres Willens macht. Es ist nicht „das stolze, racherfüllte, bloß nach sinnlichem „Genusse dürstende Weib, das Sie jetzt vor „sich erblicken. Allen Furien der heftigsten

„Liebe hingegeben, stehe ich vor Ihnen und „flehe, nicht um Gegenliebe, um Nachsicht „und Schonung für ein Geschöpf, dessen „Schicksal ein Gott in Ihre Hand gelegt hat. „Aber ach! was darf ich mir von Ihnen ver„sprechen, den ich getäuscht, hintergangen und „schrecklich beleidigt habe? Nur in meiner un„aussprechlichen Liebe für Sie finde ich meine „Vertheidigung; verschmähen Sie diese, dann „bin ich unwiederbringlich verloren."

„Seit ich Froheneck verließ, umgab ich „Sie unter mancherlei Gestalten. Oft stand „ich Ihnen so nahe, daß ich glaubte, mich zu „Ihren Füßen werfen und Ihnen Alles geste„hen zu müssen. Aber Ihre Vertraulichkeit „mit dem Ritter, den nicht erwiederte Liebe „zu meinem gefährlichsten Feinde macht, mei„ner Freundin stille und reine Flamme, die „Sie theilten, und der furchtbaren Sophie „Andenken schreckten mich davon ab. Zwei„mal glaubte ich, Sie gewiß in meine Arme „schließen zu können, zweimal trat ein ge„heimnißvolles Schicksal zwischen uns, und „stieß mich von Ihrer Brust zurück. Was ich „dabei empfand, was ich litt, würden Sie „nur dann fühlen, wenn Liebe Ihren Busen „füllte. Haß und Verachtung kann das lie-

„bende Weib nicht verdienen, und ist es Ih„nen unmöglich, ihr Gegenliebe zu schenken; „o so versagen Sie ihr wenigstens nicht Mit„leid und Schonung."

„Was Sie auch von mir denken mögen, „meine Liebe zu Ihnen ist reiner und uneigen„nütziger, als man Sie gern bereden möchte. „Sophie konnte Sie verlassen, und die Grä„fin in Ihnen nur ihren unterthänigen Skla„ven sehen. Aber stellen Sie mich auf die „Probe; thut es mir Eine zuvor, so will ich „jedem Anspruch auf Ihre Liebe entsagen."

„Forschen Sie nicht nach meinem Aufent„haltsorte; alle Ihre Mühe würde vergeblich „seyn. Ist aber mein Urtheil nicht Verdam„mung, und darf ich mir Großmuth von Ih„nen versprechen; dann hören Sie bald mehr „von mir. Trauen Sie dem Ritter nicht; „seine Leidenschaften und gewisse Verbindun„gen, die ich ahne, würden Sie nur in's „Verderben stürzen."

Julie.

Der Graf rieb sich die Augen, nachdem er den Brief gelesen hatte, als hielte man ihm plötzlich eine Fackel vor. Die gewohnte Dunkelheit wäre ihm lieber gewesen; denn er befand sich besser und behaglicher dabei, und das Licht, wel-

ches ihm die Marquise anbot, stimmte so wenig mit seinem innern Sinne, daß er, anstatt dadurch erhellt zu werden, nur noch mehr verfinstert wurde. Dieses ist jedesmal der Fall, wenn man, statt zu erleuchten, blendet; denn gefährlicher für unsere Sehorgane sind Sonnenstrahlen, als das dunkle und matte Licht des Mondes. Er wußte nicht, ob er wache oder träume, so dunkel, so verworren waren seine Begriffe; je mehr er sich Mühe gab, sie zu ordnen, je weniger reinen Sinn zog er daraus, der ganze Brief und jeder seiner Theile waren ihm ein unerklärbares Räthsel. Der Ritter, mehr bekannt mit der Verschlagenheit der Marquise, hoffte er, sollte es ihm lösen; auf sein Gesuch stellte er sich unverzüglich bei ihm ein.

Mit der größten Aufmerksamkeit las er den Brief, und las ihn nochmals durch. — „Ganz so wie sie leibt und lebt" — hob er an, als er ihn das dritte Mal gelesen hatte — „erkenne ich in ihm die Marquise; ich würde ihn ihr zuschreiben, wenn ich gleich ihre Schriftzüge nicht kennte."

„Und was denkst du davon?"

„Daß sie endlich deine schwache Seite ausfindig gemacht hat" — antwortete der Ritter —

„um dich dabei zu fassen, da alle ihre andern Plane gescheitert sind.“

„Sie wird sich doch hoffentlich nicht einbilden, daß ich mich je dazu verstehen werde, ihren Triumphwagen zu ziehen?“

„Das, und noch mehr erwartet sie jetzt von dir, und wenn wir ihr nicht aus allen Kräften entgegen arbeiten, so sehe ich dich nächstens zu ihren Füßen schmachten.“

„Dafür bist du sicher.“

„Traue dir nicht zuviel zu; die Marquise ist fein, und ihr Plan so versteckt, daß wir Mühe haben werden, ihm zu begegnen. — Du mußt dir“ — fuhr er nach einigem Nachdenken fort — „nur ja nicht einbilden, daß es ihr darum zu thun ist, was sie in ihrem Briefe zu wünschen scheint. Ich fürchte, sie geht mit einem ganz andern Anschlage schwanger.“

„Mag sie! was kann sie mir anhaben, sobald ihr mein Wollen entgegen steht?“

„Sage das nicht, denn es könnte nicht immer der Fall seyn. Und du erinnerst dich doch wohl noch, daß sie in Froheneck auf dir spielte, wie auf einem Instrumente, das ganz von ihrer Willkühr abhängt.“

„Das kann seyn, ob ich gleich davon noch nicht überzeugt bin. Aber wäre es auch, jetzt

steht sie entschleiert vor mir da, und ich fürchte keinen offenen Feind."

„Der ist sie bei weitem nicht. Ihre Absicht ist, wie es scheint, dich vorerst von mir zu trennen; mit dir hofft sie dann schon fertig zu werden. Auch die Gräfin und Sophie will sie dir verdächtig machen, um dein Herz frei zu haben; und hat sie es dahin gebracht, dann erst stellt sie sich dir mit allen ihren verführerischen Reizen entgegen, und ich müßte mich sehr in dir täuschen, oder du unterliegst. Jetzt zeige dich ihr, wie du willst, sie traut dir nicht; verlaß mich aber, gieb Sophien und die Gräfin auf, und du siehst sie in deine Arme eilen."

Aufgebracht ergriff der Graf ihren Brief, und zerrissen lag er zu seinen Füßen.

„Welch eine unzeitige Hitze!" — fuhr der Ritter fort, indem er die Stücken davon sorgsam zusammen las — „damit würden wir nicht weit kommen. Nur kaltes, überlegtes Handeln steht uns an, wenn wir sie besiegen wollen, und darauf laß uns denken, sobald du gehörig abgekühlt seyn wirst."

Aber dies war dem Grafen den ganzen Tag nicht möglich. Von der einen Seite beredete ihn seine Eitelkeit, die Marquise zu entschuldigen, die aus Liebe für ihn allen ihren Scharf-

sinn aufbot, um ihn zu besitzen; er konnte ihr deswegen nicht unhold seyn, ja er fand sich sogar mehr dadurch geschmeichelt, als er es sich gern selbst eingestand. Und nichts war natürlicher, als diese Stimmung. Man denke sich einen jungen, ehrgeizigen, koketten und kraftvollen Mann, unbekannt mit den Schwächen und der Verschlagenheit der Weiber, und ihm gegenüber eine reizende, witzige und berühmte junge Wittwe, die aus Leidenschaft für ihn sich über alle Rücksichten hinwegsetzt, alle Bande, die sie sonst fesselten, zerreißt, und in ihm das Ziel und den Inbegriff aller ihrer Wünsche sieht, und man wird es nicht wagen, den Grafen zu verdammen, wenn er wankte, wenn er einen Augenblick sie entschuldigte und sogar Sophien und die Gräfin darüber vergaß. Aber eben diese Eitelkeit, die ihn zu ihr hinzog, entfernte ihn auch wieder von ihr. Jemehr er sich Selbstständigkeit zu erwerben bemüht war, destomehr schmerzte es ihn, wenn er gewahr wurde, daß man ihn als Maschine behandelte. Wenn man frei und offen mit ihm zu Werke ging, konnte man Alles von ihm erhalten; er fügte sich gern nach dem Willen und der Meinung Anderer. Aber abtrotzen ließ er sich nichts, auch durch List war er nicht dazu zu bewegen; ja, sobald er diese bemerkte,

war

war es um sein Zutrauen geschehen, und nichts mehr im Stande, auf ihn zu wirken.

Von der Seite schien ihn die Marquise nicht gekannt zu haben, sonst hätte sie ihm gewiß nicht ein Geständniß gethan, das ihre Demuth, ihre Unterwürfigkeit und ihre Liebe gänzlich wieder aufwog. Er sah sich getäuscht, hintergangen und als Maschine von ihr behandelt, und dies konnte sein Stolz nicht ertragen. Reue und Unterwürfigkeit unterdrückten in ihm das Gefühl der beleidigten Eitelkeit nicht; sie mußte seine Uebermacht kennen lernen, und durch seine Rache sich überzeugen, daß er kein Spielwerk sey, mit welchem man ungestraft seinen Muthwillen treiben dürfe. Es prallte daher alles, was sie ihm vom Ritter, von Sophien und der Gräfin sagte, wieder von ihm ab und verfehlte seinen Zweck; er traute ihr nicht, und sie hätte den Augenschein zu Hülfe nehmen können, und er würde ihr doch nicht geglaubt haben. Dies ist die gewöhnliche Richtung, welche Geister zu nehmen pflegen, die, selbst arglos, sich getäuscht gesehen haben. Je größer ihr Zutrauen ehemals war, je mistrauischer werden sie dann; sie sind bereit, die Fehlbarkeit ihrer Sinne anzuklagen, um nur nicht Wahrheit einzugestehn, da wo sie durchaus Schein finden wollen.

Das Gerücht von der Gefangennehmung des Grafen hatte sich in der ganzen Stadt verbreitet, und war mit so verschiedenen Muthmaaßungen und Auslegungen in Umlauf gebracht worden, daß er nicht umhin konnte, sich in allen Zirkeln zu zeigen, um es durch seine Gegenwart zu widerlegen. Auf des Ritters Anstiften beschuldigte man laut die Marquise wegen des Vorgefallenen; von einigen Stellen ihres Briefes zirkulirten unter den Weibern Abschriften, und die ganze Geschichte war in ein Vaudeville gebracht und nach Paris geschickt worden, wo man hoffte, daß es den größten Effekt machen würde. Auch der Gouverneur war von ihrer Wiedererscheinung unterrichtet worden; da aber diese Entdeckung seinem Scharfsinn eben nicht zur Ehre gereichte, so affektirte er sie zu bezweifeln, wandte aber doch im Geheim alles an, um ihr näher auf die Spur zu kommen. Die ganze große Welt hatte Parthei für den Grafen Rosenau und gegen die Marquise genommen, nur die Gräfin Dükastel hielt ihr Urtheil zurück, und man glaubte sogar, daß sie nur, um sich nicht darüber erklären zu dürfen, jede Gesellschaft außer ihrem Hause vermied und bei sich keine andere, als nur ganz kleine Kotterien hatte.

Diese Zurückgezogenheit mißfiel dem Grafen

keineswegs, zumal da er, aller angewandten Mittel ungeachtet, es nie hatte dahin bringen können, sie allein zu sprechen. Daß sie ihn liebte und schätzte, gab sie ihm mehr als einmal zu verstehen, und nicht selten sah er in ihrem Auge eine schöne Thräne glänzen, wenn er sie über seinem Anschauen überraschte, oder wenn sie sich von niemand bemerkt glaubte. Eine gewisse sanfte Schwermuth, die ihren Reizen die höchste Vollendung gab, war seit einiger Zeit über ihr ganzes Wesen verbreitet. Sie glich einer Gottheit, die schuldlos das unbeugsame Gesetz des Fatums zur Menschheit herabgewürdigt hat; aber die erhabenen Züge ihres Ursprungs haben die Leiden nicht verwischt, sie haben sie nur gröbern Sinnen anschaulich gemacht, und das Menschliche selbst, das sie uns näher bringt, ist nichts weiter, als der unmerkliche Uebergang vom Unvollkommenen zur höchsten Vollkommenheit. Sie war die Sanftmuth, die Gelassenheit selbst; kein strenges Urtheil entfuhr ihren Lippen, kein harter Tadel berührte sie; mit einem offenen Blikke, der sich nichts Schlimmes bewußt ist, und schonend verwies sie dem Grafen jede seiner stürmischen Forderungen; wollte er eine weitläuftige Erklärung mit ihr anknüpfen, so wußte sie ihm so auszubeugen, daß er nicht auf sie zürnen konn-

te. Ueber das Vergangene suchte sie jetzt einen dichten Schleier zu werfen und die heilige Flamme der Freundschaft schien sie ganz allein zu erwärmen.

Diese plötzliche Umänderung der Gräfin war so sehr in ihrem Charakter gegründet, daß er glaubte sich der Mühe überheben zu können, einer andern Ursache derselben nachzuspüren. Sie war von jeher Schwärmerin gewesen, das wußte der Graf; und solche fein und tief fühlende Geschöpfe weichen häufig von der allgemeinen Regel ab, und springen von einem Extreme zum andern über. Hierin, so wie in vielen andern Eigenthümlichkeiten, glich sie Sophien, nur mit dem Unterschiede, daß diese, von allen andern Fesseln frei, ihre Gefühle heftiger und stärker äußerte wie die Gräfin Dükastel. Sophiens Charakter war männlicher und fester; er war in der Schule der Widerwärtigkeiten gestählt worden; der der Gräfin war sanfter, weicher; sie litt und duldete das mit Ergebung und Gelassenheit, was jene in Verzweiflung gesetzt haben würde. Diese Hauptzüge ihrer Charaktere machten sie, der abweichenden Nüancen ungeachtet, zu zwei weiblichen Wesen, die von dem Bande der innigsten Freundschaft umschlungen zu seyn, verdienten, und einander in jedem Betracht werth waren.

Sie glichen zwei Gemählden, von welchen das eine Raphaels stärkern Pinsel, das andere Guido's weichere Züge verrieth, übrigens aber waren Zeichnung, Kolorit und Ausdruck bei beiden die nemlichen. Zwischen sie konnte man das Bild des Grafen setzen, das, wenn auch nur noch Skizze, einen sanften Uebergang von dem einen zum andern bildete, und sie harmonisch zu einem vollkommenen Ganzen vereinigte.

Aber er selbst konnte es nicht über sich erhalten, dieser Vereinigungspunkt, die Bindekraft zweier sich so ähnlicher und vortreflicher Seelen zu seyn. Sein heftiges Blut machte ihn eines Theils unfähig dazu, und andern Theils glaubte er es sich selbst und der Demüthigung, die er der Marquise geschworen hatte, schuldig zu seyn, einen Sieg zu erkämpfen, auf welchen nun einmal seine Eitelkeit einen weit größern Werth legte, als auf die erhabene Rolle, die ihm das vorwurfsfreie Herz der Gräfin angewiesen hatte.

So vergiengen einige Wochen, in welchen der Ritter nach der Schweiz hatte reisen müssen. Da ihn die Marquise als das größte Hinderniß ansah, das ihr im Wege stand, so hatte man geglaubt, sie würde nach seiner Entfernung rascher zu ihrem Zwecke zu gelangen suchen. Aber sie hielt sich, gegen alle Erwartung, ungewöhnlich

stille; man erfuhr sogar, daß sie sich in Paris gezeigt hatte, und daß ihr Kammerdiener sich seit langer Zeit nicht mehr in Strasburg hatte blicken lassen. Dadurch wurden alle Vorsichtsmaaßregeln, die der Ritter seinem Freunde vor seiner Abreise empfohlen hatte, überflüssig. Indessen ließ er sich nicht einschläfern, und hatte auf alles, was in einiger Verbindung mit ihr stand, ein sehr wachsames Auge. Den Unbekannten würde er besonders sehr gern auf die Spur gekommen seyn, aber ihrem Versprechen getreu, schienen sie nicht eher, als in Paris, sich ihm erkennen geben zu wollen. Von Sophien hatte er fortwährend Nachrichten erhalten, und war dadurch immer mehr in der Meinung bestärkt worden, daß die Marquise bei ihrem Briefe keine andere Absicht gehabt habe, als ihm alle verdächtig zu machen, an welchen sein Herz am meisten hieng. Nur das wußte er sich nicht zu erklären, woher sie von allem, was er unternahm, immer so gut unterrichtet war. Es mochte ihm begegnen, was da wollte, vierzehn Tage darauf schrieb sie ihm jedesmal darüber, und in jedem ihrer Briefe drang sie auf seine Entfernung von Strasburg. Auch seine Mutter erfuhr mehr von ihm, als er ihr zu melden für gut befand, ja nicht selten verwies sie ihm Dinge, welche sie unmöglich von der Grä-

fin Dükastel, die, so viel er wußte, die Einzige war, mit der sie in Strasburg korrespondirte, erfahren haben konnte.

Eine psychologische Erscheinung hatte um diese Zeit die Aufmerksamkeit aller denkenden Köpfe, bis zum niedrigsten Pöbel herab, erregt, und wenn ich nicht eher davon sprach, so geschah es deswegen, weil der Graf zu sehr mit sich selbst beschäftigt, bisher keine Zeit gehabt hatte, sich näher darüber zu unterrichten, oder weil er das Ganze überhaupt für Charlatanerie, und eine nur für Schwärmer oder müßige Köpfe schickliche Beschäftigung gehalten hatte. Aber jetzt, da sein Freund abwesend, die Marquise ruhig war, und die Gräfin seiner Leidenschaft keine angemessene Nahrung mehr gab, jetzt wurde er endlich auch mit einer Wissenschaft bekannt, die in Frankreich unter die ausgebreitetesten gehörte, und Tausende von Anhängern und Vertheidigern hatte. Der angebliche Vater und Erfinder derselben, der große Demiurg, Meßmer selbst, war seit einigen Wochen wieder in Strasburg, und verrichtete Wunder, wie man sie noch von keinem seiner Schüler gesehen hatte. Natürlich strömte sein Lob dafür von allen Lippen; die Schönen besonders ließen es sich angelegen seyn, es überall zu verbreiten, und wer sein Glück bei ihnen

machen wollte, mußte sich zu Meßmern bekennen, und an die Unfehlbarkeit des Somnambulismus glauben.

So oft man es sich auch sonst schon hatte angelegen seyn lassen, den Grafen Rosenau in die Mysterien dieser Sektirer einzuweihen, so hatte doch entweder sein Unglaube oder seine Flatterhaftigkeit diesem Entwurfe immer unüberwindliche Hindernisse entgegengesetzt. Aber jetzt war er unbeschäftigt, er fühlte eine gewisse unbehagliche Leere in sich, und befand sich in einer von denen Lagen, in welchen wir, aus Apathie und mechanisch, sehr oft Dinge thun, die wir, bei der geringsten Ueberlegung, gewiß unterlassen würden. Ich weiß nicht, ob man diesen Moment berechnet hatte, oder ob es Zufall war, genug man benutzte ihn, um den Grafen dem großen Meister zuzuführen, und dieser war so gefällig, daß er es geschehen ließ. Meßmer empfing den Günstling der Strasburger Schönen, den einzigen Ungläubigen, der noch nicht zu seiner Fahne geschworen hatte, auf eine Art, die ganz dazu gemacht war, diesem die vortheilhafteste Meinung von ihm beizubringen. Seine Anhänger triumphirten auch schon, nach dieser ersten Zusammenkunft, und hielten ihn für ihre Parthei gewonnen; aber der Meister schwieg vorsich-

tig, und nicht einmal eine Miene verrieth seinen tief angelegten Plan.

Auf diesem Wege nur allein war es möglich, dem Grafen beizukommen, dies wußte und hatte der große Demiurg vorhergesehen, und eben deswegen ihn eingeschlagen. Er kannte schon längst seinen hellen Kopf, seinen von jeder auf übernatürliche Erscheinungen gegründeten Schwärmerei befreiten Geist, und jenes Streben, sich die auffallendsten und ungewöhnlichsten Dinge, durch natürliche Ursachen zu erklären. Vor allen Dingen mußte er sein Zutrauen gewinnen, und dies konnte er nur, wenn er sich ihm in Rücksicht auf Herz und Kopf von einer Seite zeigte, die ihn als einen Menschen darstellte, der auch, ohne den Nimbus des Wunderbaren, auf eine gewisse Stufe von moralischer Höhe gestellt zu werden, Anspruch machen konnte. Bei ihrer ersten Zusammenkunft kam also kein Wort von Magnetismus vor, eine Behandlungsart, die Meßmer bei Ungläubigen und starken Geistern nie vernachläßigte; die gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen, eine ganz oberflächliche Unterredung über Musik, Litteratur und Kunst, und das wechselseitige Verlangen, einander näher kennen zu lernen, füllten die Unterredung von ungefähr einer halben Stunde aus, und sie trenn-

ten sich, mit dem Versprechen, sich bald wieder zu sehen.

Dies geschah schon den folgenden Tag; Meßmer erwiederte den Besuch des Grafen, und nichts war mehr in der Regel als dies. Aber er hatte den Moment dazu so glücklich gewählt, daß er ihn nicht nur allein traf, sondern auch nicht befürchten durfte, von jemand gestört zu werden. Ohne weder ganz richtig Deutsch zu sprechen, noch auch im Französischen sich mit der Zierlichkeit und Geläufigkeit auszudrücken, die zu der Rolle, welche er spielte, unumgänglich erforderlich zu seyn schienen, wirkte sein gefälliges, sanftes und harmonisches Aeußere nichts destoweniger so sehr auf seine Zuhörer, und bei dieser zweiten Zusammenkunft schon auf den Grafen, daß er in ihm den Magnetiseur übersah, und nur den angenehmen und unterrichteten Gesellschafter erblickte. Das Pianoforte, welches in dem Zimmer stand, und die Violine, die darauf lag, brachten sie auf das Kapitel von der Musik. Meßmer gestand dem Grafen, daß er mehrere Instrumente, als Klavier, Klarinette und Fagott, aber alle sehr schlecht spiele. Sie kamen überein, einander auf die Probe zu stellen, und schon der nächste Nachmittag wurde zu diesem musikalischen Wettkampfe bestimmt; für

die nöthige Begleitung versprach der Graf zu sorgen.

Aber auch dieser ging vorüber, ohne daß man von etwas anderm gesprochen hätte, als was unmittelbar auf den Gegenstand ihrer Zusammenkunft Bezug hatte. Der Graf lobte Meßmers sanften und angenehmen Ton auf der Klarinette und dem Fagotte, und dieser bewunderte seine Geläufigkeit und den schönen Ausdruck auf dem Klavier und der Violine. Vom Magnetismus war so wenig die Rede, als wenn der Graf nie etwas davon gehört, oder Meßmer sich nie damit beschäftigt hätte.

Es verging von nun an kein Tag, an welchem sie sich nicht gesprochen hätten. Der Graf hatte Zutrauen zu ihm gefaßt, und gefiel sich in seinem Umgange. Aber so ganz ohne Rückhalt war er nicht mit ihm, so lange sie sich noch nicht über einen Gegenstand verständigt hatten, der sie entweder auf immer von einander trennen oder unauflöslich verbinden mußte. Meßmer verstand allem, was Bezug darauf hatte, oder auf ihn hinführen konnte, sehr geschickt auszuweichen, und vermied sorgfältig jede Gelegenheit, den Grafen zum Zeugen von Auftritten zu machen, die, bei seiner Stimmung, ihn nothwendig noch den Hauptzweck verfehlen lassen mußten. Aber nicht

so zurückhaltend war der Graf; mehr als einmal schwebten die Worte Magnetismus und Charlatanerie ihm auf den Lippen, und er mußte sich sehr in Acht nehmen, wenn er seine geheimen Gesinnungen nicht laut werden lassen wollte.

Der Graf liebte die einsamen Spaziergänge und Meßmer war mehrentheils sein Begleiter. Hier konnte es nicht fehlen, daß sie nicht manchmal sich über Gegenstände unterhalten hätten, die mit dem, welchem sie beide geflissentlich auszuweichen schienen, in näherer Verbindung standen. Meßmer war Arzt und Botaniker, und es war ganz natürlich, daß sie über die Arzneikunde und die Heilkraft der Pflanzen sprachen. Nach seiner Meinung sollten alle Krankheiten aus einer Ursache, die in den Verdauungswerkzeugen läge, entstehen, und folglich auch ein einziges Mittel zur Heilung derselben hinreichend seyn. Ohne mehr von der Heilkunde zu verstehen, als man von einem in die Geheimnisse Aeskulaps Uneingeweihten fodern kann, schien dieser Satz dem Grafen doch so paradox, daß er den Adepten aus Ingolstadt zu widerlegen versuchte. Aber es fehlte ihm bald an den gehörigen Beweismitteln, um allen Folgerungen, welche der Meister aus den wenig bekannten wundervollen und geheimen Wirkungen der Natur herleitete, diejeni-

ge bindende Schlußkraft zu benehmen, die sie vermöge seiner geschickten Darstellungskunst zu haben schienen.

„Wir kennen uns selbst," — fuhr er fort — „und die Natur zu wenig, um uns herauszunehmen, ihre Thätigkeit gewissen Gesetzen unterwerfen, oder sie in ihren geheimsten Operationen belauschen zu wollen. Indessen können und müssen wir mit der Zeit auch noch diesen Grad der moralischen Vollkommenheit erlangen, und sogar jetzt schon, dies werden Sie mir eingestehn, kann es eben so gut Menschen geben, die, feinern Sinnes, ihr manches ihrer Geheimnisse abgelockt haben, als es mehr oder weniger unterrichtete und gelehrte Menschen giebt. Was wir noch nicht erforscht haben, gehört deswegen nicht unter die unmöglichen oder nie zu begreifenden Dinge, und das, was wir heute als übernatürlich, wunderbar und gegen die uns bekannten, oder vielmehr von uns eigenmächtig aufgestellten Gesetze der Natur betrachten, kann nach Jahrhunderten, oder vielleicht noch früher oder später, unter die gewöhnlichsten Kenntnisse des menschlichen Wissens gezählt werden. So viel ist gewiß, daß wir mit allem, was uns umgiebt, in der genauesten, innigsten Verbindung stehn; so wie wir auf Dinge, die außer uns sind, wir-

ken, so wirken sie auch wieder auf uns zurück. Es kommt nur darauf an, die Art und Weise zu entdecken, wie dies geschieht, und diejenigen Wesen zu kennen, die mit unsrer individuellen Natur am meisten harmoniren. Haben wir es einmal dahin gebracht, dann sehn Sie von selbst ein, sind sie uns nicht nur unterwürfig, sondern wir sind auch im Stande, vermöge ihrer Kräfte, solche Wirkungen hervorzubringen, die so sehr von allen bekannten Gesetzen der Thätigkeit in der Natur abweichen, daß sie an's Wunderbare gränzen."

Dawider wußte der Graf nichts einzuwenden; denn bis hieher hatte er sich bloß mit sinnlichen Erscheinungen, von welchen er die Ursachen begriff, allein beschäftigt und nichts auf Phänomene gehalten, bei deren Erklärung er übernatürliche oder wenigstens ihm unbekannte Kräfte zu Hülfe nehmen mußte. Aus Mangel an Kenntniß also, und nicht aus Ueberzeugung, gab er dem Demiurgen Recht, und so war der erste Schritt in ein Feld gethan, auf welchem er von einer Hypothese zur andern fortschreiten sollte, bis er endlich auf den Punkt geriethe, wohin man ihn zu bringen gedachte. Seine Verbindung mit Meßmern mußte ihn in der Folge nothwendig dahin führen, so wenig dieser selbst

ihn kannte; denn im Grunde war er eben so wie der Graf, nichts mehr als Maschine, nur eine vollkommnere Maschine, und dessen was er that, sich mehr bewußt, als jener.

Das große Wort, das beiden lange die Zunge band, das dem Grafen besonders bei jeder Gelegenheit entschlüpfen wollte, war endlich auch von ihnen ausgesprochen worden; sie hatten sich über die Wirkungen des Magnets unterhalten. Ihre Musikliebhaberei hatte sie darauf geführt, und der Graf hatte, ohne es zu wollen, so viele davon eingestanden, daß Meßmer ihn nun auch schon unter seine Schüler zählen konnte. Den Einfluß der Musik auf unsere animalische Organisation konnte er nicht leugnen, denn er selbst empfand oft die mächtige Wirkung der Töne. „Nun aber sind Töne," — schloß Meßmer — „nichts anders, als eine gewisse geistige Flüßigkeit, die sich so innig mit unserm Wesen verbindet, daß durch diese Vermischung Resultate entstehen, die so wie ihre Ursache, nichts mit dem Körper gemein zu haben scheinen. Den nemlichen Effekt bringen alle andern, von gleicher Natur, auf uns hervor; sie wirken geistig, weil sie geistig sind, und ihre Kraft äußert sich mehr oder weniger stark, je nachdem sie eine höhere oder niedrigere Region einnehmen, oder eine

größere oder schwächere Verwandtschaft finden. Das Feuer nimmt, so wie in der physischen Welt, also auch in der geistigen, die oberste Stelle ein; es ist jene nicht körperliche Flüßigkeit, die alles durchdringt und belebt, und wo sie mitgetheilt wird, da bringt sie Erscheinungen hervor, die eben so wunderbar als selten sind. Die Lehre vom Magnetismus beruht darauf; die in demselben wirkende Kraft ist eine Art Feuer, aber von dem feinsten und geistigsten. Es steht in der genausten Verbindung mit unserm innern Sinn, und bedarf des Körpers nicht, um thätig zu werden."

Der Graf verlangte nun auch eine Probe davon zu sehen, um sich durch den Augenschein von demjenigen zu überzeugen, wovon er jetzt schon geistige Gewißheit erlangt zu haben meinte. Aber der Meister hielt ihn entweder noch nicht für vorbereitet genug, oder hatte andere Absichten mit ihm; er weigerte sich, seinen Wunsch zu erfüllen. Unterdessen ging der Unterricht seinen Gang fort, ohne daß es den Anschein davon hatte, und wenn auch manches Mystische und Unverständliche für den Grafen dabei vorkam, so hatte es doch für ihn den Vortheil, daß er auf sich selbst und die Gesellschaft, mit welcher er in Verbindung stand, aufmerksam gemacht, sich und den erhabenen

Zweck seiner Bestimmung kennen lernte und von Frivolitäten abgeführt wurde, die seines Kopfs und seines Herzens unwürdig waren. Er war in kurzer Zeit ein ganz anderer Mensch geworden, und stand im Begriff, von nun an nach höhern Dingen ausschließend zu streben, und einer neuen Leidenschaft sich zu ergeben, die verwüstend oder wohlthätig wird, je nachdem die Richtung ist, die ihr äußere Umstände mittheilen. — Ein Zufall, oder noch wahrscheinlicher, ein tief angelegter Plan waren Ursache, daß das künstliche Gebäude seiner Sinnesänderung auf einmal wieder zusammen stürzte.

Gewohnt, seinen Freund und Lehrer zu jeder Stunde des Tages und unangemeldet zu besuchen, trat er eines Morgens in sein Zimmer, als er sich gerade mit einer seiner besten Somnambülen in Rapport gesetzt hatte. Sie lag auf einer blau seidenen Chaise longue; ein weißer moußelinener Schlafrock umhüllte ihre schönen durchscheinenden Formen; der volle Busen war halb entblößt, das kastanienbraune Haar bedeckte ihn unvollkommen, und floß über das bleiche Gesicht und die festverschlossenen Augen herab. Der Graf blieb, betroffen über so viel Reize, an der Thüre stehen; und fürchtete, sie aus dem Schlafe zu wecken. Aber der Meister

winkte ihm, näher zu treten, und er ging auf den Zehen zu ihr hin. Kaum war er so nahe, daß er ihr schweres Athemholen bemerken konnte, als sich die Schlafende langsam erhob und auf der Chaise longue eine sitzende Stellung annahm.

„Willkommen, Graf Rosenau" — flüsterte sie mit verschlossenen Augen — „schon längst erwartete ich Sie. Eine wichtige Nachricht steht Ihnen heute noch bevor; stählen Sie sich mit Muth; denn Sie bedürfen seiner, um sie zu ertragen."

Meßmer gab ihm zu verstehen, daß er sich eine nähere Erklärung darüber sollte geben lassen.

Der Graf fragte: „Wer wird mir diese Nachricht ertheilen?"

„Ein unverdächtiger Freund" — war die Antwort der Schlafenden.

„Betrift sie mich oder jemand anders?"

„Sie betrift Sophien."

„Vielleicht ihren Verlust?"

„Ihren augenblicklichen."

„Wo find' ich sie wieder?"

„Da, wo Sie es am wenigsten vermuthen. In Paris stehen Sie am Ziele."

„Werde ich bald dort seyn?"

„Sie kommen gezwungen weit früher hin, als es Ihr Vorsatz ist."

„Ist die Marquise ruhig?"

„Sie scheint es; trauen Sie ihr nicht."

„Wo lebt sie?"

„Allenthalben, wo Sie sind."

Ein tiefer Seufzer hob hier ihre Brust, sie fiel bewußtlos auf die Chaise longue zurück und antwortete nicht mehr. Der Meister erklärte, sie würde erwachen, und wirklich fing sie bald darauf an, sich zu bewegen und die Augen aufzuschlagen. Als sie den Grafen gewahr wurde, bedeckte sie ihr Gesicht, und schien sich vor ihm zu schämen. Meßmer gab ihr zu verstehen, daß er ein Freund sey, vor welchem sie keine Ursache hätte, sich zu fürchten. „Ich fürchte mich eigentlich auch nicht" — erwiederte sie — „aber ich glaubte allein zu seyn, und daher meine Ueberraschung, als ich auf einmal einen mir ganz unbekannten Mann vor mir stehen sah. Ich habe sehr unruhig geschlafen, ein furchtbarer Traum quälte mich; es war mir, als würde ich von Räubern fortgeführt, ich sah Waffen blinken, hörte mehrere Schüsse fallen, und war ganz von Blut befleckt."

Der Graf bat sie nun um eine nähere Erklärung über das, was sie ihm im Schlafe gesagt hatte; aber sie wußte nichts davon. Ohne eigentlich zu glauben, was er erfahren hatte,

verließ er sie doch sehr unruhig, und wünschte, daß die Sonne bald untergehen möchte, um einen Beweis von der Nichtigkeit ihrer Prophezeihung zu erhalten. Er war indeß kaum nach Hause gekommen, als er Briefe von der Post aus Deutschland erhielt. Man meldete ihm aus München, daß Sophie unsichtbar geworden sey, und entschuldigte sich, daß man ihm nicht eher davon Nachricht gegeben, weil man sich noch immer geschmeichelt hätte, ihren Aufenthalt zu entdecken und sie wieder zurück zu bringen. Die Umstände, unter welchen sie München verlassen hatte, sahen mehr einer gewaltsamen Entführung, als einer freiwilligen Entweichung ähnlich, und ohne es geradezu einzugestehen, ließ man dem Grafen nicht undeutlich merken, daß seine Mutter ihren Aufenthalt wohl könnte entdeckt, und sie ihm zum zweitenmale entrissen haben. Dieser Argwohn, von Seiten seines Korrespondenten, erhielt dadurch noch mehr Gewicht, daß ihn seine Mutter in dem Briefe, den er zu gleicher Zeit von ihr erhalten hatte, einer geheimen Kenntniß und des Einverständnisses mit Sophiens Schicksalen beschuldigte, und von ihm verlangte, ihr auf immer zu entsagen.

Wenn die Zeiten der Verwandlungen noch statt gefunden hätten, der Graf würde bei dieser

Nachricht gewiß das Schicksal der Helden Ovids gehabt haben. Es war nicht Bestürzung, die sich seiner bemächtigte, eine gänzliche Abspannung und ein totales Aufhören des Wirkens aller seiner Fähigkeiten machten ihn zur leblosen Bildsäule, und jede Besinnungskraft, jedes Nachdenken hatte in ihm aufgehört. Aber diese Nachricht war auch ganz dazu geeignet, und von solchen Umständen begleitet, die ihn aus aller Fassung bringen mußten. Auf die Entfernung Sophiens hatte die Marquise hingedeutet, die Somnambüle hatte es ihm mit trockenen Worten gesagt, und den nemlichen Tag erhält er noch die Bestätigung davon durch einen Zeugen, in dessen Aufrichtigkeit er keinen Zweifel setzen kann.

Zurückgeschleudert in die Irrgänge des Geheimnisses, und zwar eines Geheimnisses, an dessen Aufklärung ihm Alles lag, stand er da, und wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte. Sophie hatte, aller seiner Verirrungen ungeachtet, doch nie aufgehört, den ersten Platz in seinem Herzen zu behaupten. Er konnte ihr zwar auf Augenblicke untreu werden; aber ihn gleichgültig gegen sie zu machen, war Niemand in der Welt im Stande. Sie war das Theuerste, was er in diesem Leben besaß, seine erste und einzige Jugendfreundin, seine Schülerin; mit ei-

nem Worte, Alles, was seiner Eitelkeit schmeicheln, seinen Ehrgeiz befriedigen, seinem Verstande entsprechen und seinem Herzen wohl thun konnte. Ein solches Kleinod zu verlieren, wie viel kostet das nicht; wer wendete nicht Alles an, um es sich wieder zu verschaffen!

Dies war auch der erste Gedanke des Grafen, als er wieder einen zu fassen fähig war. Aber wo er sie finden sollte, darüber hatte man ihm zu wenig bestimmte Auskunft gegeben. Wenn er nicht geglaubt hätte, seine Mutter schonen zu müssen, er würde auf der Stelle nach München abgereiset seyn, und dort seine Nachforschungen über sie angefangen haben. Da er dies also nicht wagen durfte, so begnügte er sich, seinen treuen Heinrich dahin abzuschicken. Indeß auch damit war er noch nicht zufrieden; er schrieb zugleich an den Ritter und an alle seine deutschen Freunde, und meldete ihnen seinen Verlust. Alle wurden ersucht, Sophien nachzuspüren und weder Mühe noch Kosten zu scheuen. Er selbst behielt sich vor, sie in Strasburg und in der Nähe der Stadt zu suchen; denn daß sie dort sehr leicht sich aufhalten könne, schloß er aus den Vorherverkündigungen der Marquise und der Somnambüle; ja, es gab Augenblicke, wo er Beide in Verdacht hatte, an ihrer Entführung Theil ge-

nommen zu haben. Auch der Gouverneur wurde im Geheim davon unterrichtet, und dieser versprach, die Polizei anzuweisen, Alles zu ihrer Entdeckung anzuwenden. Nur der Gräfin Dükastel verschwieg er, was vorgefallen war; er fürchtete, sie durch seine Theilnahme zu kränken, wollte ihr den Triumph, von einer Nebenbuhlerin befreit zu seyn, nicht verschaffen, und sah sie, seit einiger Zeit, überhaupt viel zu wenig, um sie über das, was ihn persönlich anging, weitläuftig zu unterhalten.

Obgleich der Magnetiseur und seine Somnambüle darauf bestanden, daß sie von dem Schicksale Sophiens durchaus nichts wüßten, so erklärte der Graf dennoch ihre Kunst für Charlatanerie, und zog sich von ihnen zurück. Er war nun sich ganz allein und seinem stillen Kummer überlassen; man sah ihn in keiner von den Gesellschaften mehr, in welchen er sich sonst so gefallen hatte; in sich gekehrt und niedergeschlagen, vermied er die Menschen, und suchte dagegen die einsamsten und abgelegensten Spaziergänge auf. In der Nähe von Strasburg befindet sich ein Gehölz, das an einer kleinen Bergkette sich hinanzieht, die mit den Voghesen in Verbindung steht. Sie erhebt sich fast unmerklich, schon von dem linken Ufer der Ill an,

und gewährt auf einigen Punkten die schönsten Aussichten. Alte Ritterschlösser, oder vielmehr nur die verfallenen Ruinen derselben, stehen auf ihrer höchsten Spitze; man sieht sie in weiter Entfernung; es hält schwer, und man muß sich durch unwegsame Gegenden und das dickste Gebüsch hindurch winden, um sie zu erreichen.

Dahin pflegte der Graf zu lustwandeln, als er von Froheneck wieder nach Strasburg zurück gekommen war. Gewöhnlich geschah es in Begleitung des Ritters oder Heinrichs, und seitdem er von Beiden getrennt war, ging er allein dahin. Er kannte alle Fußsteige, die zu den Ruinen führten, so genau, hatte die Anhöhen schon so oft bestiegen, und war mit der ganzen Gegend so vertraut, daß er auf keinem Fall sich verirren konnte. So saß er eines Nachmittags auf der hohen Mauer eines der Schlösser und blickte nach der Gegend des Rheins hin. Er war so sehr mit seinem Unglück und mit Sophien beschäftigt, daß es ihm schien, als müßte sein Auge sie nothwendig irgendwo entdecken, ob er gleich noch nie auf dieser Höhe Menschen gesehen oder Spuren von ihnen bemerkt hatte.

Indem er so in seinen Gedanken vertieft da saß, glaubte er auf einmal mehrere Stimmen zu

vernehmen, und wenn er recht gehört, so hatten sie sogar den Namen Sophie ausgesprochen. Diese ungewöhnliche Erscheinung machte ihn aufmerksam; er wußte nicht, ob er sich verbergen oder ruhig an seinem Platze bleiben sollte. Es konnten Bauern aus der Nachbarschaft seyn, sie konnten von einer ganz andern Sophie gesprochen haben; aber wer glaubt nicht gern, selbst das Allerunwahrscheinlichste, wenn es unsern geheimen Wünschen entspricht? Der Graf war überzeugt, daß von keiner andern Sophie, als von der seinigen, die Rede seyn könne. Dies bestimmte ihn, zu bleiben, um wo möglich noch mehr von ihr zu erfahren.

Aber die Stimmen entfernten sich immer weiter, bis er endlich nicht den geringsten Laut mehr vernahm. Da die Sonne untergehen wollte, so dachte er nun an den Rückweg, und trat ihn auch wirklich an. Am Fuße des Berges, auf welchem das Schloß erbaut war, ist ein kleines Thal, das zwischen zwei Bergketten hinläuft, von welchen er bis jetzt nur die äußersten Spitzen kennen gelernt hatte. Er hielt es für unbewohnt, und war daher nicht wenig überrascht, als er am Eingange zu demselben ein Mädchen gewahr ward, das aus der Stadt zurückzukommen schien, wo sie verschiedene Sachen

eingekauft hatte. Der Graf ließ sich mit ihr über die Bewohner des Thals in eine Unterredung ein. Sie erzählte ihm, daß es nur von einigen Bauerfamilien bewohnt sey, daß aber am Ende desselben, ungefähr eine Viertelstunde weiter in das Thal hinein, ein schönes Schloß stehe, das seit einigen Tagen zwei Frauenzimmer bezogen hätten, die Niemand in der ganzen Gegend kennte, und die auch so wenig ausgingen, daß man sie nicht einmal in der Messe zu sehen bekäme.

Sophie mußte eins von den beiden Frauenzimmern seyn, daran zweifelte er nun gar nicht mehr. Ohne sich von dem Mädchen nähere Auskunft über sie geben zu lassen, erkundigte er sich jetzt bloß nach dem Wege, und lief sogleich nach dem Schlosse hin. Die Sonne war schon untergegangen, als er es zu Gesicht bekam. In einiger Entfernung, und von dem Schatten der Nacht umgeben, glaubte er zwei weibliche Wesen zu bemerken, von welchen eins Sophiens Bild so lebhaft in seine Seele zurückrief, daß er sie selbst vor sich zu sehen wähnte. Er eilte unbesorgt auf sie zu, aber sie hatten sich schon im Gebüsch, das einen Theil des Gartens auszumachen schien, verloren. Keine Seele war zu erblicken, die er darüber um Auskunft hätte fra-

gen können. Indem er noch überlegte, ob er nicht geradezu in's Schloß gehen, und sich da nach ihr erkundigen sollte, schien es ihm auf einmal, als hörte er von der Gegend her, wo sie verschwunden war, ihre Stimme um Hülfe rufen. Ohne zu überlegen, eilt er darauf zu, sieht sie im Kampfe mit einigen Männern, die sie fortzutragen bemüht sind, will sie retten, wird aber selbst von jenen übermannt, und während die Person, welche er für Sophien hält, sich im Gebüsch verliert, in einen zugemachten Wagen gebracht und im stärksten Gallopp davon geführt.

Ende des dritten Abschnitts.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

gen können. Wenn er noch überlegte, ob er nicht [illegible] Schloß gehen, und sich da nach [illegible] zeigen er ihm an, eine [illegible] von der Gegend her, wo sie verschwunden [illegible] Hülfe [illegible] fen. Oder [illegible] zu, ließe sie im Kampfe [illegible], die für [illegible] und [illegible], welch aber selbst [illegible] während die [illegible], sich im Gebüsche [illegible] zu einem [illegible] Gebrauche und im [illegible] Schlosse [illegible] geführt.

Ende des dritten Abschnitts.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wojda, Karol Fryderyk, 1771-1846

Graf Eugen von Rosenau ein Roman

Bd.: 1

Berlin (1805)

P.o.germ. 1641-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10123737-8